Das Puppenhaus,

ein Erbstück in der Gontard'schen Familie.

—[❧]—

Bruchstücke

aus den

Erinnerungen und Familien-Papieren einer Siebenzigerin;

zusammengestellt

von

Carl Jügel.

71

Mit Lilli's Portrait.

Frankfurt a. M. 1857.

Für den Verfasser als Manuscript gedruckt.

Druck von Rudolf Ostertag in
Frankfurt a. M.

Schiller und die Schiller-Stiftung.

Vom Glück sieht's Edle selten sich getragen;
Nicht schon der Wiege blüht sein Lorbeerzweig.
Müh'voll darnach zu streben und — Entsagen,
Das ist sein Loos und seines Glücks Bereich. —
Doch nimmer ruht's, zur Geltung sich zu bringen,
Wie auch die Form, in der's im Geiste wohnt;
Und hat sich's offenbart dann, im Gelingen,
Fühlt durch die That es sich schon reich belohnt. —

So auch einst Du, der stets dem Idealen,
Als seinem Götterbilde, nachgestrebt!
Dein Wirken glich des Frühlings Sonnenstrahlen,
Der Blüthen treibend Alles neu belebt.
Du sorgtest nur, daß sich das Leben schmücke,
Und diese Sorge war Dein höchstes Glück;
Den Vollmachtsbrief zu Deinem Erdenglücke
Gabst ungebrochen, scheidend Du zurück. —

Was Deine Zeit so hart an Dir verſchuldet,
Das ſühnt die Gegenwart mit mild'rem Sinn;
Den Geiſt zu heben, der im Stillen duldet,
Gibt ſie ſich freudig dieſer Regung hin.
Der Sänger greift begeiſtert in die Saiten,
Den Lorbeer reicht der Mime willig dar;
Der Greis — legt die Erinn'rung ſeiner Zeiten,
Als ſchwaches Opfer, hier auf den Altar.

So gib denn, hoher Meiſter, Deinen Namen
Dem Stiftungswerk, das ſinnig Deiner denkt;
Sprich über dieſe Saat des Segens Amen!
Die hoffnungsvoll ſich in die Zukunft ſenkt.
Muß mühſam auch ſie ſich zum Leben ringen:
Der Liebe Hauch bringt doch ſie einſt zum Blüh'n;
Drum laßt uns freudig unſre Opfer bringen,
Ein dankend Herz — lohnt reichlich unſer Müh'n.

Inhalt.

Seite

Einleitung 3

Erinnerungen

1783—1808 15

1808—1810 54

1812—1816 113

Das Pappenheim 239

Ein Gentart'scher Familienzweig 277

Einleitung.

Unter den Büchern meiner kleinen Bibliothek zählt Göthe's „Aus meinem Leben“ vorzugsweise zu denen, nach welchen ich stets am liebsten greife, wenn ich aus den excentrischen Kreisen des heutigen Lebens und unserer Literatur heraustreten und wieder einmal den traulichen Erzählungen lauschen möchte, an deren Inhalt meine eigenen Jugenderinnerungen noch anzuknüpfen vermögen. — Ein, obschon so alterndes Gedächtniß, wie das meinige, wendet sich immer noch gerne jenen Bildern zu, deren einst so buntes und lebhaftes Farbenspiel ihm, ungeachtet einer darüber hingegangenen langen Zeit, doch noch nicht ganz erblaßt, und wo ich dazu Göthe's so reichen Schatz von „Wahrheit und Dichtung“ aufschlage, treten mir überall Schilderungen solcher Zeitperioden entgegen, deren ich mir, als wären sie erst jüngst vergangen, noch deutlich entsinne, oder die ich zum Theil noch selbst mit erlebte.

Die Gesammtheit dieser so höchst interessanten, in den zierlichsten Rococcorahmen gefaßten Genrebilder fügt sich gleichsam zu einem reichen Album zusammen, dessen jedes einzelne Blatt den Geist, die Sitte und das Costum seiner Zeit mit einer Treue charakterisirt, als blicke man auf sie wie in eine Camera obscura, deren concentrirte Farbenwirkungen fast mehr noch ergötzen wie die Natur selbst. Meistens gehören diese Bilder freilich einer Zeit an, welche der Gegenwart im Ganzen weniger in der Erinnerung geblieben, wie das ihr lange vorangegangene Mittelalter, das sich durch seinen romantischeren Charakter in frischerem Andenken erhalten. Ja, unsere heutige Generation, die ihr in so Vielem weit voran geeilt, wußte lange von ihr nur noch als der Periode des Altfränkischen, des Verjährten und des Zopfes zu reden,

und war nahe daran, es gänzlich zu vergeſſen, daß doch gerade ſie das Treibhaus geweſen, deſſen ſich zuſammenhaltende Wärme die Cultur zu den gewaltigen Blüthen trieb, die ſich eine nach der anderen unter der ſtets höher ſteigenden Sonne der Civiliſation in herrlichſter Pracht entfaltet. Erſt in der neueſten Zeit hat man angefangen, die Fundgruben eben dieſer vernachläſſigten Periode wieder aufzuräumen, dabei aber ihrer Ausbeute auch ſoviel Modernes beizumiſchen, daß nun zu oft deren ehemalige Wahrheit in ſolchen carrikirten oder trivialen Geſtaltungen nicht mehr zu erkennen iſt.

Göthe ſelbſt begann ja ſeine erſten Studien noch in Mitte des Einfluſſes, der ſich unter der Allongenperücke des alten Gottſched hervor damals geltend machte, und der, trotz aller barocken Verbrämungen, dennoch unſerer deutſchen Literatur die Bahn des Fortſchritts eröffnen half, von wo aus der Genius des großen Dichters ſie, mit dem Fluge des Zeugeiſtes weiterſernd, zu ihrem Glanzpunkte geleitet.

Selten wohl hat ein Geiſtesleben auf eine ähnlich durchlaufene Bahn der Entwicklung zurückſchauen können, und wer, wie Göthe, ſo mächtig und tief eingreifend dabei mitgewirkt, der, ſollte man meinen, müßte über die Vollendung längſt die erſten Schritte des Beginnens vergeſſen haben; dem iſt aber nicht ſo, im Gegentheil: unſer großer Landsmann hat in Mitten der Fülle geiſtiger Eindrücke auch die ſeiner frühеſten Jugendzeit ſo treu bewahrt, und beginnt im Eingange ſeines Buches gleich damit, ſie uns mit ſo viel Anmuth und naiver Umſtändlichkeit zu erzählen, daß alle dieſe kleinen Einzelnheiten uns wie die eines großen Bildes erſcheinen, die um ſo mehr den Reiz der Compoſition erhöhen, je feiner ſie gedacht, je paſſender ſie angebracht und je natürlicher ſie ausgeführt ſind.

Frankfurt darf ſich ſchon etwas darauf zu Gute thun, daß es nicht allein die Wiege des genialen Dichters geweſen, ſondern daß ihm derſelbe auch ein ſo treues, bis zu ſeinem frühеſten Jugendalter zurückgehendes Andenken bewahrte. Selbſt die kleinſten Ereigniſſe ſind ſeinem Gedächtniſſe gegenwärtig geblieben, und wenn er erzählt, wie er als kleines Knäblein in dem damals noch mehr üblichen alterthümlichen Gerämſe am Fenſter des elterlichen Hauſes auf dem großen Hirſch-

graben geſeſſen und, fröhlich in die Hände patſchend, das ihm zur Unterhaltung übergebene Spielwerk ſowohl, was aus kleinen irdenen Töpferwaaren beſtand, als auch das aus der Küche noch dazu geplünderte Geſchirr jubelnd auf die Gaſſe geworfen und ſich, unter dem Beifall der Nachbarn, an dem Zerſchellen deſſelben erfreute: ſo iſt dieſes ſo friſch aus dem Kinderleben gegriffene Genrebildchen nicht allein ein ſehr anmuthiger Beweis des eben Geſagten, ſondern es bezeichnet zugleich ſehr charakteriſtiſch die Einfachheit damaliger Sitte, die ihre Jugend noch mit geringfügigeren Dingen zu ergötzen wußte, als man ihr heutigen Tages zu bieten gewohnt iſt. Dann aber mag eben dieſer kecke Muthwillen des ſich kaum bewußt gewordenen Knaben auch als eine Vorbedeutung betrachtet werden, daß er es ſein würde, der einſt als Mann die eingroſſierten Vorurtheile ſeines Jahrhunderts eben ſo keck über Bord werfen und durch den Mund ſeines „Götz" ein freies, kühnes Wort zu ſeinem Volke reden würde, was lauten Wiederhall in Aller Herzen fand.

Eben dieſem ſich ſo jung erhaltenen Bewußtſein aller Einzelnheiten vergangener Zeit verdankt Frankfurt auch die ſo intereſſanten, mit dem früheren Leben des großen Dichters verwebten Schilderungen ſeiner damaligen reichsſtädtiſchen Zuſtände und ſeines inneren Lebens, wie ſie in gleicher Weiſe wohl nicht leicht ſonſt eine andere Stadt aus der Feder eines ſo berühmten Zeitgenoſſen aufzuweiſen haben dürfte. Von ſeinen Wanderungen durch das Innere ſeiner Vaterſtadt, die er uns noch aus ſeiner Knabenzeit her ſchildert und aus denen uns ein ſo lebendiges Bild ihrer damals noch vorhandenen vielen Alterthümlichkeiten anſpricht, bis zu den Begebenheiten während des ſiebenjährigen Krieges und den Kaiſerkrönungen, gedenkt er unſerer damaligen wiſſenſchaftlichen und geſelligen Verhältniſſe in einer Weiſe, die deutlich für die heimathlichen Gefühle ſprechen, die Göthe für ſeine Geburtsſtadt auch in der Ferne ſtets bewahrte *).

*) Ich ſelbſt vermag noch ein, wenn auch an ſich nicht gerade bedeutungsvolles, doch immerhin erwähnungswerthes Zeugniß dafür abzulegen, daß ihm Frankfurt, ſelbſt in ſeinen kleinſten Eigenthümlichkeiten, ſtets gegenwärtig geblieben. Göthe ertheilte mir nämlich während des letzten Decenniums ſeines Lebens öfters Aufträge zur Beiſorgung ausländiſcher Tücher oder auch ſonſt anderer

Zeit, Fortſchritt, Vergrößerungen und Neuerungsſucht haben das meiſte dieſer alten Herrlichkeiten bereits gänzlich verwiſcht. Immer weniger werden Derer unter uns, deren Erinnerung noch an jene Schilderungen anknüpfen kann. Frankfurt ſteht bereits in Mitten einer ganz neuen Schöpfung, und von der einſt ſich ſo ſcharf ausprägenden Originalität, welche die zwar damals noch in Wall und Gräben eingeengte, nichts deſto weniger aber ſich unabhängiger fühlende freie Reichs- und Krönungsſtadt in ſo merkwürdiger Weiſe charakteriſirte, wird bald keine Spur mehr vorhanden ſein. Wir zehren heute zwar noch an der Fülle der Entwickelungen, die jene Zeit ſchon in ſich trug, bis daß auch ihre Reſultate ebenfalls wieder in die Fluth der Umgeſtaltungen verſchwimmen werden, die über uns hereingebrochen iſt.

Göthe hat uns in der Schilderung ſeines Vaters das Bild eines ächten Frankfurters hinterlaſſen, ſo wie ich deren zur Zeit meiner Hierherkunft noch unter den verſchiedenſten Ständen kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Er läßt denſelben gleich im Eingange ſeines Buches unter Verhältniſſen auftreten, die eben ſo bezeichnend für ihn wie für ſeine Zeit ſind, nämlich bei der Umgeſtaltung des elterlichen Hauſes nach dem Ableben der Großmutter. — Göthe's Vater war ein Mann von Stande; er war Kaiſerlicher Rath und ſo vermögend, daß er den Erforderniſſen eines anſtändigen Hauſes und den Neigungen entſprechen konnte, die Geſchmack und Bildung in ihm geweckt. Er beſaß eine ausgewählte Bibliothek, ſammelte Kunſtwerke, ſah Geſellſchaften bei ſich; kurz, er zählte zu den Angeſehenſten ſeiner damaligen Mitbürger. Das hielt ihn jedoch nicht ab, den Umbau ſeines Hauſes in

Gegenſtände. So mußte ich ihm auch mehreremale zur Weihnachtszeit eine Schachtel jenes hier unter dem Namen „Brente" bekannten eigenthümlichen Frankfurter Confects beſorgen, das, ſeiner ihm ſtereotyp verbliebenen originellen Form nach zu urtheilen, wohl zu den älteſten unſerer vaterſtädtiſchen Leckereien gehören mag. Göthe, der ſich ſeiner wohl noch aus der Jugendzeit erinnern mochte, denn er bezeichnete mir ſogar auch die Conditorei, wo es gekauft werden ſollte, ließ ſich dieſes, zu den Pfefferkuchen zählende Confect offenbar nicht des beſonderen Wohlgeſchmacks wegen kommen, ſondern eben nur in Folge jener von ihm bewahrten heimathlichen Erinnerungen, denen zu lieb bei ſeinen Weihnachtsbeſcherungen auch die kleinen Näſchereien nicht fehlen ſollten, an denen er ſich in ſeiner Jugend wohl einmals im Vaterhauſe ergötzt haben mochte.

einer Weiſe vorzunehmen, bei deren bloßer Schilderung jedem heutigen Bauluſtigen die Haut ſchaudern muß. Leſen wir nämlich, wie der alte Herr mit ſeiner Familie in dem Hauſe wohnen blieb, das von unten herauf, ein Stockwerk nach dem anderen, neu conſtruirt wurde, und wie ſich dieſelbe dadurch nach und nach auf einen ſo engen Raum beſchränkt geſehen, daß ſie bei der theilweiſen Abnahme des Daches unter überſpannten Wachstuchtapeten Schutz vor dem eindringenden Wetter zu ſuchen genöthigt war, ſo iſt man mehr wie geneigt, dieſe ſich ſelbſt auferlegten Entbehrungen als Folge übermäßigen Geizes oder ſonſt einer Bizarrerie zu betrachten. Und doch war dem nicht ſo; Göthe ſelbſt erzählt davon nur als von einem geduldigen Sich-Fügen in das, was die Umſtände mit ſich brachten, und derſelbe Mann, der uns hier in einem Beginnen erſcheint, von dem die heutige Zeit unter ähnlichen Verhältniſſen keinen Begriff mehr hat, leitete nach einem wohldurchdachten Plane die erſten geiſtigen Entwickelungen eines der größten Geiſter unſerer Zeit, und in einem Manſardenzimmer eben dieſes in ſo barocker Weiſe neu conſtruirten Hauſes erwachten und reiften die Ideen, die ſpäter in dem unſterblichen Fauſt ihren Ausdruck fanden. —

So naſenrümpfend nun auch der im Fluge verancilende Fortſchritt unſeres Jahrhunderts bei ſo Vielem auf ſeinen Vorgänger zurückſehen mag, wobei er ihn weit überflügelte, ſo fürchte ich doch, die Nachwelt wird dem erſteren einſt noch weit ärgere Dinge nachzuſagen wiſſen, die um ſo mehr ins Auge fallen werden, je heller die Sonne der Aufklärung uns beſchienen. Wie mag wohl eine ſechs oder ſieben Decennien ſpätere Zeit dereinſt auf unſere Gegenwart zurückſehen? Denke ich mir, daß ein unlängſt Geborner ſechzig oder ſiebenzig Jahre nach heute die Erlebniſſe ſeiner Zeit in ähnlich beſchaulicher Weiſe aufzeichnen würde, ſo möchte ich das Bild betrachten können, das eine geiſtreiche Feder von unſerem Jahrhundert entrollen wird. Wie viel ernſte und humoriſtiſche Betrachtungen laſſen ſich nicht hieran knüpfen und wie viel vorausſichtliche Conſtellationen der pikanteſten Art laſſen ſich nicht darüber aufſtellen!

Eine ſolche Unterſuchung unſeres intellectuellen Haushalts müßte ſicher zu den intereſſanteſten Aufſchlüſſen führen, in wieſern wie den mate-

riellen Entwicklungen auch die geiſtigen und ſittlichen Schritt gehalten und welcher Zukunft ſie uns in ihrer Fortbildung entgegen geführt. Sind wir doch ſchon jetzt in ein Labyrinth von Wundern gerathen, worin wir ſelbſt uns noch nicht zurecht zu finden wiſſen, ungeachtet es unter unſeren eigenen Händen entſtanden. Faſt ſollte man an eine uns bevorſtehende Verwirklichung der Feenwelt glauben, die ſich unſere Voreltern einſt nur träumten und die ſich in der Phantaſie eines Muſäus zu den lockenden Zauberbildern des „Tiſchchen deck dich!“ geſtaltete, die ſeine Feder uns ſo reizend geſchildert. Ob ſich aber die Mitwelt an dem ihr ſeither gedeckten und ſo reich beſetzten Tiſche geiſtiger Fülle in der That gekräftigt und ob den Nationalitäten damit ein geſünderes Volksleben erwachſen? das iſt eine Frage, über welche ſich die nun ſchon über ein halbes Jahrhundert dauernden Debatten erſt jüngſt wieder in einer Weiſe erhoben, die ſie uns zwar vorläufig wieder als geſchlichtet, keineswegs aber als gründlich erledigt betrachten läßt. —

Es kann nicht in der Abſicht dieſer harmloſen Erinnerungsblätter liegen, ſich zu einer Apologie des vorigen Jahrhunderts auf Koſten der Gegenwart zu geſtalten. Doch darf es einer Erinnerung, die noch die letzte Zeit Friedrichs des Großen, die Glanzperiode unſerer Literatur, die franzöſiſche Revolution mit ihren Gräueln und Großthaten, ſowie Napoleons geſtürzte Continentalherrſchaft mit in ihren Bereich zu ziehen vermag, wohl vergönnt ſein, noch einmal einen flüchtigen Blick darüber hinzuwerfen, um gleichſam Abſchied zu nehmen von jenen denkwürdigen Epochen der Civiliſationsgeſchichte, die ſo viel concentrirte Kraft, inneren Gehalt und Energie des Willens in die Wagſchale zu legen hatten.

Der darauf gefolgten, nicht minder bewegten Zeit war die Aufgabe zugefallen, die Reſultate dieſes großen Umſchwungs einzuernten, die ſich jedoch leider in ſo ungleichartigen Beſtrebungen auflöſt, daß uns bis daher wohl kaum etwas mehr als das bittere Gefühl überkommen, uns noch ſo weit vom Ziele zu ſehen. —

Mit dem Ende des Befreiungskrieges, der als Abſchluß der obigen Periode zu betrachten, traten die bis dahin vernichtet geweſenen materiellen Intereſſen mit Macht in den Vordergrund, und der Kampf um

die Erhaltung derſelben bildet zum großen Theil den Inhalt unſerer neueſten Geſchichte. Die entſtandenen Milliarden von Staatspapieren lieferten die Mittel, die Allmacht des Genuſſes über die Völker zu verbreiten und dauernd zu befeſtigen. Die Naturwiſſenſchaften entfalteten ihre Wunder, die eine völlige Umgeſtaltung des ſocialen Lebens förderten, aber die geiſtige Kraft auch ſo in die Breite führten, daß die Tiefe des Denkens darüber Noth gelitten zu haben ſcheint. Der Verſtand hat in den letzten dreißig Jahren allerdings Glänzendes geleiſtet; weniger die Vernunft und noch weniger das ſchaffende Genie*); weit mehr dagegen das Talent und am meiſten die techniſchen Fertigkeiten. Der Geſchmack iſt am weiteſten zurückgeblieben, denn von einem eigenthümlichen Geſchmack unſerer Zeit kann kaum die Rede ſein, und ohne Renaiſſance und Rococco hätte unſer heutiger Kunſtgeſchmack nahezu Bankerott gemacht.

Ueberhaupt zählt die Ausbeutung des Alten und Angebahnten vorzugsweiſe zu den Reſultaten der Neuzeit; ſie hat dem Menſchengeiſte ſo viel zu thun gegeben, daß die ihm innewohnende Zeugungskraft darüber zu einer einſtweiligen Ruhe gekommen zu ſein ſcheint, bis das im Werden begriffene als vollendet ins Leben übergegangen ſein wird und eine neue Periode urſprünglichen Schaffens beginnt, die wieder Stoff zu künftiger Ausbeute bietet.

Wenn Göthe's „Wahrheit und Dichtung" mich zu den eben angeſtellten Betrachtungen ſtimmten und die Erinnerungen in mir weckten, die ich in den hier folgenden Blättern zu den flüchtigen Umriſſen eines Bildes zu geſtalten ſtrebe, zu deſſen Ausführung es freilich einer ſicherern Hand bedürfte wie der meinigen, ſo trifft den Dichter ein Theil der Verantwortung. Erging es mir doch wie dem Anfänger in der Kunſt, der ſich durch ein Meiſterwerk hinreißen läßt, ſich auf einem ähnlichen Felde und ſelbſt auf die Gefahr hin zu verſuchen, förmlich Fiasco damit zu machen. Ich ſtehe nicht dafür, daß ich der Gefahr entgehe, mir ſelbſt ein Gleiches eingeſtehen zu müſſen; aber ſo mächtig iſt der

*) Wer den Gedanken ſucht und andrer Vernunft in ſein Antheil,
Wem der Verſtand zu kommt, nennt ihn, der hat Genie'
Boggrien

Einfluß, den Göthe auf ſeine Leſer übt, und ſo wahr ſind die Schilderungen ſeiner Erlebniſſe, daß ſelbſt ein Laie wie ich dadurch verführt werden konnte, wenigſtens das feſtzuhalten, was, wenn auch nur theilweiſe, die Lücke ausfüllen hilft, welche zwiſchen Göthe's Erinnerungen an Frankfurt und der Wiedererlangung unſerer Selbſtſtändigkeit liegt.

Ein Stückchen „Wahrheit" wird dabei wohl an das Licht treten, was meinen Aufzeichnungen vielleicht einiges Intereſſe verleiht; ob es aber gelingt, auch der „Dichtung" ein dafür paſſendes Gewand zu entlehnen, das gehört zu den Klippen, an denen nur zu leicht ein Geiſteskſchiffiein ſcheitert, das ſich auf den Wogen einer ſich ſelbſt genügenden Phantaſie dahinſchaukeln läßt.

Wer wüßte denn nicht auch wohl von irgend einem „Gretchen" zu erzählen, mit dem er in jüngeren Jahren ein Stelldichein auf der Sachſenhäuſer Brücke verabredet, wenn ein ſolches gerade zu dem Bereich ſeines näheren Umgangs zählte; und wer fände nicht in den bewegten Zeiten bis zu 1815 ein Seitenſtück zu dem berühmten „Königs-Lieutenant", den Göthe zu einer ſo intereſſanten Epiſode benutzt? Aber wer vermöchte es ſo wie er, Genrebilder der Art mit dem nur ihm eigenthümlichen Reiz poetiſchen Colorits auszuſtatten? und wer wollte es verſuchen, den beſchaulichen Theil ſeines Lebens mit den Reſultaten zu durchweben, die nur das Ergebniß eines ſo gereiften und helllebenden Geiſtes wie dem ſeinigen ſein konnten?

Von ſolcher Vermeſſenheit kann keine Rede ſein, und wenn ich es verſuche, hier noch einmal aus dem Borne meiner Erinnerungen zu ſchöpfen, deſſen bereits verſiegende Quelle nur noch geringen Zufluß eigener Geiſtesfülle erwarten darf, ſo geſchieht das, wie ſchon geſagt, im bleichen Strahle einer ſich neigenden Lebensſonne, der ſcheidend über die weit hinter ihm liegende Bahn hinſtreift.

Was wüßten am Ende auch meine Erlebniſſe zu bieten, dienten ſie nicht zur Unterlage, um ein Stückchen Frankfurter Geſchichte und Geſchichtchen daran zu knüpfen, und zwar gerade aus einer Periode, die, ſo inhaltsreich ſie auch für uns geweſen, doch bereits ſchon ſo viel von dem lebendigen Colorit ihrer erſten Auffaſſung eingebüßt, daß ſie bald in gänzliche Vergeſſenheit überzugehen droht, wenn nicht noch

vorhandene kundigere Zeitgenoſſen ſich anſchicken, ſie vor derſelben zu retten. Was ich davon zu erzählen weiß, kann kaum auf hiſtoriſche Gründlichkeit Anſpruch machen, da ich erſt zu einer Zeit hieher verpflanzt wurde, wo die vielen denkwürdigen Prüfungen der alten Reichsfreiheit ſich bereits zu ihrem Wendepunkte neigten, und wenn auch gerade dieſer mit zu den intereſſanteſten Momenten der vaterländiſchen Geſchichte zählt, ſo dürften meine noch lebenden Zeitgenoſſen doch gewiß Vieles in meinen Erinnerungen daran vermiſſen, was mir als Anſömmling unbekannt geblieben oder auch meinem Gedächtniſſe ſchon wieder entſchwunden iſt.

Unſer Kirchner, geiſtreichen Andenkens, hat das letzte mir bekannt gewordene Geſammtbild ſeiner Vaterſtadt in den von ihm herausgegebenen „Anſichten von Frankfurt“ zuſammengeſtellt, was er gerade zur Zeit vollendete, als, nach wieder erlangter Selbſtſtändigkeit, die Gemüther hier wieder anfingen, freier aufzuathmen. Von da an beginnt die Geſchichte unſerer weiteren Entwicklung und Fortbildung, die gleichfalls bereits wieder verſchiedene und allerdings merkwürdige und intereſſante Phaſen durchlaufen, ohne jedoch bis jetzt einen ähnlichen Panegyriſten für ſich gefunden zu haben. Freilich verläßt dieſelbe hier auch, mit Ausnahme der denkwürdigen Epoche des Jahres 1848, mehr und mehr den Schauplatz weltbiſtoriſcher Ereigniſſe und nimmt in ihrem intenſiven Leben mehr den Charakter eines Familiengemäldes an, das nur dann ein allgemeineres Intereſſe gewinnt, wenn charakteriſtiſch aufgefaßte Perſönlichkeiten darin in einer Weiſe hervortreten, durch die ſie dem Ganzen Leben und Bedeutung zu geben vermögen. Daran hat es nun hier zwar niemals und auch in der neueren Zeit wohl nicht gefehlt, ſo wie auch heute nicht minder noch die Artiſten vorhanden ſein mögen, denen die Befähigung zuzutrauen iſt, ihre Bildniſſe in pikanteſter Weiſe durchzuführen; die Zeit dazu dürfte jedoch wohl noch als zu verfrüht zu betrachten ſein, während freilich das Charakteriſtiſche ſolcher Bilder mit jedem über ſie hingehenden Jahre mehr an Lebensfriſche einbüßt.

Ich ſelbſt vermochte hier nur die markanteſten meiner Zeitgenoſſen hin und wieder in ſchwachen Umriſſen zu ſkizziren und damit wenigſtens ihr Andenken wieder aufzufriſchen. Wenn ich es mir aber erlaubt habe,

bei einigen mir durch Verwandtschaft näher gestandenen Personen eine Ausnahme zu machen und deren Charakteristik sorgfältiger auszuführen, so geschah dieses hauptsächlich, weil ich es nicht über mich gewinnen konnte, das sich mir dazu darbietende interessante Material der Vergessenheit verfallen zu lassen. Es würden damit, wie man sich überzeugen wird, so manche aufzeichnungswerthe Momente aus dem Leben von Personen untergegangen sein, die der Geschichte angehören, einst eine Rolle darin spielten und mit deren näheren Verhältnissen sich noch heute die Literatur lebhaft beschäftigt. Aus diesem Grunde hoffe ich auch bei denen Entschuldigung zu finden, die im Zusammenhange dieser Darstellungen von manchen ihrer Angehörigen Charakterzüge und Ereignisse berührt finden werden, deren Veröffentlichung sich, außer diesem Zusammenhange, vielleicht dem Vorwurf einer Indiscretion ausgesetzt sehen dürfte, der jedoch hier um so unbegründeter erscheint, da ihre Persönlichkeiten unter Verhältnissen und in einem Lichte auftreten, die nur geeignet sind, auch ihnen ein interessantes Relief zu verleihen und ihr Andenken an Personen zu knüpfen, deren geschichtliche Existenz dauernd gesichert ist.

Ich erachte mich schließlich noch verbunden, mich darüber zu erklären, warum ich meinem Buche den bizarren Titel „Das Puppenhaus" vorangesetzt. Der dem Letzteren gewidmete Abschnitt wird darüber Aufklärung geben und darthun, daß ohne die Anregungen von Göthe's „Wahrheit und Dichtung" und ohne den Besitz jenes interessanten Puppenhauses, von dem eine nähere Beschreibung hier später folgen wird, mein Buch wahrscheinlich ganz unverfaßt geblieben wäre. Ich würde damit der wesentlichen Motive entbehrt haben, mein Material in einer Weise darin aufzubauen, die, indem sie sich von der alltäglichen Form entfernt, damit ein Colorit gewinnt, was wenigstens, aus einer gewissen Ferne gesehen, einige pikante Anziehungspunkte darbietet, wenn dieselben auch, in der Nähe und genauer betrachtet, vielleicht einen großen Theil ihres scheinbaren Reizes wieder einbüßen.

Frankfurt a. M., am 74. Geburtstage, 1856.

Erinnerungen.

(1783 — 1808.)

Wenn der gegenwärtig so zuversichtlich hervortretende Materialismus Recht hat, daß der Mensch nur als die Summe von Eltern und Amme, von Ort und Zeit, Luft und Wasser, Schall und Licht und von Kost und Kleidung zu betrachten sei, und daß sein ganzes Thun nur das Ergebniß von, durch äußere Anlässe bedingten Naturnothwendigkeiten ist, denen er nicht zu entgehen vermag: so würde diese, freilich etwas trostlos klingende Lehre mir doch zu einigem Troste gereichen können, daß ich mich mit der Abfassung eines Buches beschäftigt, welches in sofern wohl eben so gut ungeschrieben hätte bleiben können, als vielleicht Niemand dabei etwas verloren haben würde.

Sein Entstehen, als Folge einer Naturnothwendigkeit, würde sich unter Hinweisung auf die in der Einleitung erwähnten Veranlassungen hinlänglich begründen lassen, und damit würden diese Blätter als unfreiwillige Ergebnisse kraft-stofflicher Production um so mehr die mildere Kritik derer in Anspruch nehmen können, in deren Besitz sie dereinst gelangen möchten.

Früher, als wir uns noch, ohne ausgelacht zu werden, des alten guten Glaubens an unsere arme Seele erfreuen durften, würde man zwar auch eben nichts Absonderliches darin gefunden haben, wenn eine solche vor ihrem Scheiden aus ihrer so lange innegehabten Hülle es versuchte, noch einmal einen Blick auf die gemeinsam mit ihr durchlaufene Bahn zurückzuwerfen. Die Seele würde damit einfach nur einen Act der Selbstbeschauung vollzogen haben, zu dem die ihr zuerkannte Substanz als vollkommen befähigt erachtet wurde. Aber dafür schob man ihr auch mit vollem Recht die Verantwortung ihrer Anschauungen zu;

denn nicht umſonſt durfte ſie ſich eine Unſterblichkeit vindiciren und dabei ſogar noch Anſprüche auf das Paradies erheben. —

In dieſer Beziehung nun macht unſere heutige Naturphiloſophie es ſich und uns um Vieles bequemer; ſie hat es lediglich mit dem Stoffe zu thun, dem ſie, ihn unbarmherzig aus dem Paradieſe jagend, jeder Reſponſabilität entbindet, wenn er, im ewigen Wechſel ſich löſend, mit der ihm beiwohnenden Kraft zu neuen Geſtaltungen nach allen vier Winden hin zerſtäubt.

Damit wären wir dann definitiv zu der Wahl angelangt, auf die bereits Schiller in ſeinem denkwürdigen Spruche: „Genieße, wer nicht glauben kann; wer glauben kann, entbehre" hindeutete. —

Aber auch auf dieſer Stufe forſchen wir eben ſo vergebens nach dem letzten Grunde der Erſcheinungen. Wo finden wir den Vermittler unſeres Bewußtſeins, unſerer Selbſtbetrachtung und unſerer Erinnerungen wieder, den man uns ſo ſchnöde abdisputirte? Wie erklären wir uns die dafür eingeſetzte Maſchinerie, die uns augenblicklich jeden beliebigen Act unſeres früheren Lebens wie in einem Zauberbilde beſchauen läßt? wie die Bewegung im tiefſten Innern, die, aus der Dämmerung früheſter Zeiten die Ereigniſſe aneinanderreihend, ſie allmählig zu einem Lebenspanorama geſtaltet, das ſich als eine hellbeleuchtete Fernſicht vor uns ausbreitet und uns ſo manchen intereſſanten Gegenſtand deutlich darin wieder erkennen läßt, der längſt ſchon aus dem Bereiche unſeres alltäglichen Denkkreiſes gewichen war?

Wer ruft bei dieſen, von der neuen Lehre offen gelaſſenen Fragen nicht mit „Tiedge" übereinſtimmend aus:

„O des Lichtes! das dem guten Schwärmer
Nichts zu zeigen hat als ſeine Nacht!
O der Weisheit, die den Glauben ärmer
Und die Wahrheit doch nicht reicher macht."

Unter ſolchen Betrachtungen verſuchte ich, meine Feder noch einmal in die Fluth einer Vergangenheit zu tauchen, die nun ſchon in mehr denn vierundzwanzig Millionen Puleſchlägen an mir vorübergerauſcht, von denen, wie Schiller ſagt, jeder einzelne nicht mit einer

Ewigkeit wieder zurückzuerkaufen iſt. — Ich habe mich nie mit dem Gedanken befreunden können, daß eine ſolche Lebensſumme ohne alles Facit aufgehen ſollte, wäre es auch nur, um die Zähler der verſchiedenen Bruchtheilchen, in welche ſie zerfällt, darin hervorzuheben und damit dem Ganzen wenigſtens ſcheinbar einigen Werth zu verleihen.

Ein ſolcher Additionsverſuch meiner Erlebniſſe führt mich ſofort zu den früheſten Anfängen meines ins Leben eingreifenden Bewußtſeins, d. h. bis zu den Zeiten Friedrichs des Großen hinauf, den ich von Angeſicht geſehen zu haben, mich noch dunkel erinnere. Ich darf mir wohl ſchon etwas darauf zu gute thun, eine geſchichtlich ſo hervorragende Größe noch mit eigenen Augen erſchaut zu haben, da es der ganzen Generation des gegenwärtigen Jahrhunderts bisher noch nicht wieder vergönnt war, zu einer ähnlichen und ebenbürtigen Majeſtät aufblicken zu können.

1783 in Düren bei Aachen geboren, kam ich mit meinen Eltern als Kind nach Berlin. Ich erinnere mich aus der Zeit, an der Hand meiner Mutter irgendwo dem großen Monarchen begegnet zu ſein. Durch den Stern auf ſeiner Bruſt aufmerkſam gemacht, rief ich, mit dem Händchen nach ihm deutend: „Mutter, da iſt der König!“ Das kindliche Auge durfte hinter dem Sterne um ſo eher wohl den König vermuthen, da Sterne und Orden damals noch nicht ſo reihenweiſe auf den Röcken hingen, wie heutzutage. Mein Ausruf mußte übrigens zu den Ohren des Königs gedrungen ſein, denn er erwiderte freundlich die ehrfurchtsvolle Verneigung der Mutter.

Mit dieſem königlichen „Rucker mit dem Treſſenhut“, der, wie jener Dichter ſeinen alten Invaliden ſingen läßt, „macht manches Trübſal wieder gut“, verſchwimmt mein politiſches Bewußtſein unter den Eindrücken einer indolenten Jugendzeit, aus der mir, außer der erſten in Berlin geſehenen Luftfahrt Blanchard's, nur noch ein, jene Zeit charakteriſirendes Ereigniß in der Erinnerung geblieben. Es war dies nämlich jenes, wohl ſchon längſt gänzlich vergeſſene Joux-joux-Spiel, welches zu Anfang der franzöſiſchen Revolution nach Deutſchland kam und in beiſpielloſer Weiſe alsbald die ganze Bevölkerung in Bewegung ſetzte.

Daſſelbe beſtand aus einer flachen Rolle von der Größe eines Prabanters bis zur Dimenſion eines Spinnrades, je nach dem mehr oder minder bizarren Geſchmack der Spieler. An demſelben war eine verhältnißmäßig lange Schnur befeſtigt, mit der man ſo lange an dem, an ihrem Ende hängenden Spielwerke zoppelte, bis die Rolle anfing, ſich aufzuwickeln, und ſo zur Hand hinaufzuſteigen, die ſie wieder herabrollen ließ, um ſie aufs Neue wieder aufzufangen.

Das war der ganze Witz eines Spiels, was buchſtäblich alle Schichten der Geſellſchaft durchdrang. Alles ohne Ausnahme ſpielte vom Höchſten bis zum Niedrigſten mit dem Joux-joux, was, je nach dem Stande des Spielers, aus mit Gold und Edelſteinen beſetztem Perlmutter und Elfenbein oder aus grobgeſchnitztem Holzwerk, alle Hände in Bewegung ſetzte.

Die Dandys und eleganten Damen auf den Promenaden, wie die Gaſſenbuben und Höferweiber auf den Märkten, die Reunions der glänzenden Salons, wie die vor der Thüre haltenden Kutſcher und Bediente, der fromme Prieſter, wie der ernſte Richter, der hohe Financier, wie der Commis vor der Ladenthüre, Alles füllte den müßigen Augenblick damit aus, und es war ſelbſt gefährlich, zu nahe unter den Fenſtern herzugehen, weil man befürchten mußte, durch das coloſſale Spielwerk irgend eines dafür Paſſionirten, aus dem zweiten oder dritten Stockwerk, unangenehm berührt zu werden.

Das abnorme Platzgreifen einer ſolchen Niaiſerie iſt nicht ohne Bedeutung in Beziehung auf die politiſche Bildung einer Zeit, die ſich einer ſo albernen Richtung ſorglos hingeben konnte, während auf der großen Weltbühne eben der erſte Act des ſo ernſten Dramas der franzöſiſchen Revolution begonnen, der bald darauf (1793) mit einer, im ſchroffſten Gegenſatz damit ſtehenden Scene endete, die, als die Kunde davon zu uns gelangte, alle Begriffe von Majeſtät, welche Friedrich der Große ſeinen Unterthanen hinterlaſſen, plötzlich in ſtarres Entſetzen verwandelte. —

Es iſt mir lebhaft im Gedächtniß geblieben, wie der Vater an einem Winterabende, in ſeinem weißen Roquelor gehüllt, ſichtlich ergriffen heimkam und die Nachricht von der Hinrichtung Ludwigs XVI. mit-

brachte. — Man denke ſich das Entſetzen! ein gekröntes Haupt unter der Hand des Henkers! und noch dazu ein ſolches, was es ſo wenig um ſein Volk verdient hatte, darunter zu fallen. Mutter und Geſchwiſter, die arbeitend um den Tiſch ſaßen, hörten mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu und brachen in bittere Thränen aus über das ſo traurige Schickſal dieſes ſchuldloſen Opfers. Auch ich theilte dieſe gerührte Stimmung, in ſoweit ſie einen mit den Welthändeln noch wenig vertrauten Knaben in Anſpruch nehmen konnte.

Welch eine Fluth von Begebenheiten hat nicht ſeitdem den damals ſo erſchütternden Eindruck dieſer, wie ſo vieler anderer ſchauderhaften Begebenheiten hinweggeſpült! Sie ſind ſämmtlich zu dem großen fait accompli geworden, dem Schiller mit dem ſo bezeichnenden Spruch:

Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menſchen erzittere nicht!

ein warnendes Epitaphium hinterlaſſen. —

Von da an wurde meine jugendliche Theilnahme an den großen Begebenheiten des Tages, die zu meiner Kunde kamen, ſchon etwas lebhafter in Anſpruch genommen, obgleich das politiſche Leben Berlins in ſeiner Oeffentlichkeit ſich noch in den Kinderſchuhen befand. Berlin war zwar bereits eine große Stadt mit vielen Häuſern und Paläſten; allein es wuchs noch Gras auf vielen ſeiner langen, öden Gaſſen, wie noch in ſo manchen Köpfen ihrer Bewohner. Welch ein ungeheurer Sprung der Entwickelung von da an bis zum Jahre 1848, und welche Entwickelung von da bis auf heute!

Die Feldzüge Preußens in Frankreich und Polen gaben der philiſtröſen Kannegießerei endlich Gelegenheit, ihren Geſichtskreis um etwas zu erweitern. Ob derſelbe ihr indeſſen gerade ein ſehr glorreiches Feld zu überblicken bot, wußte ich damals noch nicht ſo recht zu beurtheilen. — Mich intereſſirte vorzugsweiſe dabei nur die ſich kundgebende Bewegung in der Armee, die übrigens zum großen Theil noch aus geworbenen Truppen beſtand. Noch ſind mir die bunten Züge jenes Kriegsvolks aus allen Ländern erinnerlich, das, meiſtens noch in der Bekleidung ſeiner nationalen Uniformen, ſo häufig durch Berlin zog, um den verſchiedenen Regimenter zugetheilt zu werden. Sie boten in ihrer äußeren Erſchei-

nung gewöhnlich die Mitte zwiſchen „Wallenſteins Lager" und Falſtaff's „Futter für Pulver" und mußten mit dem Stock in Ordnung gehalten werden.

Die ſchauderhafteſten Acte militäriſcher Disciplin, wie Stockprügel, Fuchteln mit der Klinge und das empörende Spießruthenlaufen, waren daher auch an der Tagesordnung, und wie oft bin ich nicht dieſem Gräuel entflohen, wenn ich, zur Schule gehend, aus der Ferne die Anſtalten dazu treffen ſah. Charakteriſtiſch war dabei, daß es als eine Strafmilderung angeſehen wurde, wenn dem Beſtraften vergönnt wurde, ſeinen langen und dicken Haarzopf über den Rücken hinabhängen zu laſſen, was allerdings die Wucht des mit aller Kraft auffallenden Stockes um etwas brechen mußte. Wehe aber, wo dieſer ſchützende Genius vom Rücken entfernt wurde! Die mit aller Gewalt niederfallenden Schläge mußten von entſetzlicher Wirkung ſein.

Die Prügelſtrafe iſt ſeitdem bei den meiſten Armeen abgeſchafft; im Civilſtrafcodex iſt ſie jedoch theilweiſe wieder aufgenommen worden. Sie theilt dieſes wechſelnde Geſchick mit der Preßfreiheit, nur daß dieſe ſtets da untergeht, wo jene (das Prügeln) aufkommt, und ſo umgekehrt. — Welche von beiden bei fortſchreitender Civiliſation die Oberhand behalten wird, iſt bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge noch nicht recht abzuſehen.

Ich hatte inzwiſchen das Alter erreicht, wo an meine künftige Beſtimmung gedacht werden mußte. In unſerer Familie machte ſich eine entſchiedene Neigung zur Kunſt geltend, zu der auch ich mich hingezogen fühlte. Mein älterer Bruder bildete ſich zum Kupferſtecher; meine Schweſtern zeichneten und die jüngſte derſelben, Henriette Jügel, war die erſte, welche durch ihre geſchmackvolleren und größeren Stickmuſter jene Induſtrie ins Leben rief, die ſeitdem in dieſem Artikel einen ſo großen Aufſchwung genommen. Ich ſelbſt hatte die größte Luſt am Zeichnen, aber ich konnte es nicht über mich gewinnen, den Künſtler ſtufenweiſe zu erreichen. Mein Streben ſcheiterte daran, daß ich mit dem anfangen wollte, womit Andere aufhören, d. h. mit dem Componiren eigener Ideen, die darzuſtellen über meine techniſchen Mittel ging.

Chodowiecky's geiſtreiche Radirungen zogen mich vor Allem an. Ich ſammelte eifrig, was ich von ſeinen Blättern habhaft werden konnte, die faſt eine vollſtändige Sittengeſchichte damaliger Zeit in ſich faſſen. Welche Maſſe von charakteriſtiſchen Compoſitionen hat nicht ſeine unermüdliche Radirnadel zu Tage gefördert! Unſere ganze heutige Genremalerei könnte von dieſer unerſchöpflichen Phantaſie reichlich zehren, die im kleinſten Raume die ausdrucksvollſten Gruppirungen zuſammenzuſtellen wußte. Ich lernte den Schöpfer derſelben bei einem Beſuche perſönlich kennen, den er meinem Bruder machte. Er war damals ſchon ein altes Männchen, aber ſeine markirten Züge und ſein blitzendes Auge entſprachen noch immer dem Ausdruck einer geiſtreichen Künſtlerphyſiognomie. Chodowiecky's Nachlaß bildet eine vollſtändige Chronik ſeines Jahrhunderts, die alle diejenigen ſtudiren ſollten, die als Autoren, Künſtler oder Schauſpieler ſich in jenem Zeitalter bewegen. Es giebt faſt keinen gleichzeitigen Schriftſteller von Bedeutung, zu dem er nicht irgend eine dem Geiſte deſſelben entſprechende Illuſtration geliefert, und nur er hat es verſtanden, ſeine Zeit in allen ihren Nüancen richtig aufzufaſſen und uns zu zeigen, daß ſie von der Fratzenhaftigkeit weit entfernt war, in welcher uns heute unſere Voräitern ſo oft in Bildern und auf den Brettern vorgeführt werden.

Die aufſtrebende Kunſt mußte ſich übrigens damals meiſtens noch ſelbſt helfen, weßhalb denn auch nur der innere Trieb den Künſtler weckte und bildete. Die Berliner Akademie unter der Direction von Meil, Rode und Chodowiecky ſchnitzte und hobelte ihre Schüler noch nicht in der Weiſe zu, wie es auf unſeren heutigen Malerſchulen geſchieht, wo alles zum Künſtler creirt wird, was ſich zur Form preſſiren läßt.

Auch mein Bruder fertigte ſeinen erſten Kupferſtich faſt ohne alle Anleitung und wurde dafür bei der akademiſchen Preisaustheilung mit einer ſilbernen Medaille belohnt, die noch dadurch beſonders werthvoll für ihn wurde, daß ſie ihm der damalige Kronprinz von Preußen (ſpäter König Friedrich Wilhelm III., glorreichen Andenkens) in einem zierlichen Körbchen überreichte, ein Beweis, wie ſehr beſchränkt der Kreis ſich heranbildender Künſtler damals noch war, der in ſeiner

heutigen erkünſtelten Ausdehnung eine derartige Aufmunterung gewiß ſehr mühevoll machen würde.

Die Jünger der Kunſt müſſen es übrigens zu allen Zeiten nicht zu ſtrenge mit den Sitten genommen haben, davon zeugt die Matrikel der Königl. Maler-, Bildhauer- und Architektur-Academie, welche meinem Bruder bei ſeiner Aufnahme am 1. Februar 1787 ertheilt wurde. Das derſelben beigefügte Reglement iſt vom 4. Juli 1776, und beſagt in ſeiner originellen Abfaſſung in dieſer Beziehung unter andern der §. 5:

„Bey dem Zeichnen ſoll ein jeder ganz ſtill für ſich, ohne einiges Schwatzen, Lachen, Gezänk, oder unziemlichen Gebährden und Unordnungen, ſeine Arbeit abwarten; auch ſoll keiner den anderen irren, noch weniger aber etwas von Spielzeug oder Naſchwerk in die Claſſen bringen, damit Niemand hierdurch von ſeinem Fleiße abgewendet werde. — Niemand ſoll mit einigem Gewehre, Stocke, oder Degen in den Claſſen erſcheinen, wer aber ſonſt einen Degen zu tragen befugt iſt, ſoll ſelbigen ſo lange er darinnen iſt, an den ihm angewieſenen Orte ablegen. Wer in die Claſſen kommt, oder wieder weg geht, ſoll ſolches beſcheidentlich ohne einigen Lärmen oder unanſtändiges Laufen thun u. ſ. w.“

Wer erkennt darin nicht die Erbſünden, die noch heut zu Tage dem Weſen nach, wenn auch in etwas veränderter Form, durch unſere academiſchen Claſſen und Ateliers ziehen?

Ich hatte der Kunſt, die mir durch das viele Naſen-, Augen- und Ohrenzeichnen verleidet war, Valet geſagt, und trat im Jahre 1797, vierzehn Jahre alt, meine erſte größere Reiſe nach Leipzig an, wo ich auf der Meſſe einem Hamburger Buchhändler als Lehrling übergeben werden ſollte. Wie ſehr wurde ich nicht von meinen Cameraden um dieſe Entdeckungsreiſe beneidet, die mich, weit über die Gränzen des Berliner Thiergartens hinaus, der nebelgrauen Ferne zuführen ſollte, in der den Meiſten alles erſchien, was ſich über das Weichbild deſſelben erſtreckte. Von der heutigen auf- und abſtrömenden Völkerwanderung hatte noch Niemand eine Ahnung, und die Idee der Eiſenbahnen ſchlummerte noch in dem Mährchen von den Sieben-Meilenſtiefeln, mit denen ſich der kleine Däumling ſo raſch vorwärts bewegte.

Dagegen trat die Poeſie ehemaligen Reiſe- und Wanderlebens meiner jugendlichen Empfänglichkeit zum erſtenmale in ihrer ganzen Fülle entgegen. Ein offener Poſtwagen der einfachſten Conſtruction, mit zwei in Ketten hängenden hölzernen Bänken, worauf je drei Reiſende einen harten Sitz in Mitten eines Durcheinanders von Päcken, Käſten, Felleiſen u. ſ. w. fanden, nahm uns auf, und raſſelnd ging es zum Leipziger Thore hinaus bis nach Potsdam, wo die chauſſirte Straſe bereits endete.

Von hier an durchfurchte das ſchwere Fuhrwerk Schritt vor Schritt den tiefen Sand, wie durch die Wüſte Sahara, bis nach Leipzig, wo wir nach drei Tagen und zwei Nächten anlangten. Mit Paßangelegenheiten wurden wir auf der Tour nicht beläſtigt; in größeren Orten jedoch trat der wachhabende Unteroffizier zu uns heran, um ſich nach Namen und Charakter der Reiſenden zu erkundigen. Das galt inzwiſchen weniger ſeiner Moralität, ſondern geſchah nur etwaigen militäriſchen Ranges wegen, der ſofort zu melden war. Kaufleute wurden als völlig charakterlos betrachtet, denn von dieſem Stande wurde nie die geringſte Notiz genommen.

Unſeren blaſirten Touriſten wird bei dieſem mittelalterlichen Bilde eine Gänſehaut überlaufen, und man wird nicht begreifen, wie man dergleichen nur noch erwähnen, geſchweige denn etwas Poetiſches darin finden könne. Und dennoch waren jene ſo vielfältig ausgeſtandenen Rippenſtöße, die man in engſter Gemeinſchaft mit den Mitreiſenden theilte, gar oftmals die Träger der gemüthlichſten Erinnerungen. Selten trennte ſich eine ſolche Reiſegeſellſchaft, ohne nicht ein enges Freundſchaftsbündniß unter einander geknüpft zu haben, das faſt zu jeder Stunde Gelegenheit fand, ſich beim fröhlichen Mahle zu befeſtigen, wo der tonangebende Poſtillon den maître de plaisir machte.

Wo hätte Hermes den Stoff zu den ſechs Bänden ſeines erſten deutſchen Originalromans „Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen", wo Thümmel die köſtliche Humoriſtik ſeiner „Reiſe ins mittägliche Frankreich" und wo Seume die Betrachtungen ſeines „Spaziergangs nach Syrakus" hergenommen, wären ſie mit der Sturmeseile der Eiſenbahn dahin geflogen, die ihr Publikum entweder mit Blitzesſchnelle

ans Ziel führt, oder in Summa Hals und Beine bricht, wenn eine Achse aus den Schienen geräth. Die Dampfkraft enthebt zwar das Menschengeschlecht eines großen Theils der Dienstbarkeit, die der Herr seiner Zeit unserem Urahn auferlegte, als er ihn aus dem Paradiese jagte; aber ein Humanitätsbeförderer ist sie nicht; — je mehr sie uns die Hülfe Anderer entbehrlich macht, je egoistischer werden wir. Das spricht sich auch deutlich auf den Eisenbahnen aus, auf denen sich Niemand mehr um seine so oft wechselnde Nachbarschaft bekümmert, und Jeder nur mit dem Gedanken beschäftigt ist, so schnell wie möglich anzukommen. Die Poesie des Reisens hat mit dem gemüthlichen Postwagen aufgehört, der selbst dem Höchststehenden auf jeder Station die Bekanntschaft eines neuen Schwagers zuführte, dem er um so freundlicher die Hand drückte, wohl wissend, daß er zum zeitweiligen Lenker seines Geschicks wurde, so wie er sich auf den Bock schwingend, mit den Zügeln auch dessen Wendungen in die Hand genommen.

Noch habe ich die überraschenden Eindrücke nicht vergessen, die das großartige, bunt bewegte Meßgewühl in Leipzig auf mich machte, der ich seither nur die langweiligen, menschenleeren Straßen des damaligen Berlins gekannt hatte.

Auch die Messen hatten zu jener Zeit noch einen weit originelleren Charakter wie gegenwärtig, wo sie nicht mehr so ausschließlich dem Handel und der Industrie zum Vermittler dienen. Das Bild der Handelsthätigkeit war mir bis daher nur unter dem Mühlendamm in Berlin entgegen getreten, wo eine eng zusammengedrängte Concurrenz nach der Elle verkaufte, was hier stück- und kistenweise seinen Absatz unter den verschiedensten, hier repräsentirten Nationalitäten fand. Das bunteste Gewühl fremder Trachten durchwogte die Stadt, und Treiber's Keller, der mir als derjenige bezeichnet wurde, worin einst Göthe's Mephisto sein Wesen getrieben, verzapfte noch immer unter lärmendem Halloh! den zweideutigen Rebensaft, über dessen Ursprung selbst die feinsten Kennerzungen im Zweifel blieben.

Als ein angehender Buchhändler, interessirten mich besonders die mit großen Packen auf- und ablaufenden, unserem Stande angehörigen Meßbelfer, deren verrätherischer Inhalt mir jedoch erst mit der Praxis als

jene ominöſen Remittenden bekannt wurden, die gradatim überhandnehmend, zu dem Schrecken heutiger Verleger geworden, und denen ich ſpäter jene poetiſche Epiſtel widmete, die ſich im Buchhandel weit verbreitet und auch heute ihre humoriſtiſchen Pointen noch nicht eingebüßt hat.

Die Zahl der Buchhandlungen war zur Zeit in Deutſchland noch eine ziemlich beſchränkte, und wenn ich mir über die Solidität ihrer Grundſätze auch erſt ſpäter ein Urtheil bilden konnte, ſo flößte mir doch damals gleich das erſte ihrer Gewölbe, das ich betrat, ſofort einen großen Reſpekt davor ein. Es war dies die alte Gleditſch'ſche Handlung auf dem alten Neumarkte, über deren Comptoirthüre in großen goldenen Buchſtaben zu leſen war: „Ora et labora! Gott wird es ſchon machen!“ — Heut zu Tage hat man aber dem lieben Herr Gott das Amt abgenommen und macht ſelbſt; meiſtens aber zuviel. — Auch mein neuer Lehrherr, der mir in der Perſon des Herrn Gottfried Vollmer aus Hamburg, eines entſchiedenen Radicalen damaliger Zeit, vorgeſtellt wurde, ſchien den verderblichen Keim des Selbſtmachens ſchon in ſich zu tragen, was ich aus dem vielen Maculaturzählen abnahm, womit ich mich bei demſelben fortwährend beſchäftigt ſah. Meiſtens waren es Erzeugniſſe der radicalen Preſſe, die er vorzugsweiſe in Bewegung ſetzte, und an denen die mir noch innewohnenden gut preußiſchen Grundſätze ebenſovielen Anſtand nahmen, wie ich auch ſonſt an dem excentriſchen Weſen meines Principals, das mir gleich anfangs wenig Zutrauen einflößte.

Deſto mehr fand ich mich durch die wahrhaft väterliche Theilnahme angezogen, deren ich mich bei einem Freunde meines elterlichen Hauſes, Herrn Auguſt Campe, ſowie bei dem trefflichen Friedrich Perthes aus Hamburg erfreute, welcher Letziere ſein ſo berühmt gewordenes buchhändleriſches Etabliſſement erſt kürzlich dort begründet hatte.

Unter der Obhut des Erſteren wurde ich gegen Ende der Meſſe nach Braunſchweig mitgenommen, wo derſelbe eine Stelle in der dortigen Schulbuchhandlung bekleidete. Hier ward mir die Freude, dem alten Rath Campe, Onkel meines Protectors, vorgeſtellt zu werden, deſſen Schriften mir bereits eine ſo tiefe Verehrung für ihn eingeflößt hatten. Der alte Herr wußte durch ſeine Leutſeligkeit die jugendlichen Gemüther

ſchnell an ſich zu feſſeln; er lebte übrigens bereits, nur mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt, in beſchaulicher Zurückgezogenheit in ſeinem Garten, in dem ich überall die traulichen Plätzchen zu erblicken wähnte, wo er ſeiner ihn umgebenden Jugend den „Robinſon", die „Entdeckung von Amerika" und alle die ſchönen belehrenden Sachen erzählte, womit er ſo lange die Phantaſie der Jugend von halb Europa beherrſchte. Dieſe ſo höchſt wohlthätig wirkende Literatur, wozu Campe den Ton angegeben, hat in der neueſten Zeit mit dem genialen „Struwwelpeter" eine Concurrenz erfahren, deren bodenloſes Gefolge jedoch nicht ohne charakteriſirende Bezeichnung für die Richtung iſt, die man in dieſer Beziehung einzuſchlagen ſich nicht geſcheut hat.

In Braunſchweig wurde ich aufs Neue dem Wohlwollen eines Freundes vertraut, der mich mit nach Hannover nahm und mich ſodann unter Protection einer, ſich meiner abermals freundlich annehmenden Buchhändlerſeele nach Hamburg beförderte. Hier nun ſollte ich mein buchhändleriſches Ora et Labora beginnen; das ging inzwiſchen nicht ſo glatt ab, wie ich es mir geträumt hatte. Das junge Etabliſſement meines mir zugedachten Lehrherrn war in Hamburg eine noch unbekannte Größe und es brauchte einige Tage, bis ich der Firma „Gottfried Vollmer" habhaft werden konnte. Derſelbe war Herausgeber und theilweiſe auch Verfaſſer jenes damals berüchtigten, die franzöſiſche Revolution propagirenden Journals „Das graue Ungeheuer", deſſen ſchauerlicher Titel ſich ſo auf den Herausgeber übertragen, daß derſelbe mehr unter dieſem, wie unter ſeinem eigenen in Hamburg bekannt war.

An den Brüſten dieſes politiſchen Ungeheuers ſollten ſich nun meine, in Berlinerblau gefärbten Geſinnungen heranſäugen, die ſich jedoch bald gegen die ſcharfe Beize revoltirten, mit der hier Alles übergoſſen wurde, was ich in meinem Preußenthum für unantaſtbar zu nehmen gewöhnt war. Zudem wurde ich es bald inne, daß inmitten dieſer radicalen Elemente, die mich umgaben, von Erlernung eines regelrechten Geſchäftsbetriebes keine Rede war; ich klagte demnach meinem würdigen Freunde Perthes mein Leid, der dann auch ſofort meine Eltern veranlaßte, mich wieder heimkehren zu laſſen.

Hamburg und Leipzig hatten inzwiſchen meine jugendliche Weltanſchauung um ein Bedeutendes erweitert. Mein Glaube an die preuſſiſche Unfehlbarkeit war zwar nicht im Mindeſten alterirt worden; allein der großartige Handelsverkehr beider Städte hatte mir kleinen Philiſter doch ein wenig die Augen geöffnet und mich belehrt, daß es außer Beamten und Militär noch eine andere Macht gebe, an deren Kundgebungen ich mich im Hamburger Hafen nicht ſatt genug ſehen konnte. Ich war nun ſchon ein gereiſter Menſch geworden und würde ſogar vor einer Seefahrt nicht zurückgeſchreckt haben, wenn mich einer der großen Oſtindienfahrer entführt hätte, die mein Auge ſo oft mit großem Intereſſe verfolgte, wenn ſie auf der Elbe abwärts dem weiten Ocean zuſteuerten. Für dieſes Mal mußte ich mich jedoch mit dem Berliner Poſtwagen begnügen, der ſich alsbald mit mir durch noch ödere Gegenden, wie die bisher geſehenen, heimwärts durcharbeitete.

Es war eine jener alten verdeckten Archen, in deren rindslebernem Inneren ſich die Reiſegeſellſchaft wohnlich einzurichten ſtrebte, welche mit mir den Poſtwagen beſtieg. Dieſe beſtand aus einem ungariſchen Viehhändler, zwei Franzoſen, einem engliſchen Quäker und einer ältlichen Frau — heterogene Elemente genug, um reichlichen Stoff zu intereſſanten Beobachtungen zu geben, die mir dann auch nicht entgingen. Der eine der Franzoſen war ein Emigrant, der andere ein Republikaner de pure sang mit allem Feuer einer noch ungetäuſchten Phantaſie. Es konnte demnach nicht fehlen, daß zwei ſo entgegenſtehende Elemente ſich bisweilen in Heftigkeiten Luft machten, die indeſſen die alt-franzöſiſche Courtoiſie ſtets mit der dargereichten Doſe und einem höflichen „peut-on vous offrir?“ wieder gut zu machen wußte.

Nicht ſo leicht ließ ſich ihr Appetit beſchwichtigen, der bei dem damals noch ſehr mangelnden Comfort auf den Stationen nicht ſelten ſich mit der frugalen Koſt von Warmbier und Schwarzbrod oder einem Gläschen Branntwein begnügen mußte. Lauter Horreurs für franzöſiſche Mägen, die lieber den bitterſten Hunger vorzogen. Der glückliche Zufall wollte ſie endlich in etwas dafür entſchädigen. Durch den langſamen Schneckengang des Poſtwagens eingewiegt, hatte ich es nicht

bemerkt, daß wir bei einer Mühle anhielten, als ich plötzlich durch lautes Geſchrei: „Arriver! arrivez! mon ami!“ aus dem Schlafe geweckt ward. Die Republik ſtürzte, mit einer gebratenen Gans auf der Gabel, aus der Mühle und brachte ſie wie im Triumph dem Königthum an den Wagen, dem ſie ihr Theil mit dem Freudenruf entgegenſtreckte: „Tiens, mon ami! voilà du roti, enfin nous sommes sauvés!“ und war die Weiſe ſielen Beide über den glücklichen Fund, in den ſie ſich, sans rancune wegen ihrer politiſchen Geſinnungen, brüderlich theilten. Der Viehhändler räucherte inzwiſchen Beide mit den Dämpfen ungariſcher Blätter ein, während die Alte auf jeder Station aufs Neue nach Kaffee wimmerte.

Der mir gegenüber ſitzende engliſche Quäker beluſtigte mich bald darauf in anderer Weiſe. Ich hatte von Hamburg ein Päckchen Cigarren mitgenommen, um ſie als eine Merkwürdigkeit nach Berlin zu bringen, wo man ſie noch nicht kannte oder wenigſtens noch nicht rauchte. Auch der Quäker mochte weder von ihrem Gebrauch, noch von der Wunderkraft eine Ahnung haben, welche dieſe Zauberſtengelchen einſt üben würden; er mochte ihnen nur eine ähnliche Beſtimmung wie dem Schnupftabak beimeſſen, denn er nahm ohne Umſtände zwei davon, um ſich in jedes ſeiner Naſenlöcher eine zu ſtopfen. Ernſthaft und in Erwartung ſaß er mit den beiden Cigarren in der Naſe mir gegenüber, der ich in ſtiller Beluſtigung der Operation zuſah. Er ſchien auf den Effect zu warten, den eine Priſe auf die Naſennäute übt, und das Sacktuch in Bereitſchaft haltend, frug er mich nach einer Weile: „Is it done?“ welche Frage ich nicht zu deuten gewußt haben würde, hätte ſie nicht ein arges Nieſen, welches dem Quäker überkam, aufgeklärt. Nach ſeiner Meinung war der Zweck dieſer neuen Art zu priſen nun erreicht und ohne weiter etwas dabei zu denken, wollte er mir die Cigarren zu fernerem ähnlichen Gebrauch wieder zuſtellen und ſchien ſehr verwundert, als ich ſie zum Fenſter hinauserpedirte.

So mißkannt wurde damals noch dieſe ſublime Himmelsgabe! Aber wie hat ſich das ſeit den darüber hingegangenen 59 Jahren geändert! Die Cigarre, dieſer aus Indien ſtammende Weltling, hat in der kurzen Zeit Alles überwuchert, was die nach neuen Reizmitteln ſuchende Ge-

wünſchte jemals für ſich erfunden. Sie hilft gegenwärtig aller Welt die Lücken des Lebensgenuſſes ausfüllen und dient ebenſowohl der inhaltloſen Gedankendämmerung, ſich daran fortzuſpinnen, als ſie auf der anderen Seite aus dem Dunſtkreiſe ihrer blauen Wölkchen die Erſcheinungen hervorzaubert, die in dieſer oder jener Geſtalt verkörpert ins Leben übergehen. Sie iſt mit einem Wort zum Lutſcher geworden, an welchem ſich die heutige Genialität großſäugt, und giebt derſelben eben darum auch jene narkotiſchen Beimiſchungen, durch welche dieſelbe bald draſtiſch, einſchläfernd oder ſelbſt giftwirkend und betäubend auftritt. Bei alledem verſchmäht ſie auch ſelbſt der roſige Frauenmund nicht, der in ihr das Mittel gefunden, eine weibliche Selbſtſtändigkeit in effectvollſter Weiſe an den Tag zu legen, die ſonſt wohl, ſich hinter der angebildeten Züchtigkeit verſteckend, erſt mit dem Wechſel der Lebensverhältniſſe, d. h. im Eheſtande, zum Durchbruch gekommen ſein würde. — Alles das hat ein ſo unſcheinbares Kräutchen vermocht, das in dieſer neuen Form mit der franzöſiſchen Revolution unter uns auftrat und, deren glänzendſte Reſultate überdauernd, noch heute ſich allen Parteien unentbehrlich zu machen weiß, während ſelbſt die raffinirteſten Geiſtescombinationen jener großen Weltbegebenheit zu Grabe gingen.

Aus ſolchen kleinen Intermezzo's, die nicht ohne Charakteriſtik damaliger Culturzuſtände ſind, rückte ich aufs Neue wieder in Berlin ein, wo ich bald Gelegenheit fand, meine Lehrzeit in einer anderen, regelrechter betriebenen Buchhandlung wieder aufzunehmen und mich unter der Leitung eines mir wohlwollenden Principals ſchnell heranzubilden.

Ich kann nicht unterlaſſen, ſeiner freundlichen Sorge um mich dankbar zu gedenken, die viel zu einer mir günſtigen Entwickelung beigetragen. Wilhelm Oehmigke, der Jüngere, ſo war ſeine Firma, war eine intereſſante Perſönlichkeit, die mir mit der offenen Stirne, den großen ſchwarzen Augen und dem gepuderten Lockenkopfe noch ſehr wohl erinnerlich iſt. Er war ein Mann nach der Mode, der ihre damaligen kleinen Abnormitäten mit Schick zu ſeinem Vortheil zu verwenden wußte. Aber ſo adrett mein guter Oehmigke auch in ſeinem Aeußeren auftrat, das Ora et Labora der Alten war ſchon nicht mehr

ſo recht über ihn gekommen, denn ungeachtet mancher glücklichen Unternehmungen, erbleichte ſeine Firma mehr und mehr, bis ſie endlich mit ihm zu Grabe ging.

Inzwiſchen hatten die großen Ereigniſſe, welche die franzöſiſche Revolution im Gefolge hatte, bereits angefangen, ihren Einfluß auch über die Gränzen des Landes hinaus zu verbreiten. Berlin wurde jedoch nur erſt wenig davon berührt; wir waren Alle gut preußiſch und hatten während den elf Regierungsjahren Friedrich Wilhelm II. noch ſo viel an den Erinnerungen früherer Glorie zu zehren, daß ſich Manches leichter damit verſchmerzen ließ, was nicht ohne Grund zum öffentlichen Aergerniß zählte. Wir glaubten noch feſt an die Väterlichkeit des ſo lange über uns gewalteten Stockes, der bei alledem wenigſtens das Bequeme hatte, daß ein Jeder wußte, woran er war, während über den Errungenſchaften der Neuzeit ſtets das Schwert des Damokles ſchwebte, bis ſie ſämmtlich, eine nach der anderen, in Illuſionen aufgegangen. Ueberdem ging Preußen mit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm III. (November 1797) ſchon mit weit mehr Vertrauen ſeiner Zukunft entgegen, die freilich auch jene ſchwer geprüfte Zeit im Schooße trug, die König und Volk, redlich zu einander haltend, ſo glorreich durchkämpften.

Wir nahmen übrigens bereits Partei für oder gegen die Entwickelungen der Neuzeit im Allgemeinen, und bekannten uns für dieſe oder jene Farbe, wobei ſich jedoch die Tricolore noch ſehr in dem Hintergrund halten mußte. Ich erinnere mich noch des patriotiſchen Jubels in den mir näher ſtehenden Kreiſen bei der Nachricht über die Schlacht von Abukir (1798), welche die franzöſiſche Flotte vernichtete. Nelſon war unſer Mann, denn die Republikaner ſollten nun einmal alle mit einander untergehen.

Nichts deſtoweniger ſtrahlten die Kriegsthaten des Generals Bonaparte bereits in ſtets zunehmendem Glanze, und als 1799 deſſen Bruder Louis, nachmaliger König von Holland, in einer Miſſion des Directoriums nach Berlin kam, war der junge, direct aus Egypten kommende Mann mit ſeiner republikaniſchen Umgebung Gegenſtand allgemeiner Neugier und Verwunderung. Die eigenthümlichen, allen Zwang

entflammenden Uniformen, die Tricolore an ihren Hüten, die ihre kurz geschnittenen Titushöpfe bedeckten, und das degagirte Auftreten der jungen Krieger war in unseren, an den Zopf gewöhnten Augen etwas durchaus Neues, was gegen unseren, noch das Gepräge des siebenjährigen Kriegs an sich tragenden militärischen Glanz, auffallend abstach.

Bei alledem war dieser alte Waffenglanz nur etwas gereinet, sonst aber immer noch höchst originell und charakteristisch. Ich betrachte jetzt noch mit Interesse die Zeichnungen damaliger Cavalleristen und Infanteristen, die ich mir gefertigt; lauter hochgewachsene Kerls in knapper und straffer Haltung, die ich, geführt von ihren Offizieren mit den lanzenartigen Spontons, wohl noch einmal aufmarschiren sehen möchte, um sie mit unserer gegenwärtigen, meist etwas sitzen gebliebenen Conscription vergleichen zu können. Jedenfalls muß sich die Pickelhaube erst noch den Waffenruhm erobern, den der alte preußische kleine dreieckige Hut und später der Tschako und die Mütze mit ins Grab genommen.

Wir hatten zu jener Zeit auch Gelegenheit, uns ein Pröbchen der glorreichen französisch-republikanischen Armee in der Nähe zu besehen; nämlich einen Trupp sich selbst ranzionirter französischer Gefangener, der, aus Böhmen kommend, seinen Weg über Berlin nach Frankreich nahm. Sie waren der Gegenstand allgemeiner Neugierde, und mehrere unter ihnen trieben einen einträglichen Handel mit hübschen, selbstverfertigten Haararbeiten; besondere aber mit kleinen Modellen der grauenerregenden Guillotine, die, als schauderhafte Geburt der Revolution, mit scheuer Verwunderung betrachtet wurde.

Den politischen Begebenheiten und socialen Umgestaltungen eilte die Bewegung der Geister auf dem Felde der Literatur voran, die jenen zum großen Theil vorgearbeitet und damals gerade ihren Höhepunkt erreicht hatte. Als angehender Buchhändler erlebte ich die mir heute zum Stolz gewordene Freude, wenigstens indirect daran Theil nehmen zu können.

Es war eine schöne, erhebende Zeit, die den Wissenschaften alle jene geistigen Quellen öffnete, aus denen ihre Nachkommen geschöpft, und alle die duftenden Geniusblüthen entfaltete, die, jede mit eigenthüm-

lichen Reizen ausgeſtattet, dem weiten Gebiete der Dichtung entſtrömten. Jede dieſer neuen Productionen ſteigerte den Enthuſiasmus des leſenden Publikums, und mit Ungeduld wurde den neuen Meßcatalogen entgegengeſehen, die Kunde brachten, was von dieſem oder jenem Autor zu erwarten ſtand.

Ich beſitze noch ein Fragment ſolcher Verzeichniſſe aus der Periode meines Eintritts in den Buchhandel (1797—98), und kann es mir nicht verſagen, daraus eine, wenn auch nur oberflächliche Namenliſte der Männer zuſammen zu ſtellen, die in den verſchiedenen Fächern alle die Schätze niederlegten, welche einer nachgekommenen Zeit zur Erbſchaft wurden. Unſere vielwiſſende Gegenwart kümmert ſich im Ganzen nicht beſonders viel mehr darum, welche Männer es waren, die im Schweiße ihres Angeſichts jene geiſtigen Schachten eröffneten, aus denen die Glacéhandſchuhe der Neuzeit die Goldkörner zu Tage förderten, die ihnen zum Schmucke geworden. Ihre Werke ſtehen, ausgebeuteten Erzgruben gleich, meiſt vernachläſſigt in den Bücherſchränken; und nur dann und wann kehrt ein Forſcher zu ihnen zurück, wenn ihn ein ſich überlebendes Selbſtgefühl irgendwo im Stiche läßt; ich aber, als ein Literatur Veteran, mache reſpectvoll Front, während beim Durchſehen meines Catalogs die alte Garde an mir vorüberzieht, von deren den Wiſſenſchaften und der deutſchen Literatur neu erfochtenen Siegen derſelbe Kenntniß giebt. Jeder mit demſelben Bekannte wird es beſtätigen, daß mein Namensaufruf nur Notabilitäten cürt, die ein glänzendes Andenken hinterlaſſen haben, und wird mit mir voll Achtung auf jene Periode zurückſehen, die eine ſo glorreiche Geiſtes-Armee in Reih und Glied zu ſtellen vermochte. Folgende Autoren hatten in den dabei bemerkten Fächern damals neue Werke angekündigt, nämlich:

Für Theologie: Ammon, Dapp, Döderlein, Dräſeke, Ewald, Flatt, Gruebach, Henke, Herder, Hermes, Niemeyer, Plank, Rau, Reinhard, Roſenmuller, Schwarz, Seiler, Snell, Teller, Zollikofer.

Für Philologie und Pädagogik: Adelung, Campe, Creuzer, Funke, Heinſius, Galletti, Loſſius, Mangelsdorff, Niemeier, Oertel, Oſterlag, Salzmann, Schlözer, Splittegarb, Vollbeding.

Für Philoſophie: Bouterweck, Buſſe, Fichte, Herdenreich, Hoffbauer, Jacob, Kant, Kieſewetter, Krug, Mellin, Niethhammer, Pockels, Pölitz, Schelling, Tennemann, Tiedemann, Tiefrunk.

Für Jurisprudenz: Claproth, Danz, Feuerbach, Glück, Grolmann, Hoffacker, Hugo, Klein, Kleinſchrod, Paalzow, Quiſtorp, Reid, Thibaut, Weber, Wieſe.

Für die Naturwiſſenſchaften: Bechſtein, Blumenbach, Crell, Gehler, Gmelin, Jacquin, Koch, Lampadius, Neumann, Panzer, Reimarus, Sprengel, Sturm, Suckow, Wildenow.

Für Medizin: Arnemann, Baldinger, Bernſtein, Callisen, Cleſſius, Gartanner, Hufeland, Joſephi, Leder, Metzger, Pleuquet, Reil, Richter, Sabatier, Sömmering, Stoll, Struve, Tiſſot, Tode, [illegible], Wolhartti.

Für Geſchichte und Biographie: Archenholz, Bacſo, Creuzer, Feßler, Galetti, Gatterer, Genz, Meiſner, Merkel, Meuſel, Meſer, J. und J. G. v. Müller, Niſch, Panzer, Poſſelt, Putter, Renner, Schiller, F. Schlegel, Schlichtegroll, Schlözer, Schrökh, Spittler, Stirer, Weſtenrieder, Wolf, Woltmann, Zſchokke.

Für Aeſthetik: Bouterweck, Erneſti, Erſch, Garlet, Humbold, Ramdohr, Sulzer, Winkelmann ꝛc. ꝛc.

Die ſchöne Literatur iſt in meinem Verzeichniß durch Werke folgender gleichzeitiger Dichter und Autoren vertreten; nämlich: W. G. Becker, Bengel-Sternau, Bouterweck, Duſch, A. G. Eberhard, Engel, Falck, Feßler, Gleim, Göthe, Heinſe, Hölderlin, Iffland, Junger, Klopſtock, Kotzebue, Lafontaine, Langbein, Laun (Fr. Schulz), Matthiſſon, Meiſner, Jean Paul, Sophie La Roche, Mechtig, Schiller, Schink, Schlegel, Seume, Starcke, Steigentesch, Tieck, Veit, Wieland.

Von Göthe erſchien bei Vieweg in Berlin deſſen „Herrmann und Dorothea“ in Form eines Taſchenbuche auf das Jahr 1798. Es war dieſes eine der erſten dieſer Neujahrsblüthen, die ſich auch durch ein geſchmackvolleres Aeußere auszeichnete, worauf damals im Ganzen noch nicht viel gegeben wurde. Der Erfolg war wie begreiflich ein glänzender, und Vieweg hatte das dafür gezahlte, damals für hoch erachtete Honorar von 100 Friedrichsd'ors nicht zu bereuen. Im Jahre darauf

gab derselbe Verleger „Genz, Geschichte der Maria Stuart“ in ähnlicher Weise als Taschenbuch heraus. Schiller war mit seinen historischen Memoiren, sowie mit der Herausgabe der „Horen“ und seines „Musen-Almanaches“ beschäftigt, wovon gerade der zweite Jahrgang erschien. Welch ein Unterschied zwischen den prunkigen, von Gold und Seide schimmernden Keepsakes und diesem so schlicht und einfach sich darbietenden Dichterstrauß, der dennoch aus den schönsten Blüthen gewunden, vom Publikum stets mit Ungeduld erwartet wurde. Im folgenden Jahre erschien Schiller's „Don Carlos“, sowie seine „Maria Stuart“.

Göschen in Leipzig, der zuerst den typographischen Geschmack neu erweckte, verherrlichte „Klopstocks Oden“ durch eine Prachtausgabe in zwei Bänden in 4° mit trefflichen Kupfern, zum Preise von 20 Thalern.

Wieland's leichtfertiger Genius war bereits ernsteren Studien gewichen, die ihn mit der Herausgabe seines „Attischen Museums“ beschäftigten. — Tieck brachte „Sternbald's Wanderungen“, Jean Paul seine „Palingenesien“ und den „Hesperus“ in neuer Ausgabe. Von Jeßler erschien „Marc Aurel“, von Voß eine neue hübsche Ausgabe seines lieblichen Gedichtes „Louise“. —

Das Feld der Romanen-Literatur befand sich zur Zeit theilweise noch im Urzustande. Eine Masse dornigen Gestrüpp und Unkraut entwuchert dem fruchtbaren Boden, unter dem mancher Wildling bei gehöriger Veredelung hübsche Früchte getragen haben würde. Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten waren an der Tagesordnung, unter denen die von Cramer, Spieß, Schlenkert, Veit Weber (L. Wächter) u. s. w. den Zulauf der Menge hatten.

Erfreulicherem Samen entsprossen die häuslichen Gemälde von Starcke, Lafontaine, der Unger, Rochlitz u. s. w., sowie die Bilder frischer Laune von Jünger, Langbein ꝛc., und wenn auch die neuere Kritik oft ein hartes Urtheil über sie, besonders über Lafontaine, gefällt, so darf man ihnen doch auch manches Verdienst und besonders das nicht absprechen, daß sie dem wilden Geschmack eine andere und bessere Richtung gaben. Ihre noch frische Phantasie erfand manche hübsche Situation, die noch heute unter modernerer Be-

handlung ihr Glück machen würde. Lafontaine war lange Zeit Lieblingsbuch des Publikums, und jeder seiner neuen Romane ein literarisches Ereigniß.

Zu den neuen Productionen der höheren Cultur zählte Veit Weber's „Graf Donamar“ in neuer Ausgabe, sowie verschiedene andere Neuigkeiten von W. G. Becker, J. J. Busch, Heinse, Meißner, Sophie La Roche, J. H. Schink und die Fortsetzung von Schiller's „Geisterseher“, und endlich jene drei literarischen Curiosa, die so vieles Aufsehen erregten, nämlich: die „Jobsiade“, Schlegel's „Lucinde“ und „Rinaldo Rinaldini“, der die Herzen aller Weiber eroberte. Diese mochten übrigens wohl schon damals nicht mehr so recht exportirbar sein, denn das Buch „Elisa, oder das Weib wie es sein soll“ erschien bereits in seiner dritten Ausgabe und wurde allgemein empfohlen. —

Ein weiteres Curiosum war außerdem noch die eminente Firma „Köln, bei Peter Hammer“, hinter welcher sich alle unerhörte Sünden zu verstecken pflegten. Im Uebrigen sind aber verrümmelte der heillose Aufklärer des Genfers damals allerdings wohl manchen zu kühnen Gedanken; aber sie gründlich entkräftete er dieselben doch nicht, wie es die heutigen Präventivgesetze mit dem Damoklesschwerte thun, das sie über dem Haupte unserer Preßfreiheit aufhängt.

Die Unterhaltungs-Lectüre hat seit jener noch unklärungen Zeit mehrere Phasen durchlaufen, bei denen zum großen Theil das Ausland den Ton angegeben. Die deutschen Productionen haben Mode gehabt, sich dabei eben zu erhalten, und jemehr wir uns der Neuzeit nähern, jemehr sehen wir Erfindung und Gedanken darin in der Form aufgehen. Die Kunst, zu schreiben, hat im Allgemeinen große Fortschritte gemacht; aber ihre Werke gleichen meistens einem bunten Camelia-Aster; hübsch in Zeichnung und Farbe, aber ohne Duft; man müßte sich denn durch das Patschouli der Salons oder den pikanten Dünsten der niederen Sphäre täuschen lassen, von denen sie häufig in der einen oder anderen Weise durchsetzt sind.

Dennoch hat unlängst einer unserer productivsten Schriftsteller mit aller Zuversicht die Hoffnung für sich ausgesprochen, „daß eine ge-

rechte Nachwelt ihn einſt doch wohl noch mit ähnlicher Glorie umgeben möchte, wie ſie Göthe und Schiller zu Theil geworden.“ Ob ſich dieſe kühne Erwartung erfüllen wird, muß die Zeit lehren; ich aber fürchte, daß es gewiß manchen unſerer neueren Poeten ergehen wird, wie den Gäſten bei der Hochzeit des Königsſohns. — Die Kluge der Nachwelt wird finden, daß ſie kein hochzeitlich Kleid anhaben und ſie in die Finſterniß werfen. — Die Moral, daß „Viele berufen, aber nur Wenige auserwählt ſeien,“ dürfte auch unter den Klaſſikern der Neuzeit eine ſtrenge Auswahl treffen.

Auch an die damaligen Inſaſſen des Theaters knüpfen ſich mir ähnliche glorreiche Erinnerungen, wie jene an die damalige Literatur. Ich entſinne mich, noch einen der letzten Zweige der einſt ſo berühmten Doblin'ſchen Geſellſchaft, eine bereits bejahrte, aber noch immer niedliche Schauſpielerin gleichen Namens, Anfangs der neunziger Jahre in Rollen geſehen zu haben, wie ſie gegenwärtig unſere Kinderwelt ſpielt. Das war noch in dem alten unſcheinbaren Schauſpielhauſe zu Berlin, deſſen gediegene und vollendete Vorſtellungen in beiden, ſeitdem an ſeine Stelle neu erbauten Häuſern, ungeachtet all' ihrer äußeren Pracht und ihres inneren Glanzes, wohl kaum mehr erreicht, noch weniger aber übertroffen werden ſind. Iffland, Fleck (unübertrefflicher Held), Beſchort, Unzelmann, Raſelig, Mattauſch, Gern, Lemm, ſowie die Damen Baranius, Bethmann-Unzelmann, Fleck, Eunicke (Meyer) u. ſ. w. bildeten ein Enſemble, wie es ſeit jener Zeit kaum irgendwo wieder beiſammen geweſen, und denkt man, daß damals jene dramatiſchen Meiſterwerke, die heute noch ſo unübertroffen daſtehen, meiſtens zur erſten Aufführung kamen, ſo wird man die Bedeutung um ſo mehr begreifen, welche der Berliner Bühne beizulegen war.

Dieſe glorreichen Erinnerungen machen mich oftmals unduldſam gegen die heutigen Aufführungen eben dieſer Meiſterwerke aus jener Zeit, die ſo oft langweilen, weil ihnen ſo gänzlich die Weihe der Darſtellung abgeht. Der Geiſt ihres Zeitalters, die richtige Auffaſſung der Charaktere, wie ſie einſt gedacht, die Wahrheit des Coſtüms fehlt ihnen faſt überall, und damit iſt auch der richtige Tact ihrer Harmonie verloren gegangen, ohne welche ſie nicht mehr anſprechen können.

Die Bühne iſt allerdings ſtets am wahrſten als Spiegel ihrer Zeit, es bleibt jedoch nicht minder ihre Aufgabe, ſich mit möglichſter Treue zurück in die Vergangenheit zu verſetzen und jede Zeit ſorgfältig zu ſtudiren, die ſie darſtellen will. Unbegreiflicher Weiſe wird nun jetzt gerade jene Periode, von der hier die Rede iſt, ſo gänzlich mißgriffen, daß ſie denen faſt fratzenhaft erſcheinen muß, die einſt Zeuge waren, wie ſie dachte, wie warm ſie fühlte und wie wahr ſie zu charakteriſiren verſtand. Die heutige, dafür an die Stelle getretene Effecthaſcherei kann dieſe Vorzüge unmöglich erſetzen; würde man aber heute noch nur eines jener Stücke, wie z. B. „Clavigo, Emilia Galotti, Kabale und Liebe" oder auch Iffland's „Jäger", die „Hageſtolzen" u. ſ. w., in oben erwähnter Beſetzung über unſere Bühnen gehen ſehen: der Roſt, der ſich über dieſe Reliquien gelegt, würde ſich bald in den hellſten Glanz verwandeln. —

Es iſt allerdings nicht zu beſtreiten, daß zur Zeit das Schauſpiel durch die Oper arg bedrängt und am friſchen Wiederaufblühen behindert wird. Aber auch damals hatte es die mächtige Concurrenz von Mozart, Winter, Weigl u. ſ. w. ſammt der des Auslandes auszuhalten, und wenn es dabei dennoch ſiegreich beſtand, ſo entſcheidet das ebenſo über die Gediegenheit der damaligen Dichtungen, als über das Talent der Mimen, die darin auftraten.

Jede Epoche dramatiſcher Meiſterwerke erzeugt oder weckt übrigens von ſelbſt die Talente, ſie in ihrem Geiſte darzuſtellen; wenn uns alſo jene einſt wiederkehren ſollte, wird ſie auch wohl der Letzteren nicht entbehren, die ſie durch ihre Darſtellung uns zu verherrlichen im Stande ſind.

Auch in der Muſik haben ſich ſeitdem die geiſtigen Schöpfungen mehr in Routine und techniſche Fertigkeiten aufgelöſt, bei denen der Effect auf Koſten der Harmonie eine hervorragende Rolle übernommen. Der Genius Mozart's, Beethoven's u. ſ. w. hat ſich in den neuen Schöpfungen noch nicht wieder bemerkbar gemacht; dagegen aber hatte die damalige Zeit noch keine Idee von den durchgebildeten Fertigkeiten eines Paganini, Liſzt's oder den Leiſtungen einer Malibran, Sonntag, Lind u. ſ. w., und das Geniale in der Kunſt hat alſo auch hier dem Künſtlichen das Feld geräumt.

Außer dem Theater belebte ſich während des Winters in Berlin auch das große Opernhaus wieder, das ſonſt das ganze Jahr über verödet ſtand. Die Königlichen Hof-Opernſänger, unter Mitwirkung des Ballets und der Capelle, hatten zwölf Gratis-Vorſtellungen zu geben, nach deren Beendigung ſie wieder für lange auf ihren Lorbeeren ruhen konnten.

Das konnte man eine wahrhaft königliche, freilich aber auch ſehr koſtſpielige Verſchwendung nennen; denn die Zahl der dabei angeſtellten Muſici, Sänger und Tänzer war bedeutend und ihre Beſoldung anſehnlich. Indeſſen zweckmäßiger organiſirt, könnte man ſich eine ſolche auch wohl heute noch gefallen laſſen. — Es lag etwas Großartiges in dieſen theatraliſchen Feſten, die den Geſchmack und die Bildungsſtufe des Hofes in tonangebender Weiſe repräſentirten und ihn mit dem Nimbus der Claſſicität umgaben. Dabei bekam das größere Publikum doch auch einmal etwas Gutes gratis zu ſehen und zu hören, was ſich heute nur zu zwei- und dreifach erhöhten Eintrittspreiſen erkaufen läßt, unter welchen ſich kein Talent von Ruf mehr zur Schau ſtellt. — Die heutige Munificenz der Höfe führt dem größeren Publikum nur noch die militäriſchen Schauſpiele, aber auch dieſe nur ſo lange gratis auf, bis ein neues weltbürgerliches Drama ein Abonnement suspendu erheiſcht, was ihm dann oftmals theuer genug zu ſtehen kommt. —

Der Zutritt zu jenen Opern-Vorſtellungen war nicht ſchwer zu erlangen, und jedes ſchriftliche Geſuch bei der königlichen Intendantur um Eintritt-Billets, wurde bereitwilligſt berückſichtigt. Wenn ich jedoch der Vorſtellungen ſelbſt gedenke, ſo möchte ich den heutigen Eindruck gewahren können, den eine ſolche gegenwärtig hervorbringen würde. Es wurde allerdings viel Gediegenes, wenn auch mit namhaftem Zopf Verbrämtes geleiſtet; entſchieden widerlich aber waren die, gerade in den Hauptfächern der Helden u. ſ. w. mitwirkenden Halbmänner (Caſtraten), die mit Stimmen à la Catalani ihre Partieen ſangen. Manche ihrer Leiſtungen würden allerdings aus einer weiblichen Kehle Bewunderung erregt haben, wie denn auch wirklich ein junger Mann ſich in eine ſolche Stimme ſterblich verliebte, die er berauſchend einem ſchönen Munde entſtrömend wähnte, bis ihn die Nachtmütze des

ſingenden Italieners enttäuſchte. Auf der Bühne aber machten dieſe Fleiſchmaſſen, zu welchen ſich in der Regel dieſe unglücklichen Sänger ausdehnten, einen höchſt widrigen Eindruck auf den Hörer; er hätte denn während ihres Geſanges die Augen ſchließen müſſen.

Die pikanteſten Erinnerungen von daher haben mir die Ballets hinterlaſſen, in denen ich noch die Reifröcke mit toupirten Coiffüren und in Schuhen mit hohen Abſätzen tanzen geſehen. Man darf ſich das durchaus nicht ſo abſurd vorſtellen, wie uns dergleichen heut zu Tage reproducirt zu werden pflegt. Im Gegentheil hatte das ebenſowohl ſeine luſtigen Reize, wie die bemuſterten gepauſchten kurzen Gaze-Röckchen à la Pepita, die am Ende auch nur jener Zeit entlehnt ſind.

Eine Tänzerin aus Paris, Madame Vigano, machte dem Reich der breiten Hüften damals ein Ende. Sie war die Erſte, die im Ballet der großen Oper in kurzer Taille à la grecque, ungepudertem Tituskopfe und Schuhen ohne Abſätze tanzte und Furore damit machte. Es war dieſes ein tiefer eingreifendes Ereigniß für Berlin, als man es damals geahndet; denn einmal dem, die Köpfe in Ordnung haltenden Friſeur entronnen, gingen mit den Locken auch die Ideen allmälig ſo auseinander, daß ſie 1848 kaum mehr im Zaume zu halten waren.

Die Zeit reſtaurirt Alles wieder, ſelbſt auch die Hüften der Damen, die ſich mit den wieder in Mode gekommenen jupes crinolines aufs Neue ſo breit machen, daß ſelbſt die vornehmen Routs der Neuzeit ihre Einladungen beſchränken müſſen, um denen vorzugsweiſe mehr Platz einzuräumen, die ſich wieder am breiteſten darin machen. —

Zwiſchen je zwei Opernvorſtellungen wurde in dem, dann dazu hergerichteten Opernſaale auch eine Redoute abgehalten, zu der ebenfalls Jedermann freien Intritt hatte, der im anſtändigen und ballmäßigen Coſtüme vorfuhr. — In dieſem Vorfahren und der Beaufſichtigung der Toiletten lag eine gut ausgedachte Manier, den zu großen Zudrang abzuwehren, wiewohl es dabei auch nicht an Umgehungen fehlte. Doch geben dieſe öffentlichen, Jedem, der mit Anſtand aufzutreten wußte, zugänglichen Maskenbälle, bei denen auch nicht ſelten der ganze Hof erſchien, den damaligen Sitten und dem Geiſte der Hauptſtadt ein beachtungswerthes und günſtiges Zeugniß, da man ſich unbe-

ſorgt einer Mummerei hingeben konnte, die in dieſer Form heute nicht mehr gut möglich iſt.

Es unterliegt übrigens keinem Zweifel, daß mit der mehr und mehr geſchwundenen Etiquette in Bezug auf Moden und Coſtüme der feine Geſellſchaftston eine nicht geringe Beeinträchtigung erfahren hat, da die Nonchalance der äußeren Erſcheinung ſich nur zu leicht auch auf die Sitte überträgt. Das ſo feine habit-habillé, wie man es zur Zeit Louis XVI. getragen, habe ich nur noch bei Hoffeſten an mir vorüberrauſchen ſehen, wenn ich im Schloſſe ein Plätzchen finden konnte, mir die höchſten und hohen Herrſchaften bei ihrer Ankunft im Vorübergehen zu betrachten. Doch war daſſelbe ſchon damals nicht mehr in jener Reinheit, in der es dem feinen Weltmann ſo höchſt bezeichnend anſtand. Weniger graziös, beſonders in Bezug auf den Kopfputz, erſchienen die Damen; doch darf man nur nicht glauben, daß ſelbſt jene Bizarrerieen, wenn ſie ſich mit dem rechten Schick verwendet ſahen, einer graziöſen Figur nicht auch ihre pikanten Nüancen verliehen hätten. Man hat darüber keine rechte Vorſtellung mehr, da die richtige Weiſe, ſich ſo zu coſtümiren, nicht mehr vorhanden iſt. Daß inzwiſchen eine feſtliche Reunion damals, beſonders was die Herren betrifft, in einem viel coquetteren und bei weitem mehr Abwechſelung bietenden Glanze erſchien, wie die monotone, farbloſe Außenſeite unſerer heutigen Routs, wenn nicht etwa die Uniform darin dominirt, unterliegt keinem Zweifel.

Die Uebergänge von dieſen, ſich als ein wirkliches Coſtüm ausprägenden Anzüge zu den Abnormitäten der franzöſiſchen Revolution hatten viel Fades im Gefolge. Mit den Incroyables jedoch kam wieder mehr Originalität in den Moden. Es war etwas durchaus Radicales in dem Schnitt derſelben, der mit Beibehaltung der kurzen, aber mit Kniefchleifen verſehenen Beinkleider und des Puders in den, übrigens nicht mehr toupirten und ſteifbelockten Haaren, jene breiten, kurzen Schöße ſammt den großen Revers oder Umſchlägen an Rock und Weſte einführte; den Hals in dicke, mit großem Schlupp verſehene Cravatten hüllte, die Ohren mit Ringen verzierte und die Füße mit großzwickeligten und geblumten ſeidenen Strümpfen und Schnabelſchuhen verſah. Es war immer doch noch ein Gedanke in dieſer, wenn auch

bizarren Tracht, die das alte Regime total über den Haufen zu werfen ſtrebte, und eine wohlgewachſene Figur vermochte noch etwas aus ihr zu machen, während unſer heutiger ſackartiger Paletot mit den ſchlotternden Beinkleidern von ſelbſt ſchon auf jede Eroberung verzichtet, die früher jeder pikanten äußeren Erſcheinung in Ausſicht ſtand.

Berlin behielt während der Dauer meiner Lehrzeit eine ziemlich ſtationäre Außenſeite. Nach Beendigung derſelben kehrte ich mit dem Anfang des neuen Jahrhunderts abermals nach Hamburg zu meinem ſchon oben erwähnten väterlichen Freunde Auguſt Campe zurück, der inzwiſchen mit ſeinem Bruder Friedrich eine neue Buchhandlung dort errichtet und ein literariſches Muſeum damit verbunden hatte, das, nach einem den Anforderungen der Zeit entſprechenden Maßſtabe angelegt, ſich ſehr vortheilhaft bemerkbar machte.

Man fing bereits an, bei neuen Unternehmungen das Hergebrachte zu verlaſſen und die Bahn des Fortſchritts zu betreten, die übrigens immer noch langſam genug zu Erfolgen führte.

Hamburg war indeſſen um Vieles glänzender und durch den Aufenthalt einer Maſſe von franzöſiſchen Emigranten ungemein belebt geworden. Ich hatte nun Gelegenheit, während eines längeren Aufenthalts die Eigenthümlichkeiten und das innere Leben dieſer Weltſtadt näher kennen zu lernen, wobei ſich mir die originellſten Contraſte bemerkbar machten.

Der großartige Handel erzog den Hamburger zum Weltbürger, der ſich überall heimiſch fand, wohin ihn ſeine, den Ocean durchmeſſenden Schiffe trugen. In ſeinen Mauern aber blieb er der eigenthümlichſte Philiſter, und weder der unaufhörliche Wechſel ab- und zuſtrömender Fremden, noch das Kreiſen ihrer zugebrachten neuen Ideen vermochten eine merkliche Aenderung des einmal Gewohnten und Hergebrachten zu bewirken. Es bedurfte irgend eines nachhaltigen Anſtoßes, um die Hamburger aus der Indolenz ihres Bürgerthums aufzurütteln, was jedoch ſelbſt Napoleon mit ſeinem radicalen Decret vom 13. December 1810 noch nicht fertig bringen konnte, welches das Hamburger Gebiet in ein franzöſiſches umſchaffen ſollte. Erſt als der Himmel dreißig Jahre ſpäter Feuer über die Stadt kommen ließ, das den größten Theil derſelben

Pläne gegen die Republik, der er ſo entſchieden den Rücken zugekehrt. Abends ſtrömte dann Alles wieder heimwärts, um dicht vor dem Thore in einem Kaffeehauſe, dem ſogenannten „Trichter", den letzten Trommelſchlag zur Thorſperre abzuwarten, und dann maſſenhaft mit ihm wieder in die alten Mauern einzuziehen, die ſogleich beim Eintritt alles wieder in den Nebel alter Gewohnheiten hüllten.

So verſtrichen zwei Jahre, nach deren Ablauf ich mich nach Königsberg wenden wollte. Bei meiner Durchreiſe durch Berlin ließ mich jedoch die alte Anhänglichkeit meines mir freundlich geſinnten früheren Lehrherrn, Oehmigke, nicht weiter ziehen. Ich mußte aufs Neue wieder in ſein Geſchäft treten, und ich ließ mir dieſen Wechſel meiner Beſtimmung gerne gefallen. Ich war zwanzig Jahre alt geworden, und die ſich damit ſteigernde Lebensluſt wußte die Fortſchritte bald heraus zu finden, die Berlin unter dem neuen Throne ſeitdem ſo ſichtlich in dieſer Beziehung gemacht hatte.

Der herangewachſenen Generation war effektiv der Kamm geſtiegen. Der Puder war mit ſammt dem Zopfe verſchwunden und die an ihre Stelle getretenen Titusköpfe formten ſich auf den Scheiteln in der That zu einer Art Hahnenkamm, der, je ſorgfältiger cultivirt er ſich emporſträubte, je mehr als ein untrügliches Zeichen aufwärtsſtrebender Genialität, die darunter verborgen, zu betrachten war. Auf Bällen erſchien ein ſolches haarſträubendes Haupt mit dem franzöſiſchen Claquehut des jungen Kaiſerreichs unter dem Arme, und ſorgte beim Eintreten vor Allem dafür, daß ſein Kammtoupée nicht aus der Façon gerieth.

Die Menuett, dieſe alt-graciöſe Einleitung aller Tanzfreuden, an der ſeit anderthalbhundert Jahren ihres Beſtehens Alt und Jung Theil nehmen konnte, wenn es ſich mit dem nöthigen Anſtand zu bewegen vermochte, hatte ebenfalls eine, der jugendlichen Beweglichkeit mehr zuſagende Reform erlitten, und das veränderte ſchon um Vieles die Phyſiognomie der Geſellſchaft. Man tanzte nämlich zuerſt ſämmtliche Touren im alten Style durch, und wiederholte ſie dann im Pas des Contretanzes; man nannte das eine Menuet gentil, welche Gentilleſſe jedoch die älteren Beine vollſtändig in Ruheſtand verſetzte. Die erſte Eroberung jugendlichen Sichſelbſtbewußtwerdens über die Gravität des Alters. —

Eine ähnliche Beweglichkeit war auch über die Armee gekommen. Der alte siegreiche Zopf des siebenjährigen Kriegs hatte dieselbe zwar noch nicht ganz verlassen, allein er war mobiler geworden und marschirte jetzt unter Trommlen und Pfeifen nach dem sogenannten „Quickmarsche", einem Fortschritte, den man, glaube ich, dem französischen Exercier-Reglement entlehnt, was allgemein als ein Evenement betrachtet wurde.

Das neue Schauspielhaus wurde eröffnet, und Schillers „Jungfrau von Orleans" ging zuerst darin mit außergewöhnlicher Pracht über die Bühne. Die Meyer-Eunicke excellirte als Jungfrau, und Iffland, der unter all' den Geharnischten keinen ihm zusagenden Platz finden mochte, begnügte sich mit der einfachen Rolle des Thibaut d'Arc, womit er übrigens das Stück in glanzvollster Weise einleitete.

Glänzende Subscriptionsbälle im Theater, vom Adel und den reicheren Kaufleuten veranstaltet, an welchen auch, zum erstenmale unter ähnlichen Verhältnissen, der Hof Theil nahm, belebten die Wintersaison und wurden als eine dem Bürgerthum gemachte Concession betrachtet.

Prachtvolle Schlittenfahrten wurden abgehalten, bei denen besonders die in der Armee dienenden Cavallerieoffiziere viel Luxus im Costüme ihrer zahlreichen Vorreiter entfalteten.

Prinz Louis Ferdinand erschien leuchtend am Horizont chevalereske Genialität und umgab sich mit Künstlern wie Dussek, Himmel, Moser ꝛc., und mit schönen Frauen wie die Wichmann, Unger ꝛc.

Ein jugendlicher Muth fing an, die Armee zu durchwehen, der, gleich dem feurigen Roß, zuweilen störrig auf die Stange biß und in Uebermuth ausartete. Ein Intermezzo originellster Art gab Zeugniß davon. Werner's „Weihe der Kraft" kam auf die Bühne und wurde mit vielem Glanz gegeben. Iffland war unübertrefflich als Luther, und die Fleck, die Witwe geworden und ein sehr angenehmes Haus machte, war die schönste de Bora, die man sehen konnte. Das Stück machte Furore, fand aber auch viele Widersacher, die an Luther's Erscheinung auf der Bühne Anstoß nahmen.

Da öffnete sich an einem schönen Sommerabende, wo Alles unter den Linden spazierte, der nahe Gendarmeriestall und ein Schlitten, von

vielen Vorreitern mit Fackeln umgeben, fuhr im Galopp heraus und die Linden hinauf. — Eine Schlittenfahrt mitten im Sommer war etwas Unerhörtes, und sie täuschte beim ersten Anblick um so mehr, da die kleinen Räder, auf welchen der Schlitten lief, durch herabhängende Decken nicht sichtbar waren. Drinnen aber saß Doktor Luther und sein Famulus, und hinten drauf Frau de Bora in himmellanger Gestalt und flatterndem Gewande, unter dem ein Paar bespornte Dragonerstiefel sichtbar waren. Diese übermüthige Parodie wurde indessen vom Könige sowohl wie im Publikum als ein Scandal betrachtet, der sofort durch einige Versetzungen der Betheiligten in unwirthbare Gränzörter, wie auch sonst noch, die ihm gebührende Ahndung fand.

Inzwischen hatte die friedliebende Politik des Ministers Haugwitz und dessen Nachgiebigkeit gegen das, den Kopf hoch tragende neue Kaiserreich, nach und nach doch eine solche Mißstimmung in einflußreichen Kreisen erzeugt, daß ein Zerwürfniß mit Frankreich immer sichtbarer hervortrat und endlich der Krieg, selbst gegen den Rath des alten achtzigjährigen Feldmarschalls Möllendorf, der doch einst die Franzosen bei Roßbach jagen half, beschlossen wurde, wobei ihm die betrübte Satisfaction werden sollte, daß er in seinen Befürchtungen recht gesehen hatte.

Der Entschluß, den Krieg zu beginnen, hatte den König in eine ernste, ich möchte sagen, feierliche Stimmung versetzt, die ihren Grund wohl in dem Bewußtsein der schweren Aufgabe haben mochte, deren Lösung er übernommen. Das Volk hingegen gab bei sich darbietenden Veranlassungen sein freudiges Vertrauen zu erkennen, und ich bewahre noch heute eine interessante derartige Kundgebung.

In der nahen Umgebung Berlins findet nämlich alljährlich im August ein sehr beliebtes Volksfest, der sogenannte Stralauer Fischzug, Statt, bei welchem zwar weniger Fische gefangen, als vielmehr auf einer hinter dem Dorfe Stralau gelegenen Wiese ungemein viel Kaffee und andere Getränke nebst Zuthaten im Freien vertilgt werden. Das Fest war gerade in diesem Jahre (1806) sehr belebt und der König mit der Königin sammt ihrem Hofstaate waren ebenfalls dabei erschienen. Nach kurzem Aufenthalt setzte der Hof in einem Nachen nach

dem am entgegengesetzten Ufer der Spree gelegenen Dörfchen Treptow über. Ein stürmisch jubelnder Zuruf der Volksmenge begleitete die Ueberfahrt, den der König, in ernster Haltung grüßend, zwar dankend erkannte, aber dabei auch wohl andeuten mochte, daß es damit nicht allein gethan sein werde. Von diesem in der That feierlichen Moment ergriffen, erwachte mein altes Compositionstalent; ich entwarf eine ziemlich umfassende Zeichnung dieser Scene, die ich noch heute bewahre und deren charakteristische Zusammenstellung mich seitdem oftmals in jene alten Zeiten zurückversetzt hat.

An den bald darauf erfolgten Ausmarsch der Armee knüpft sich eine andere, zwar gewiß zufällige, aber doch eigenthümliche Erinnerung. Es war Sonntag Abends als ich von einem Spaziergang zum Potsdamer Thor hereinkommend, in der Leipziger Straße eine gewisse Aufregung unter den Leuten bemerkte, die erschrocken auf eine in der That seltsame Lufterscheinung deuteten, in welcher man die Vorzeichen eines unglücklichen Kriegsereignisses erblicken wollte. Der Himmel war theilweise von dicken schwarzen Wolken überzogen, in deren Mitte sich wirklich zwei blutroth erleuchtete Wolken bemerkbar machten, welche die erregte Phantasie der Zuschauer zu zwei sich bekämpfenden Adlern gestaltete. Der eine derselben unterlag alsbald und löste sich in rothe Nebelstreifen auf, während der andere seine Gestaltung länger behauptete, dann aber endlich auch verschwand.

Das sollten nun die Vorbedeutungen verlorener Schlachten und schwerer Zeiten sein, und in der That erreichte uns nur zu bald die erschreckende Nachricht von dem blutigen Zusammenstoß am 10. October bei Saalfeld, der dem genialen, hier aber zu stürmisch vorangehenden Prinzen Louis Ferdinand das Leben kostete.

Das war jedoch nur das Vorspiel der allgemeinen Niederlage, welche am 14. October erfolgte und welche unter dem Namen der unglücklichen Schlacht bei Jena bekannt genug ist. Man hat mit Unrecht den Verlust dieser Schlacht und den darauf in voller Verwirrung erfolgten Rückzug der Armee als eine Schmach derselben verschrieen. Dieser Vorwurf ist ein durchaus ungerechter. Die Truppen hatten sich im Gegentheil tapfer geschlagen, und wären nicht durch die nachtheilige Affaire

bei Saalfeld und durch die gleich im Anfang erfolgte Verwundung des, das Obercommando führenden Herzogs von Braunſchweig, Verwirrungen in Angriff und Vertheidigung entſtanden, ſo würde der Ausgang der Schlacht zu Gunſten der Franzoſen vielleicht ſelbſt noch zweifelhaft geweſen ſein.

Indeſſen das Unglück war da. Berlin wurde davon durch die bekannte Proclamation des Fürſten Hatzfeld, damaligen Gouverneurs der Stadt, benachrichtigt, welche „Ruhe als die erſte Bürgerpflicht" anempfahl. — Wir ſollten uns inzwiſchen bald in der getreuen Befolgung dieſes wohlgemeinten Rathes geſtört ſehen; denn ganz unerwartet ſprengte an einem hübſchen Herbſtnachmittage eine Recognoscirung franzöſiſcher Huſaren zum Halliſchen Thore herein, die in der von Truppen gänzlich entblößten Hauptſtadt, nicht den mindeſten Widerſtand fanden. Man ließ uns keine Zeit, um uns von der erſten Beſtürzung zu erholen; denn ſchon am anderen Tage folgte die ganze franzöſiſche Avantgarde unter dem Commando des Marſchalls Davouſt, und General Hüllin, bekannt als Präſident des Kriegsgerichts, welches den Herzog d'Enghien erſchießen ließ, nahm als Commandant der Stadt ſein Quartier unter den Linden.

Berlin konnte vor Ueberraſchung und Verwunderung nicht zu ſich ſelbſt kommen; Alles war plötzlich anders geworden, und das Neue und nie Gekannte, was uns überall entgegentrat, machte uns im erſten Augenblick ſelbſt das Traurige unſerer Lage vergeſſen.

Die Franzoſen benahmen ſich Anfangs ziemlich beſcheiden; ſie mochten ſich wohl erſt der friedfertigen Geſinnungen der Bevölkerung verſichern wollen, von denen ſie ſich übrigens ſehr bald überzeugten. La Garde nationale, d. h. die von den Bürgern im bunteſten Aufzuge beſetzten Wachen, wurden mit allen honneurs militaires abgelöſt, und bald ſah man die capots gris Arm in Arm durch die Stadt ſchlendern, als ſeien ſie immer dageweſen.

Der Berliner vermag ſelbſt im Unglück nicht, ſeine Witze zu unterdrücken, und ſo erhielt denn auch bald das Davouſt'ſche Corps den Spottnamen „die Löffelgarde"; denn jeder Soldat hatte auf ſeinem dreieckigen Hütchen neben dem Bouton ſeinen blechernen

Suppenlöffel ſtecken, den ſämmtliche Inhaber auch mit groſſer Fertigkeit zu handhaben verſtanden.

Außer dem Uniformrocke war dabei von ſonſtigen übereinſtimmenden Montirungsſtücken nicht viel die Rede. Capots, Beinkleider und Fußbekleidung waren von verſchiedenartigſten Farben und Façons und nur ein kurzer dicker Zopf nebſt vielem Puder auf den Krägen, machte ſich ziemlich allgemein in allen Reihen geltend. Uns Preußen, denen der Spitzname „der Kamaſchenknöpfer“ nicht ganz mit Unrecht gebührte, war dieſes sans gène etwas nie Erlebtes; am meiſten aber ſtaunten wir über die Affabilität der Offiziere aller Grade gegen den Soldaten, welcher Letztere uns ſeither ſtets nur in tiefſter Abhängigkeit vom ſpaniſchen Rohre erſchienen war.

Acht Tage ſpäter hielt der Kaiſer ſeinen Einzug in Mitten eines glänzenden und gewählten Truppen-Corps, und ich werde den Eindruck nie vergeſſen, den dieſes großartige, aber auch das preußiſche Nationalbewußtſein erdrückende Schauſpiel auf uns machte. Nie hat mir das dumpfe Geläute der Domglocke ſchauerlicher geklungen, als damals, wo es das Zeichen gab, daß der Sieger die Thore der Hauptſtadt erreicht und im Begriff war, uns den Fuß auf den Nacken zu ſetzen.

Alles ging entmuthigt umher und frug ſich, was nun werden ſollte. Es blieb uns vor der Hand nur der ſtille Ingrimm, der in einer mir noch erinnerlichen charakteriſtiſchen Aeußerung eines mir befreundeten Profeſſors am Gymnaſium ſeinen, mit dem allgemeinen Gefühl übereinſtimmenden Ausdruck fand. Derſelbe begegnete mir gleich nach dem Einzuge, ergriff meine Hand und flüſterte mir zu: „Freund, könnte ich dieſe Franzoſen mit einem einzigen Stockſchlage von der Erde vertilgen, es würde mir die größte Wolluſt ſein!“ Dieſer Gedanke muß nach und nach alle Preußen durchdrungen haben; denn er wurde in ſofern zur That, als durch ſie eben der Anſtoß gegeben wurde, der die Franzoſen wenigſtens aus Deutſchland vertilgte.

Anders war es mit dem Eindrucke, den die erſte Heerſchau auf uns machte, die der Kaiſer über die inzwiſchen eingerückten Armeecorps abhielt. Es war an einem trüben Novembermorgen, als wir den Kaiſer zu Pferde und von ſeinem Generalſtab umgeben, zum erſten

Male aus dem Schloßhofe kommen ſahen, vor welchem ſich die Truppen auf dem Luſtgarten aufgeſtellt hatten. Er trug das hiſtoriſche Hütchen und den grauen Ueberrock über die Uniform und wurde von ſeinen Soldaten mit enthuſiaſtiſchem, von rauſchender Muſik begleitendem „Vive l'Empereur!“ empfangen. Schon das war uns Philiſtern etwas Neues, nie Geſehenes, da wir ſeither das Militärleben nur aus den einförmigen ſteifen Wachtparaden oder den nicht viel mehr belebten größeren Manövern kennen gelernt, bei denen der ſtumme Gehorſam jede derartige Kundgebung beherrſchte.

Der Kaiſer ſtieg vom Pferde, das er ſeinem Leibmameluken Rouſtan übergab, und begann die Inſpection. Grenadiere der alten Garde bildeten Spalier, um den Zudrang der Menge zu hindern; allein die Courtoiſie der alten Schnauzbärte geſtattete gerne den Frauen oder denen, die ſich darum bewarben, vorzutreten, um ihren Kaiſer in der Nähe zu ſehen, und auch ich fand zwiſchen zwei Grenadieren Platz, die mir freundlich erklärten, was vorging.

Der Kaiſer durchſchritt langſam alle Reihen, betrachtete ſich faſt jeden einzelnen Soldaten, ſprach mit Vielen und reichte ſogar einigen alten Troupiers die Hand. Jüngere Leute muſterte er genau und rückte verbeſſernd an ihrer Montirung. Das dauerte ſehr lange; dann begab er ſich, wieder zu Pferde geſtiegen, der Fronte gegenüber. Ein höherer Stabs- oder Ordonnanzoffizier verlas mit lauter Stimme den Tagesbefehl, der die neuen Beförderungen und Ordensverleihungen kundmachte, die der Kaiſer bewilligte. Ein jeder dabei Betheiligte, vom höchſten Offiziere abwärts bis zum Tambour, wurde mit Namen aufgerufen und ſtellte ſich nach den Graden in einer Reihe vor die Fronte, worauf ihm ſeine Beförderung verkündet oder ihm die Decoration des Ehrenkreuzes angeheftet wurde. Hierauf ſtattete der Commandirende jedem der Belohnten ſeine Gratulation ab und embraſſirte ſie der Reihe nach, vom Höchſten bis zum Niedrigſten, unter dem endloſen Vive l'Empereur! der Truppen und den rauſchenden Fanfaren der Muſik.

Das war ein ächt kriegeriſches Schauſpiel, was einen grellen Contraſt zu der Behandlung bildete, die wir ſeither an unſeren Soldaten gewohnt geweſen; es fiel uns wie Schuppen von den Augen. — Den

preußiſchen Soldaten kannten wir nur als einen in mehr wie einer Beziehung geſchlagenen Mann, bei dem eine faſt überſtrenge Disciplin jedes Selbſtbewußtſein im ſtraffſten Zaume hielt. Hier ſahen wir nun auf einmal dieſen, uns in ſo tiefer Abhängigkeit erſchienenen Stand mit allem Luſtre militäriſchen Ehrgefühls umgeben und lernten begreifen, daß eine von ſolchem Geiſt belebte Armee leichter zum Siege zu führen ſei, wie ein unter ſteter Fuchtel gehaltener Soldat. Und doch hatten unſere Leute ihre Haut willig zu Markte getragen und muthvoll für eine Sache gefochten, die, den geworbenen Söldnern wenigſtens, eine ihnen mehr oder weniger fremde geweſen. Eine derartige Hingebung des Kriegshandwerks, das nur dem Solde dient, iſt allerdings das Ergebniß des kriegeriſchen Geiſtes, der ſich bei vielen Menſchen ſo leicht anfachen und ſteigern läßt, wenn ein thatkräftiger Führer ſie an ſeine Fahne feſſelt. Allein eine ſolche Hingebung wendet dann auch ſchnell genug jedem ſich ereignenden Bedrängniß den Rücken, und daher hat Preußen in dieſer Beziehung das lehrreiche Beiſpiel des Kaiſerreichs zwar ſehr theuer erkauft, aber demſelben gewiß auch einen großen Theil ſeines neu erblühten Kriegsruhmes zu danken.

Ich hatte nun öfters Gelegenheit, den großen Kaiſer in der Nähe zu ſehen und zu beobachten, und wenn derſelbe auch mir, als einem acclimatiſirten Preußen, nur im Lichte eines uns feindlichen Elements erſcheinen konnte, ſo mußten wir ihm dennoch als Kriegshelden und Staatsmann die volle Anerkennung widerfahren laſſen, die ſeine überwiegende Geiſtesfähigkeit ſich überall eroberte. Während ſeines vierwöchentlichen Aufenthaltes in Berlin fehlte es nicht an charakteriſtiſchen Zügen, die dieſes Urtheil beſtätigten und ſo Vieles in den Schatten ſtellten, was wir ſeither für unfehlbar gehalten. Dabei diente die ſo überaus glänzende Preſtige der kaiſerlichen Umgebung zu jener verführeriſchen Folie, die der Menge den Zauber ſeines Glücks um ſo ſtrahlender erſcheinen ließ. Sie diente aber auch dazu, ihn ſelbſt in dem Glauben an die Unwandelbarkeit deſſelben in einem Grade zu beſtärken, die ihn die kluge Mäßigung vergeſſen ließ, die ſich in jener Zeit vielleicht ſicherere Erfolge erobert haben würde, wie neue Waffenthaten. Nur zu leicht lernen Männer von ſo glänzenden Eigenſchaften die

Menſchen als eine Maſſe betrachten, deren Geſchicke ſich willkürlich leiten und beſtimmen laſſen, wobei ſie über das tief wurzelnde Nationalgefühl leicht hinweg zu kommen wähnen. Dieſer Irrthum, der ſich ſchon ſo oft verderblich in ſeinen Folgen erwieſen, trieb auch den Kaiſer zu dem Uebermuthe, der in Preußen alles Maß überſchritten, und damit den Grund zu der Erhebung legte, die nur eines Anſtoßes bedurfte, um ſich ſofort in einer Weiſe über ganz Deutſchland zu verbreiten, wie ſie in der Geſchichte faſt ohne Beiſpiel iſt.

Berlin hatte einſtweilen als erſte Calamität des Kriegs eine ſo ungeheure Einquartirungslaſt zu tragen, daß deren Ueberwindung den Wohlſtand zum großen Theil vernichtete und die weniger Bemittelten faſt dem Bettelſtande zutrieb. Die Anweſenheit ſo vieler ungebetener Gäſte, die ſichs wohl ſein ließen, ſetzte allerdings viel Geld in Umlauf; allein der leichtfertige Erwerb ging ſchnell in den Bedürfniſſen derer wieder auf, die ihn herbeigeführt.

Bald mußten wir auch Zeuge jener Demüthigung ſein, die eine Anzahl preußiſcher Cavallerie-Offiziere zu ertragen hatte, welche in Folge der bei Prenzlow erfolgten Capitulation des Hohenloh'ſchen Corps als Gefangene nach Berlin geführt wurden. Es befanden ſich mehrere der glänzendſten Perſönlichkeiten darunter, die noch ganz kürzlich zu der **fleur militaire** unſerer Garniſon zählten, und es mochte wohl nicht ohne Abſicht geſchehen ſein, daß man ſie in ihrem troſtloſen Zuſtande vor dem Schloſſe abſitzen und ihre Pferde am Zügel halten ließ, bis der vom Kaiſer geſandte Marſchall Duroc ihnen ihr Urtheil verkündete, das ſie nach Spandau verwies. —

Das Verletzende, was uns darin für die Nachkommen der Sieger bei Roßbach zu liegen ſchien, ging uns Allen tief zu Herzen und regte mich an, wenigſtens dem Muth, der unſeren ritterlichen Prinzen Louis Ferdinand in den Tod getrieben, dem Feinde gegenüber öffentlich ein Zeichen patriotiſcher Anerkennung zu widmen.

Unter den in unſerem Hauſe Einquartierten befand ſich auch ein Huſar des franzöſiſchen Regiments, das bei Saalfeld mitgefochten. Er hatte mir den Hergang, ſo viel er davon wußte, oftmals erzählen müſſen, und meine Phantaſie ſetzte dieſe unvollkommenen Berichte, ſo gut es gehen

wollte, in Scene. Ich zeichnete zwei ziemlich umfassende Blätter, den Heldentod des Prinzen und seine unter den militärischen Ehren des Feindes erfolgte vorläufige Beisetzung darstellend, die ein mir befreundeter Künstler in Kupferstich herausgab, und von denen ich noch die beiden Abdrücke besitze, auf welche mir der damalige französische Commandant, Pierre Hüllin, die Verkaufserlaubniß durch seine eigenhändige Unterschrift ertheilte.

Unter den oftmaligen getäuschten Hoffnungen auf eine glücklichere Wendung der Geschicke Preußens, bei denen der bekannte Major Schill eine so interessante Rolle zu spielen begann, war inzwischen der Tilsiter Frieden (1807) herbeigekommen, nach dessen Abschluß die systematische Aussaugung des Landes unter der Herrschaft französischer Commissäre begann, an der es sich langsam verblutet haben würde, wenn es auf der anderen Seite nicht eben dadurch um so schneller zu jenem verzweifelten Muthe herangereift wäre, der die Wunder Alles opfernder Anstrengung vollbringen half, womit Preußen später die französische Unterjochung abschüttelte.

Wer diese für Deutschland so verhängnißvolle Zeit mit durchlebt hat und Zeuge des erwachenden, nach und nach sich zum höchsten Enthusiasmus steigernden Nationalgefühls gewesen ist, der wird noch heute nicht ohne patriotische Aufregung daran zurückdenken können, aber zugleich auch innigst beklagen müssen, daß eine Reihe von Ereignissen dieses, zu so völliger Reife gediegene Bewußtsein nationaler Kraft, wieder zu der Herabstimmung gebracht, die es zu den bedrohlichen Verwickelungen der spätern Zeit geführt.

(1808—1810.)

Die Siegesgöttin war vom Brandenburger Thor zu Berlin verschwunden und wohlverpackt nach Paris gewandert. Der Frieden mußte mit Verlust von nahezu der halben Monarchie erkauft werden, deren Reste sich außerdem zum großen Theil noch fortwährend sammt der Hauptstadt von 150,000 Mann Franzosen occupirt sahen, welche die Herren darin spielten. Das war der Ausgang eines Kampfes, den Preußen mit so viel Selbstvertrauen begonnen. So lange er gewährt, hatte die Hoffnung auf eine Wendung des Kriegsglücks den Muth nicht sinken lassen. Nun er geendet, hinterließ er nur die Aussicht auf eine trostlose Zukunft, die mit Preußens Fall unfehlbar über ganz Deutschland hereingebrochen wäre.

Seitdem ist ein halbes Jahrhundert darüber hingegangen. Die Siegesgöttin steht wieder an der alten Stelle, und was die Franzosen an Preußen und Deutschland verschuldet, ist ihnen, wenn auch nicht in gleichem Maße, aber doch reichlich vergolten worden. Die seitdem herangewachsene Generation weiß nichts mehr von der Schmach, die ihre Väter zu erdulden hatten; ich aber entsinne mich ihrer noch wohl, sowie auch der Trauer darüber, daß das Land meiner Jugend einer beginnenden Laufbahn, wie der meinigen, wenigstens vor der Hand keine Chancen mehr zu bieten schien, da Handel und Gewerbe entmuthigt darnieder lagen. Ich sehnte mich fort und nach dem Rheine zurück, für den die Erinnerungen der Mutter (aus Bendorf) die heimathlichen Gefühle stets wach in mir erhalten, und so folgte ich mit Freuden der sich darbietenden Gelegenheit, hier in das Geschäft des biedern Friedrich Wilmanns einzutreten, der mir später zum wohlwollendsten Freunde geworden.

Ich hegte ſchon längſt eine Vorliebe für Frankfurt, die ſich beſonders durch die mir ſo oft wiederholten, mit den wärmſten Farben ausgemalten Schilderungen geſteigert, welche mir, ein mit dem Primatiſchen Contingent nach Berlin gekommener Militärarzt, Namens Hahn, entwarf, den ich dort kennen gelernt. In eigener Sehnſucht nach der lieben Vaterſtadt, verſicherte er mich oftmals, daß wenn ich nur erſt einmal auf der Sachſenhäuſer Brücke ſtehen und rechts und links den Main auf- und abwärts ſchauen würde, ich mich ſicher des bewundernden Ausrufs: „Herr Gott, wie ſchön iſt deine Welt!“ nicht würde erwehren können. —

Im November des Jahrs 1808 ſchickte ich mich an, Berlin auf immer zu verlaſſen und mir Glück und Heimath wo anders zu ſuchen, für welche mir die ſtets düſterer werdende Phyſiognomie der Hauptſtadt wenig Hoffnung mehr übrig ließ.

Ich brauchte volle acht Tage, um Frankfurt mit dem Poſtwagen zu erreichen und hatte Muße genug, alles Merkwürdige in Augenſchein zu nehmen, was ſich mir auf meinem Wege dahin darbot.

Wir ſahen die, von einem trüben Herbſtnebel gleich wie mit einem Leichentuche überhüllten Schlachtfelder von Auſterſtädt und Jena, auf denen uns Deutſchlands Freiheit und Selbſtſtändigkeit für lange Zeit eingeſargt zu liegen ſchien. Spähten in Weimar, dem deutſchen Athen, voll Neugierde nach den ſtillen Muſenſitzen unſerer großen Dichter die dort weilten; beſtiegen in Erfurt den ſchönen Dom bis zum luftigen Hauſe ſeiner Rieſenglocke und jubelten freudig der romantiſch gelegenen Wartburg entgegen, die alle Erinnerungen in uns auffriſchte, welche ſich an dieſes ſo höchſt intereſſante Denkmal des Mittelalters knüpfen.

Der Dintenfleck war noch immer ſichtbar, den Luthers Schreibzeug an der Wand ſeiner Zelle zurückgelaſſen, als er es voll Zorn dem Teufel an den Kopf ſchleuderte. Der Teufel ſcheint jedoch nur mit einer leichten Schramme davongekommen zu ſein, denn er ſpukt heute noch in demſelben Geiſte wie damals unter uns und das Dintenfaß iſt ſeitdem zur unerſchöpflichen Quelle ſeiner Anfechtungen geworden.

Mit dem Eintritt in das Reich, wie man zu jener Zeit noch das ſüdliche Deutſchland nannte, machte ſich uns alsbald ein höherer Cultur-

zuſtand bemerkbar, der uns um ſo wohlthuender überraſchte, je mehr er gegen die damals noch reizloſeren Gegenden des Nordens und ihrem geringeren Comfort abſtach. Bei weitem bequemere Poſtwagen (Diligencen) nahmen uns auf, die auf chauſſirten, mit Obſtbäumen bepflanzten Straßen dahinrollten, was auf uns, nicht daran Gewöhnten, einen neuen, uns heiter ſtimmenden Eindruck machte. Alles nahm einen ſüdlicheren, lebensfroheren Charakter an, der ſich auch uns um ſo lebendiger mittheilte, je mehr uns das „Eile mit Weile“ unſeres Poſtwagens Zeit ließ, uns ſorglos den Genüſſen hinzugeben, die uns die pittoresken Abwechſelungen unſeres Weges in ſo mannigfaltiger Weiſe bereiteten.

Vor Allem waren es die gemüthlichen Herbergen an der Landſtraße, in denen uns das Poetiſche unſerer Reiſe in den bunteſten Geſtaltungen erſchien und wo wir uns oftmals von den originellſten Gruppirungen umgeben ſahen, wie ſie heute faſt nur noch in der Phantaſie des Malers leben. Unſer Conducteur hatte Recht mit ſeiner Vorherſagung, daß mit dem Lande, wo man anfange, mit Kreuzern zu zahlen, der Lebensgenuß erſt beginne, und er ließ in eigner froher Laune keine Gelegenheit vorüber, uns davon zu überzeugen. Der Schoppen und das Römerglas, die uns ſonſt die rothwangige Kellnerin ſo freundlich credenzte, vertauſcht ſich leider täglich mehr und mehr gegen die troſtloſe Frage: „Waſſer g'fällig?“ womit gegenwärtig ſpeculante Galleyens die heranbrauſenden Eiſenbahnzüge umſchwärmen.

Nachdem wir im „Goldenen Engel“ zu Vilbel noch einmal auf „eine glücklich vollbrachte Reiſe!“ angeſtoßen und das letzte Glas geleert hatten, rollten wir dem nahen Ziele zu, das wir bald von der Höhe der Friedberger Warthe überſchauen konnten. Unſer munterer Poſtillon ſetzte ſich feſter in die Bügel und ſeine Pferde in ſchärferen Trab und begrüßte das ſich inmitten ſeiner ſchönen Umgebung vor uns ausbreitende Frankfurt mit einer ſchmetternden Fanfare, in welche ſich die Mittag läutenden Glocken des alten Doms miſchten, deſſen ehrwürdige Außenſeite uns ſofort daran erinnerte, daß wir uns bald auf einem geſchichtlich ſo intereſſanten Boden befinden würden.

Alles das verſetzte mich in eine Stimmung, durch welche das Vorgefühl hindurchdämmern mochte, daß ich hier meine zweite Heimath finden würde und darum ſchaute ich mit um ſo größerem Intereſſe nach Allem aus, was die erſten Eindrücke meines Einzuges zu einem überſichtlichen Bilde geſtalten konnte.

Frankfurt bot zu jener Zeit dem Ankommenden einen von heute noch ſehr verſchiedenen Anblick in ſeinem Innern dar, der weder durch den Geſchmack der ſeitdem entſtandenen vielen Neubauten zu imponiren vermochte, noch das Auge durch den Glanz der vielen Läden und Gewölbe blendete, von denen man ſich gegenwärtig von allen Seiten umſtrahlt ſieht. Von den prunkvollen Ausſtellungen nach heutiger Art war noch nichts zu ſehen und in letzterer Beziehung iſt mir nur der kleine Mohr im Gedächtniß geblieben, der vor dem Tabacksläden auf der Bilbeler Gaſſe mit ſeiner thönernen Pfeife im Munde ſo lange ſeinen Platz behauptete. — Auch er iſt längſt in den Fluthen der Neuzeit untergegangen, während ſein erſter Eindruck ihn ſo zur hiſtoriſchen Figur bei mir gemacht, daß ich mich noch immer nach ihm umſehe, wenn ich zufällig an ſeinem ehemaligen Standort vorübergehe.

Im Vergleich zu dem unlängſt erſt verlaſſenen flachen Berlin erſchien mir Frankfurt dagegen im erſten Totalüberblick, inmitten einer mit allen Reizen geſchmückten Landſchaft gelegen, in einer eigenthümlichen, mir bis daher fremd geweſenen Originalität. Der Unterſchied zwiſchen den ſandigen Ufern der Spree und den üppigen Fluren des Mains war damals wohl noch bei weitem bemerkbarer, wie er jetzt dem daher Kommenden erſcheinen mag, wo im Norden die Kunſt ſo Vieles verſchönert hat.

Ein auffallend ſüdlicher Typus ſchien mir über unſere alte Reiche- und Handelsſtadt verbreitet, in deren Inneren dem Fremden aus den ernſten Formen vieler noch vorhandener alter Baudenkmäler ſofort ein intereſſantes Stück früherer Geſchichte entgegentrat. Auch ihre Bewohner zeigten dieſe charakteriſtiſche Außenſeite in ſo mancherlei Sitten und Gebräuchen, die ſich aus alter Zeit erhalten, nun aber durch die Alles zerſetzende Luft moderner Civiliſation längſt verweht ſind. Es lag noch etwas Ganzes, Zuſammengehöriges in dem Totaleindruck

Treiben mit neuen Bildern; etwas Eigenthümliches, was die Grenzen des Hergebrachten und Gewohnten noch nicht überschritten hatte.

Die alte freireichsbürgerliche Nationalität war noch frisch und ungebeugt, ungeachtet der über sie hereingebrochenen, wenn auch sonst noch milden Fremdherrschaft des Fürsten-Primas und ungeachtet der vielen bereits erlittenen Drangsale und der fortwährenden Durchzüge unzählbarer Kriegsschaaren. Die Bürgerschaft fügte sich in das Unabwendbare, ohne jedoch ihr Selbstvertrauen aufzugeben, und im einigen Zusammenhalten hielten sie noch fest an der Väter Sitte und an dem, was durch Herkommen bei ihnen zum Recht geworden.

Von dem schimmernden Glanze des öffentlichen Lebens, wie es heute durch unsere Gassen wogt, war noch wenig bemerkbar. Kein unvorsichtig daherrasender Fiaker drohte den sorglos Einherschreitenden niederzurennen und kein strahlendes Gaslicht beleuchtete am Abend die Herrlichkeiten unzählbarer Läden und Lädchen, von denen die glänzende Außenseite zum Theil den mühevollen Gewinn des Inneren verzehrt. Dagegen machte sich ein florirender Großhandel durch ein colossales Frachtfuhrwesen bemerkbar, was in sechs- und achtspännigen Güterwagen die reichen Ladungen aus allen Ländern ein- und ausführte und viele thätige Hände beschäftigte und reichlich nährte.

Statt der Ladys und Gentlemen, die gegenwärtig die Hauptrolle in unseren Hotels spielen, waren hier die Frachtfuhrleute die willkommensten Gäste ihrer damaligen Inhaber und der commandirende Hausknecht eines belebten Gasthofes, der mit der rothen Schürze und dem schwarzen Lederkäppchen die vierbeinigen Herrschaften aus- und anschirrte und ihren Führern beim Verladen an die Hand ging, war eine gewichtigere Person im Hause, wie gegenwärtig der geschmeidige Oberkellner im schwarzen Frack und weißer Cravatte. Dabei fielen die Zechen nicht eben viel geringer aus, wie bei der heutigen Eisenbahnmeile, die so oft und schnell das Publikum der Gasthäuser wechselt, während ein auf frische Ladung wartender tüchtiger Fuhrmann es seinem Sechsgespann im Stalle an nichts fehlen ließ und sich selber auch nicht dabei vergaß.

Der damalige Weidenhof, gegenwärtig das Haus Mozart, der Schwan und der Weidenbusch waren außer ihrer bedeutenden Fremdenfrequenz zugleich die Matatore der Fuhrmannswirthschaften, neben denen jedoch auch die Gasthäuser zweiten Ranges (und es gab deren zu jener Zeit über siebenzig) auf der Schäfergasse, Friedberger- und Fahrgasse, sowie in Sachsenhausen nicht minder stark besetzt waren. Das rothe Haus, jetzt die Taxis'sche Post, der römische Kaiser und der englische Hof nahmen dagegen vorzugsweise die fashionable Reisewelt auf; überall aber fand man nach damaligen Ansprüchen einen trefflichen Tisch und ein gutes Glas Wein zu billigen Preisen, und waren die leckeren Bissen auch noch nicht mit den Tönen unserer heutigen rauschenden Blechmusiken durchwürzt, so wurden diese reichlich durch den hellen Klang der Gläser ersetzt, die in gemüthlichen Kreisen fleißig die Runde machten.

Noch hatte das Bild im Allgemeinen nicht viel von der Aehnlichkeit mit jenem verloren, welches uns Göthe aus seinen Jugenderinnerungen von seiner Vaterstadt hinterlassen und das in so anziehender Weise von ihm staffirt wurde. Waren auch in der Wirklichkeit seit der Zeit manche Ergänzungen hinzugekommen und sonstige verschönernde Retouchen darin vorgenommen worden: die eigentliche Entpuppung der Stadt hatte doch kaum erst begonnen. Mit der Demolirung der Befestigungswerke, deren Wälle zwar schon theilweise die Stadtgräben ausgefüllt, war nur erst der Raum zu all' dem modernen Schimmer gewonnen worden, womit wir uns heute umgeben sehen; doch machten sich auch schon Anlagen aller Arten bemerkbar, die bereits schonungslos Alles zu verdrängen drohten, was an deren Stelle ihrer Ausdehnung entgegenstand.

Dieses Streben nach unbeengter Erweiterung mochte sich allerdings durch die gemachten Erfahrungen bei der Einnahme der Stadt durch Custine (1792), sowie später bei dem Bombardement derselben durch General Kleber (1796) in besorglicher Weise gesteigert haben. Man wollte die Befestigungswerke und damit die Furcht vor einer erneuerten Belagerung unter allen Umständen los sein. Konnte man ihr doch ohnehin keine genügende Vertheidigung mehr entgegensetzen, seitdem die

Franzoſen unſere Zeughäuſer geleert und unſere Kanonen von den Wällen mit ſich genommen hatten. Es blieb daher nur, eine Entſchädigung dafür an Raum und friſcher Luft zu nehmen, denen die unnütz gewordenen Wälle und Gräben hindernd entgegenſtanden. Freilich ging damit auch ſo manches ſchöne alterthümliche Baudenkmal zu Grunde, was uns wohl hätte erhalten werden können, ohne daß der beabſichtigte Zweck dadurch beſonders beeinträchtigt worden wäre. Das Meiſte war indeſſen bei meiner Hieherkunft davon noch vorhanden und erregte um ſo mehr mein Intereſſe, als das modernere Berlin nur wenig dergleichen Zeugen einer älteren Geſchichte aufzuweiſen hatte.

Noch zu Anfang deſſelben Jahres (1808) konnte man ſechsundvierzig verſchiedene Thürme und Thürmchen um Frankfurt und ſiebenzehn um Sachſenhauſen zählen, die mit deren Ringmauern verbunden waren. Ihre ſo pittoresken Zinnen und Mauerkronen, die ſo lange der Vergänglichkeit getrotzt, mußten ſich leider ohne Urtheil und Recht unter dem Hammer der Zerſtörung zerbröckeln laſſen, und mit ihnen ſtürzte viel maleriſcher Schmuck zuſammen. Aehnliche Schutzwehren gegen die ungezügelte Kraft des Mittelalters, im Innern der Stadt, waren übrigens bereits früher ſchon aus dem Wege geräumt worden, und ein forſchender Alterthümler würde ſich vergebens nach ſo Manchem umgeſehen haben, was dem alten, aus der Vogelperſpective aufgenommenen Merian'ſchen Plane der Stadt ſeiner Zeit ein ſo höchſt intereſſantes Anſehen verlieh.

Die alte Catharinenpforte zum Beiſpiel, welche die gleichnamige, ſo belebte Straße ſperrte, war ſchon 1790 abgetragen worden, und da, wo auf dem, derſelben nahen ſogenannten Graben ſich ſonſt die wehrhaften Stahlſchützen im Bolzenſchießen übten und ſelten ihr Ziel verfehlten, bietet heute Fortuna's verlockendes Glücksrad in ſeinem Umſchwunge nur noch ausnahmsweiſe einen belohnenden Treffer.

Dem Brückenthurme, der nahe an 500 Jahre den Zugang zur Fahrgaſſe gehütet und den Zug der Meßfremden begrüßte, die am Geleitstage, von unſerm ehrenfeſten Corps der Geleitsreiter eingeholt, unter dem jubelnden Zudrange des Volks über die Brücke einzogen, war zwar eine weitere zehnjährige Friſt gewährt worden; aber auch er

mußte Anfangs dieſes Jahrhunderts den Erweiterungen Platz machen, die auf dem angränzenden Fiſcherfelde, dem erſten Stadtquartiere, ſeine heutige Ausdehnung anbahnten. Von der blanken langgeſtreckten Häuſerreihe der ſchönen Ausſicht waren bei meiner Hierherkunft nur noch erſt wenige Gebäude nach der Mainſtraße hin vorhanden; das übrige Terrain harrte noch als Bauplätze ſeiner heutigen Beſtimmung entgegen.

Von den alten Stadtthoren, die als Chroniker der wechſelnden Begebenheiten ſtets ein beſonderes Intereſſe für mich haben, waren das Allerheiligen-, Bockenheimer- und das Gallus-Thor mit ihren Thürmen, Thorwölbungen und Zugbrücken noch unverſehrt, während die Friedberger- und Eſchenheimer-Thore ihre neuen, nach antikem Muſter zugeſchnittenen Coſtüme bereits angelegt hatten.

Das alte Allerheiligen-Thor war früher eines unſerer imponirendſten Baudenkmäler und beſonders noch durch die hübſchen Anlagen über ſeiner Thorwölbung intereſſant. Die Ueberreſte der letzteren bilden merkwürdiger Weiſe heute den eleganten Salon eines darüber erbauten modernen Hauſes, durch den hinweg ſich ſonſt die Straße an jener alten Linde vorüberzog, die noch gegenwärtig gleich links am Eingang der Promenade die Stelle bezeichnet, wo ſie mit ihrem Laubdache das in ihrer Nähe geſtandene Wachthaus beſchattet, zu welchem man über eine Zugbrücke gelangte.

Hier war es, wo ich bald nach meiner Ankunft bei einem frohen Abendſchmauſe, den mein Hauswirth als wohlbeſtellter Fähndrich des Quartiers ſeinen ihn auf der Wache beſuchenden Freunden gab, zum erſten Male mit jenen claſſiſchen Originalen bekannt wurde, deren charakteriſtiſche Perſönlichkeiten uns nur noch zuweilen im „alten Bürgercapitain" auf der Bühne vorgeführt werden. Das über ſie gekommene Franzoſenthum hatte damals weder ihren Reichsbürgerſinn beeinträchtigt, noch ihren Freimuth oder ihre gute Laune gelähmt, und da es an jenem Abende dem luſtigen Kreiſe weder an einem Capitaine, noch an ſeinem Millerchen fehlte, ſo konnte ich das Alles in ergötzlichſter Weiſe hier in Scene geſetzt ſehen.

Auch dieſe Ur-Phyſiognomieen, die wie die Erzſtufen ihre edlen Stoffe hinter einer rauhen und unſcheinbaren Außenſeite bargen, waren

für mich, eben aus der Reſidenz Gekommenen etwas durchaus Neues. Sie haben ſeitdem im Negiren mit anderen Stoffen ebenfalls eine glänzendere Politur angenommen; aber der Werth des urſprünglich Aechten, dem man unbedingt vertrauen konnte, hat ſich damit um eben ſoviel vermindert. Solche Antiquitäten werden immer ſeltener unter uns und ihr ſo origineller Humor erblaßt mehr und mehr unter der zunehmenden Beimiſchung fremder Elemente. Es liegt viel Wahres in der Idee, die J. J. Rouſſeau ſeiner Zeit in der Schrift verfochten, die ihm den Preis und ſeinen Ruf erwarb, daß nämlich die ſich mehr und mehr verfeinernde Civiliſation, Treue und Biederkeit und damit auch die Wohlfarth des Menſchengeſchlechts nur bis zu einem gewiſſen Grade fordere. —

In altbürgerlichen Familien jenes Schlages findet man hin und wieder noch als eine Reliquie jener Zeit die Abbildung der, einſt ſo viel Schrecken verbreitenden Ueberrumpelung des Bockenheimer-Thors durch den General Lefevre (22. April 1797) aufgehängt, von der die noch lebenden Zeitgenoſſen noch ſo viel zu erzählen wiſſen. Die Stadt war damals von Oeſterreichern beſetzt, und nur durch die Entſchloſſenheit des wachthabenden Lieutenants Berzinsky, der den Zugang ſperrte, wurde das Eindringen der Franzoſen gehindert. Glücklicher Weiſe traf in demſelben Augenblick die Nachricht eines Waffenſtillſtandes zwiſchen Oeſterreich und Frankreich ein, die allen Feindſeligkeiten und damit auch dem uns bedrohenden Drangſale ein Ende machte.

Dieſes uns durch den Griffel irgend eines gleichzeitigen Künſtlers aufbewahrte Denkmal einer jener franzöſiſchen Gewaltthätigkeiten, die darauf abgeſehen waren, die Stadt nach Willkühr zu brandſchatzen, verſetzt mich immer wieder lebhaft in jene Zeit, wo das Bockenheimer-Thor und ſeine Umgebungen noch nichts von dem Glanze ahnen ließen, der ſich ſeitdem hier entfaltet. Durch die tunnelähnliche Thorwölbung ins Freie gelangt, fand man ſich der, ſeitdem durch den Grafen Schönborn ſo ſplendid reſtaurirten Villa gegenüber, der man damals wegen ihrer eigenthümlichen Dachform den Namen „Gänſeleberpaſtete“ beigelegt hatte. Von hier folgten die Spaziergänger, um zur Warthe

und nach Bockenheim zu gelangen, meiſtens die Chauſſee links laſſend, noch dem alten Fußwege, dicht an den Gontard'ſchen und Saraſin'ſchen Gartenhäuſern hin, deren jetzige Vorgärten nur noch Gemüſefelder waren.

Obgleich unſerer Gränze bei weitem noch nicht ſo nahe gerückt, war die Straße dahin doch von jeher ſchon eine ſehr belebte, ungeachtet weder ein „Sommertheater", noch die ſo beliebten „ſüßen Jungfern" dazu ihre verlockenden Anziehungskräfte bereits geltend machen konnten. Im Gegentheil war es früher der Gottesdienſt, der Wagen und Fußgänger dahin in Bewegung ſetzte, da die hieſige reformirte Gemeinde bis zur Erbauung ihrer Bethäuſer ſich der dortigen Kirche bediente. Wie hat ſich die Scene auf dieſem Terrain ſeitdem verändert! Die wenigen, damals meiſtens unſcheinbaren Gartenhäuſer bilden ſich hier mehr und mehr zu einer der reizendſten jener Vorſtädte aus, von denen unſere Stadt bald ganz umgeben ſein wird. Gönne man ihnen ſo lange wie möglich ihren Jugendſchmuck und ſtöre nicht den idylliſchen Eindruck, den namentlich die Straße nach Bockenheim gegenwärtig auf einen Jeden macht, der im Schatten ihrer dichtbelaubten Kaſtanien dahin wandelt, durch ſich überſtürzende Pläne, Etabliſſements hieher zu verlegen, die ihrer Natur nach dem Centrum des öffentlichen Lebens angehören, und demſelben, nach allen Richtungen der Stadt hin, ſtets gleich nahe gerückt ſein müſſen. —

Wie haben überhaupt die ſo überaus raſchen Entwickelungen der Zeit nicht das Bild früherer Zuſtände ſchon faſt ſo gänzlich verwiſcht! Selbſt denjenigen, die damit aufgewachſen, iſt daſſelbe im Laufe der, unter ihren Augen vorgegangenen Umbildungen bereits ſo aus dem Gedächtniß gekommen, als ſei es früher nie dageweſen. Wer jetzt, ſich lebhaft in die Vergangenheit verſetzend, am Ende der Gallusgaſſe die neue Mainzerſtraße auf und nieder ſchaut, dem erſcheint das Vorhandene gleichſam wie durch Zauberei dahin gekommen, ſo durchaus hat ſich die Scene hier verändert.

Mit dem alterthümlichen Gallusthore, was an der Stelle der vier palaſtähnlichen Gebäude ſtand, die gegenwärtig rechts und links die Gallusgaſſe ſchließen, fiel eines unſerer maleriſchſten und geſchichtlich

denkwürdigſten Alterthümer. Hier hielt mancher deutſche Kaiſer, der zur Krönung nach Frankfurt kam, ſeinen Einzug. Von der Höhe ſeiner Warthe erſpähte der Wächter die Ferne des Gallusfeldes, von woher die Stadt ſtets am meiſten mit Ueberfällen bedroht war und auf dem manche blutige Fehde ausgefochten wurde. Die ganze Romantik früherer Jahrhunderte knüpfte ſich beſonders an dieſen Stadttheil, bis zum Main hinab, und in der That trat ſie uns, ſelbſt in ihrem letzten Momente, noch ſehr ſichtbar entgegen.

Wer heute noch die Abbildung des alten Gallusthors betrachtet, die uns unſer genialer Preſtel in Aquatinte-Manier als ſein letztes Werk hinterlaſſen, denn er überlebte die Zertrümmerung ſeines Lieblingsgegenſtandes nicht, wird geſtehen, daß viel Poetiſches damit zu Grunde gegangen, was ſich über ſeine ganze Umgebung verbreitete. Unter ſeiner Thorfalle hindurch betrat man eine hübſche Anlage innerhalb der ehemaligen Wälle, auf deren Terrain ſich jetzt die neue Mainzerſtraße erbaute. Sie diente an ſchönen Abenden den Liebenden zur Seufzer-Allee, während bereits am frühen Morgen die Göttin Hygiea hier ihre Heilquellen denjenigen zum Genuſſe bereit hielt, die ſich zum Brunnentrinken auf den Spaziergängen einfanden. Dieſe recht artige Anlage zog ſich bis zu dem noch heute erhaltenen äußeren Gallusthore, zu dem hinaus man bei den Gärten an den Windmühlen vorüber nach den uralten Linden des Grünbrunnens luſtwandelte, deren Göthe als mit den Reizen einer idilliſchen Scenerie umgeben gedenkt. Heute bilden ſie das Pivot des dort ſich geſtalteten champ de mars, und ſtatt des harmloſen Blöckens hier einſt weidender Heerden, ruft uns das weit tönende „habt Acht!“ der Oeſterreicher, oder das gedehnte „faßt das Gewehr an!“ der Preußen — fortwährend die eiſerne Gegenwart ins Gedächtniß.

Alles im Vaterland hat ſich proſaiſch geſtaltet,
Ach! und hinter uns liegt weit die idilliſche Zeit. —
Schiller.

Weiter hinunter nach dem Maine gelangte man vom äußeren Gallusthore zu dem pittoresken Mainzer Thürchen mit ſeinem kleinen Thurme und der Ueberbrückung des ehemaligen Feſtungsgrabens. Ueber

demſelben befand ſich die wegen ihrer ſchönen Ausſicht viel beſuchte Baſtion des alten Mainzer Walls, die einſt Kurfürſt Maximilian von Cöln bei ſeiner Anweſenheit ſo lieb gewonnen, daß er ſich öfters am Abend den Thee hier ſerviren ließ. Von hier ſich links Main aufwärts wendend, hatte man den damals ſo beliebten und vielbeſuchten Schneidwall mit ſeinen hübſchen Gartenanlagen vor ſich, denen der von ihnen umgebene alt-ehrwürdige Mainzer Thurm, ſowie der freie Ueberblick über den Main und ſeine Ufer noch ein ganz beſonderes Intereſſe verlieh. Auf dieſem einſt ſo romantiſchen Terrain hat ſich ſeit der Zeit die allerdings ſehr heitere Umgebung des Untermainthors und der Quais erbaut: aber alle Diejenigen unter uns, die an jene alten geſchichtlichen Denkmale einſt noch hinaufgeſchaut, welche gewiſſermaßen die Chronik unſerer Stadt illuſtrirten, theilen gewiß mit mir den Wunſch, daß ſie wenigſtens theilweiſe hätten erhalten und mit in die neuen Bauten verflochten werden können. Die heutige Zeit iſt etwas gerechter gegen dergleichen alte Erinnerungen geworden, an die ſich die vaterländiſchen Geſinnungen ſo gerne, wie das Epheu am alten Gemäuer hinaufranken; wenigſtens glaube ich nicht, daß man jetzt noch auf den Einfall kommen könnte, den alten Eſchenheimer Thurm aus dem Wege zu räumen, ungeachtet er ſich ziemlich breit darin macht. Auch er war damals ſchon zu Pulver und Blei condemnirt worden, und verdankt merkwürdiger Weiſe ſeine Erhaltung der Fürſprache des franzöſiſchen Geſandten, der ihn in Affection genommen. Der alte Leonhardsthurm, der ſonſt ſich dicht an die gleichnamige Kirche angelehnt und ihr alterthümliches Anſehen noch um ſoviel pikanter machte, war bereits abgetragen; ſein pittoreskes Andenken iſt unlängſt durch eine hübſche Aquarelle des hieſigen Malers Becker wieder aufgefriſcht worden, die es durch den Augenſchein darthut, daß dergleichen einſt nicht zur Unzierde dageſtanden.

Oberhalb der Leonhardskirche, da wo gegenwärtig der deutſche Zollverein ſeine begehrlichen Hände aufhält, nahm der ſich gegen das Fahrthor hin erſtreckende Weinmarkt, nicht wie jetzt nur dem Namen nach, ſondern thatſächlich ſeinen Anfang. Hier war der althergekömmliche Stapelplatz der, beſonders aus Franken hier ankommenden

Weine, die in Fäſſern unter dem kühlen Schatten dicht belaubter und uralter gehaltener Bäume im Freien lagerten. Die eigenthümliche Belebung dieſes Platzes durch die dort Hantirenden und Probirenden gab Zeugniß, daß Bacchus unſere ſchöne Umgegend bereits zu den Domainen ſeines heitern Reiches zählte, und in der That durfte er uns, in mehr wie einer Beziehung, mit zu ſeinen, ihm am eifrigſten ergebenen Vaſallen betrachten, denn überall lud ein ausbangender Rebenkranz den Vorübergehenden ein, hier in die ihm geweihten Hallen einzutreten und ihm mit frohen Becherklängen zu huldigen.

Dieſe, dem edlen Rebenſaft noch von grauer Zeit her hier verliehene heitere Oeffentlichkeit hat ſich ſeitdem ausſchließlich in die dumpfen Keller geflüchtet, gleichſam um nicht über die ihm erwachſene Concurrenz des Bieres zu erröthen, womit Held Gambrinus ihn in der neueſten Zeit hier ſo erfolgreich bekriegt.

An der Nähe ſolcher ergiebigen Quellen fröhlichen Humors fehlte es demſelben auch keineswegs an Gelegenheit, ſich oftmals in ergötzlicher Weiſe zu äußern. Beſonders war es das, regelmäßig jeden Morgen um 10 Uhr unter dem Trompeten Signal des Pfarrthürmers abfahrende und Nachmittags 4 Uhr ankommende Mainzer Marktſchiff, was dazu Veranlaßung gab und darum auch ſtets vom lebhafteſten Zudrange einer neugierigen Menge empfangen und geleitet wurde. Die ganze Romantik ehemaliger Wanderjahre ſegelte mit dieſer leibhaftigen Arche Noë, die in ihrem Inneren für alle Abſtufungen der Menſchen, Thier- und Gemüs-Gattungen Raum hatte. Der beluſtigende Geſang irgend eines fahrenden Troubadours erheiterte die, unter dieſem Durcheinander ſich bewegenden Reiſenden, denen während ſechs vollen Stunden alle Zeit blieb, den ſie dahinſegelnden Humor zu genießen und dabei unterwegs noch ihren Volkswitz zu bereichern, der ſie überall begrüßte, wo angehalten und angelegen wurde. Das war denn auch jedesmal hier der Fall, und nirgends konnte man den nationalen Typus des Frankfurter Volks beſſer ſtudieren, als am Landungsplatze dieſes Schiffes, dem es ſelten an irgend einer ein- oder ausgezeichneten Originalität fehlte, an der es ſeinen Muthwillen auslaßen konnte. Dazu gab es auch förmliche Habitués, die ſich jahre-

lung regelmäßig einſtellten, bis der alles unter ſeine Herrſchaft bringende Dampf auch dieſer Bürgerfreude ein Ende machte.

Noch zwei andere, den eben erwähnten ähnliche Denkwürdigkeiten aus dem Mittelalter waren gerade in ihrer Metamorphoſe begriffen, wenngleich beide nach einer ſich ganz entgegenſtehenden Richtung hin. Ich meine nämlich die hieſigen Kloſter und die alte Judengaſſe. — Die franzöſiſche Revolution hatte die Regel der erſteren geſprengt und ihre frommen Bewohner in alle Welt zerſtreut. Hier war man humaner und ließ Mönche und Nonnen ausſterben; die ehemaligen Wohnſitze dieſer Gläubigen jedoch, mit ihren Kirchen und Kreuzgängen, Refectorien und Zellen ſehen ſich den profanen Händen des Handels, der Manufactur und des Kriegsweſens überantwortet, unter denen ſich jede Spur ihrer einſtigen Beſtimmung verwiſchte. Dieſelbe umſtürzende Gewalt forderte auch die ehemaligen Thore und Riegel der alten Judengaſſe durch die glühenden Kugeln des Generals Kleber bei der Belagerung von 1796; aber aus der Aſche der dabei niedergebrannten Gebäude ging an der Stelle des alten Schmutzes der Anfang eines Glanzes neu hervor, deſſen Herrlichkeit ſich ſeitdem in origineller Weiſe weit über die Stadt verbreitet. — Israel hat ſich zwei Tempel erbaut, gegen welche manche unſerer chriſtlichen Kirchen erröthen müßten, wären nicht Maurer und Tüncher requirirt worden, ihre auffälligſten Blößen zu bedecken. Immer noch aber hat es die chriſtliche Pietät nicht über ſich gewinnen können, den ärgerlichen Wurſt- und Schinkenkram vom Dome zu entfernen und damit dem impoſanteren unſerer Gotteshäuſer den ihm gebührenden freien Raum zu gewähren. —

Ich war neugierig eine Straße zu ſehen, deren Bewohner, wie man mir erzählt hatte, während der Nacht abgeſperrt wurden; ich fand jedoch nichts mehr davon, wenn ſich auch ſonſt, in den übrigen Verhältniſſen zwiſchen Juden und Chriſten noch eine ziemliche Abſperrung bemerkbar machte. Fürſt Primas that zwar den erſten Schritt, die ſeitherige Abhängigkeit der Erſteren durch die neue Statutgeſetz und Schutzordnung zu mildern, die er ihnen im Jahre meiner Ankunft ertheilte, deren 151 Paragraphen jedoch auch noch nicht beſonders viel Humanität athmeten. Erſt als man 1811 die alte Frankfurter Ver-

faſſung gänzlich nach franzöſiſchem Muſter ummodelte, gelang es der jüdiſchen Gemeinde vermöge einer Ablöſungsſumme von 440,000 Gulden ihre bürgerliche Gleichſtellung anzubahnen, die auch wohl tiefer greifende Wurzeln gefaßt haben würde, wenn ſie nicht mit dem Aufgeben des Großherzogthums Frankfurt plötzlich wieder den Boden verloren hätte. Die Keime derſelben ſind inzwiſchen wohlerhalten darin zurückgeblieben und bei Geduld und richtiger Pflege werden ſie ſeiner Zeit wohl auch noch zur erwünſchten Blüthe kommen.

Unter dieſem Bilde ungefähr erſchien mir unſere Stadt bei meiner Hierherkunft. Sie war, wie aus dieſer oberflächlicher Skizze zu erſehen, faſt noch vollſtändig mit dem alterthümlichen Schmucke angethan, den ihr eine lange und inhaltsreiche Vergangenheit verliehen. Aber ſchon regten ſich die geſchäftigen Hände, ſie nach und nach daran zu entkleiden und ſie einem modernern Glanze entgegen zu führen. Der leitende Gedanke bei dieſen mitunter ſehr radicalen Umwandlungen war der Directorial-Rath Guiolett, übrigens ein Mann voll Thätigkeit und durchgreifender Energie, dem als Schöpfer unſerer ſchönen Promenaden mit Recht das Denkmal gebührt, das man ihm darin geſtiftet. Unter ſeinem Einfluß legte damals ſchon unſer genialer Stadtgärtner Rinz den Grund zu den herrlichen Blumengärten, die gegenwärtig noch unter derſelben Pflege unſere Stadt ſo reizend einfaſſen, und die ich nach und nach unangetaſtet, weil nur dem „Schutz und der Achtung des Publikums“ empfohlen, entſtehen und gedeihen ſah. Ein ſprechender Beweis, daß oft ein richtig gegebener Impuls hinreicht, das Volk auch ohne ſtrenge Beaufſichtigung zum Rechten zu erziehen.

Mit den hier ſkizzirten äußeren Umriſſen unſerer Stadt übereinſtimmend, tritt in derſelben originellen Färbung auch das Bild des ſocialen Lebens in meine Erinnerungen, wie es mir vor nun faſt fünfzig Jahren zuerſt hier erſchienen. Zu einer ſprechenderen Aehnlichkeit deſſelben würde freilich eine geübtere Hand und eine intimere Bekanntſchaft mit den hieſigen Familienverhältniſſen erforderlich geweſen ſein, wie ſie ſich mir, als einem damals ſo jungen Manne, darbieten oder ich ſie mir zu erwerben jetzt im Stande war. Wer indeſſen als Zeitgenoſſe

jene Periode mit mir durchlebt, wird auch in den wenigen Zügen das Charakteriſtiſche der verſchiedenen Claſſen damaliger Geſellſchaft nicht darin verkennen.

Mit dem, was ich darüber hier aus dem Gedächtniß niederſchreibe, gebe ich übrigens, wie ſchon früher erwähnt, nur dem Drange nach, vor dem gänzlichen Entſchwinden der ſtiebenden Ereigniſſe noch einmal einer Zeit zu gedenken, die nahe daran iſt, gänzlich der Vergeſſenheit zu verfallen, ungeachtet ſie zu ſo Vielem den Grund gelegt, was ſich heute ſo ſtolz im Glanze brüſtet.

Im Genuſſe des Beſitzes weiß es unſere Generation ja kaum mehr, wie der Großvater es angefangen, eben dieſen Grund dazu zu legen, und wenn die heutigen Mittel zum Erwerben ſo himmelweit verſchieden von den damals eingeſchlagenen Wegen ſind, ſo mag es gut ſein, inmitten des uns überkommenen Speculationstaumels wieder einmal auf den Ernſt jener Zeiten zurückzuſehen und die Frage an uns zu richten, ob, wenn ſie je wiederkehrten, ſie uns noch eben ſo gerüſtet finden würden, ihnen mit gleicher Energie und Ausdauer entgegenzutreten? darum möge dieſer flüchtigen über jene bereits ſo ins Dunkle getretene und doch ſo intereſſante Periode unſerer Geſchichte zur Veranlaſſung werden, ſie bald vollſtändiger und geiſtreicher behandelt zu ſehen.

Zu jenen Erinnerungen zurückkehrend, finden mich dieſelben unter der Regierung des Fürſten Primas, die mir damals als eine im Ganzen wohlwollende, viel Gutes anbahnende geſchildert wurde, obgleich ſie ſich leider nur allzuſehr dem Einfluſſe ihres Schöpfers, des allmächtigen Kaiſers der Franzoſen, unterworfen ſah, was der Stadt oftmals ſchwere Noſen verurſachte und uns das traurige ihrer Abhängigkeit damit noch um ſo fühlbarer machte.

Mir konnte das Haupt derſelben natürlich nur in den äußeren Umriſſen erſcheinen, wie dieſelben zur Zeit durch die, im Allgemeinen einfachen, näheren Umgebungen des Fürſten durchſchimmerten. So viel ich mich davon erinnere, ſo zählten zu derſelben vor Allem ſein Miniſter, der Graf von Beuſt; ſodann der Hofmarſchall von Feretti und die beiden Kammerherren von Jungheim und von Boſchi. Unter den Damen des kleinen Hofes machten ſich beſonders die Fräu

von Meldau, Schweſter des Grafen von Beuſt, ſowie die Fürſtin von der Leyen mit ihrer Tochter, der nachmaligen Gräfin Taſcher de la Pagerie, bemerkbar, wovon Erſtere ſpäter aus zärtlicher Anhänglichkeit für ihre Tochter bei dem furchtbaren Brande ihr Leben einbüßte, welcher bei dem Balle des Fürſten Schwarzenberg in Paris, zu Ehren der neuen Kaiſerin Marie Louiſe, den Feſtſaal zerſtörte.

Außerdem ſahen ſich auch noch manche der hieſigen Einwohner bevorzugt, die der Fürſt in ſeine Nähe zog, und zwar beſonders der Directorialrath Guiolett und der Finanzrath Steitz, die ihm Beide als umſichtige Geſchäftsmänner große Dienſte geleiſtet, ſowie auch der churpfälziſche Regierungsrath Belli, der ihm in uneigennütziger Weiſe ergeben war. Als der Fürſt demſelben eine Senatorsſtelle antrug, ſchlug er ſie mit der Bitte aus, damit ſeinen Vetter, den Herrn von Guaita, zu bedenken, der ſich denn auch ſpäter als Schöff und mehrmaliger Bürgermeiſter hier in Frankfurt einer langen und einflußreichen Wirkſamkeit zu erfreuen hatte.

Die an dem Fürſten mit Recht oft gerühmte Humanität und Leutſeligkeit äußerte ſich in mannigfacher Weiſe und unter Anderm auch dadurch, daß er gleich bei ſeinem Regierungsantritt der hieſigen Judenſchaft ſofort den Beſuch der öffentlichen Promenaden geſtattete, der demſelben bis daher gänzlich verſagt geweſen. Ebenſo war die Gleichberechtigung der drei chriſtlichen Confeſſionen im Senat eine ſeiner erſten Neuerungen, ſowie er denn überhaupt auch ſeine Popularität dadurch zu fördern ſtrebte, daß er ſich gern von den Gebildeteren der hieſigen Bürgerſchaft umgeben ſah, die er öfters zu ſeinen Feſten einladen ließ.

Daß hier die Etiquette keine allzuſtrenge war, iſt mir noch durch eine Anekdote erinnerlich. Die damalige Frau Kellner, geb. Heyder, nämlich, die in ihrer ungenirten Originalität gern am Hofe geſehen war, ließ einſt die ganze zum Diner geladene Geſellſchaft ungebührlich lange auf ſich warten und ſetzte den Hofmarſchall dadurch in die größte Verlegenheit, bis ſie endlich mit der laut vorgetragenen Bitte in den Saal ſtürmte, Königliche Hoheit möchte gnädigſt entſchuldigen, der Perückenmacher habe ſie ſitzen laſſen, welcher triftige Grund denn auch wohlwollende Anerkennung fand.

Zu meinen Erinnerungen aus dem Palais gehört auch das Gala-Diner, welches der Fürſt dem Kaiſer Napoleon zu Ehren veranſtaltete, als derſelbe 1809 bei ſeiner Durchreiſe zur Armee nach Oeſterreich hier anweſend war.

Es war dem Publikum geſtattet worden, dabei als Zuſchauer zu aſſiſtiren, um den gefeierten Helden von Angeſicht ſehen zu können, was übrigens für mich nichts Neues mehr war. — Die Kaiſerin Joſephine, die ihren hohen Gemahl bis Mainz geleitet, kam etwas ſpäter ebenfalls herüber und wurde vom Fürſten durch ein ſolennes Ballfeſt im hieſigen Theater fetirt, wozu die Angeſehenſten der hieſigen Bürgerſchaft zugelaſſen wurden, nachdem ſie der Kaiſerin vorher im Palais vorgeſtellt worden waren. Sie wurden von derſelben mit der ſo oft an ihr gerühmten liebenswürdigen Herablaſſung empfangen, weshalb mir ein ſprechender Zug bekannt geworden iſt.

Die Kaiſerin erſchien in Begleitung der Großherzogin Stephanie von Baden und der Königin Hortenſe, welche den gegenwärtigen Kaiſer Louis Napoleon als kleinen Prinzen an der Hand führte. Unter den vorgeſtellten Damen befand ſich auch Frau Franz Gontard mit ihrer Tochter, der jetzigen Frau Betti-Gontard, die als ein ſchönes junges Mädchen der Kaiſerin auffallen mochte; ſich derſelben freundlich nähernd, machte ſie ihr die wohlwollende Bemerkung: „Il faut changer de toilette, ma chère Demoiselle, votre robe à queue vous gênera en dansant au bal.“ Das neue Schleppkleid mochte dem jungen Mädchen indeſſen wohl lieber als ein paar Tanztouren im Gedränge geweſen ſein, denn ſie erſchien, ungeachtet des erhaltenen gütigen Winkes, dennoch mit dem Schleppkleide auf dem Ball, wo der Zufall ſie abermals in die Nähe der Kaiſerin führte. Dieſe erinnerte ſich ihrer ſofort und trat mit den Worten auf ſie zu: „Eh bien, Mademoiselle, vous n'avez pas suivi mon conseil, vous portez toujours votre robe à queue“ u. ſ. w. Das junge Mädchen, darüber verlegen, wußte nicht ſogleich eine paſſende Antwort zu finden und half ſich mit dem bewundernden Ausruf, indem ſie auf den prachtvollen Perlenſchmuck der Kaiſerin deutete: „Ah, votre Majesté, que ces perles sont magnifiques!“ — Die Kaiſerin lächelte herab-

lächelnd und erwiederte ſanft: „Oui, ma chère, tout cela est très beau, mais cela ne rend pas heureux.“ — Beinahe ſollte man glauben, dieſe Aeußerung ſei ein ſchmerzliches Vorgefühl geweſen, daß ſie bald darauf ihren Platz auf dem Thron und an der Seite ihres kaiſerlichen Gemahls einer Andern werde einräumen müſſen.

So viel ich mich entſinne, machte ſich unter dem damals hier lebenden Adel keineswegs das Beſtreben bemerkbar, irgend eine beſonders bevorzugte Stellung einzunehmen, ſondern es ſtand derſelbe zu dem Bürgerſtande in angenehmen geſelligen Verhältniſſen, wobei die eingeborenen Patrizier-Familien gleichſam als ein vermittelnder Uebergang zu betrachten waren. Auch in jener Zeit erſchienen die Frauen als das tonangebende Element in der Geſellſchaft, und darum erwähne ich vor Allem, als zu den hervorragendſten Gliedern derſelben gehörig, die hier noch im friſchen Andenken ſtehende Gräfin Weſtphalen, die ſich damals als eine ſchöne imponirende Geſtalt auszeichnete. Neben ihr machte ſich eine andere, zwar weniger imponirende, aber doch in höchſtem Grade originell erſcheinende Dame, die alte Fürſtin Stollberg, bemerkbar, die mit ihrer Tochter, der Prinzeſſin Guſtavine, in allen Geſellſchaften geſehen wurde. Sie ſtand damals ſchon im hohen Alter und erſchien mit ſorgfältig geſchminkten Wangen im Coſtüm einer robe à la Dubarri, ſowie auch ſonſt in ihrem Benehmen als eine noch vollkommen wohl erhaltene Repräſentantin des Zeitalters Louis XV., dem ſie in allen Aeußerlichkeiten durchaus treu geblieben. Es war in der That merkwürdig, wie dieſe ſo hochbejahrte Dame mit einer nicht zu erſchütternden Ausdauer noch an all n Geſellſchaften Theil nahm und ſelbſt auf Bällen, wo ältere Perſonen in der bloßen Converſation ſelten mehr eine anerkennende Unterhaltung finden, war ſie dennoch ſtets eine der letzten, die den Saal verließen. Ihre Tochter, die bereits ebenfalls in vorgerücktem Alter ſtehende Prinzeſſin Guſtavine, war ihre beſtändige Begleiterin, und in der Geſellſchaft überall durch ihr freundliches und wohlwollendes Benehmen allgemein geehrt.

Außerdem nahmen auch die Landgräfin von Rothenburg mit ihrer Prinzeſſin Tochter, die Gräfinnen von Ingelheim, Schönborn, von der Leyen, ſowie die Fürſtin von Naſſau nebſt Prin-

geſinnten Töchter und andere Damen vom Stande nicht minder Theil an dem geſelligen Leben, was, ohne ſich in ſtreng abgeſchloſſenen Cirkeln zu bewegen, ſein belebendes Element vorzugsweiſe in unſerem bemittelteren Handelsſtande ſind.

Schönheit und Anmuth haben nicht minder ihre Prärogative, die unter allen Ständen und Verhältniſſen ſtets die willigſte Anerkennung gefunden und das Andenken an diejenigen ſich erhalten haben, welche einſt mit dieſem triumphirenden Vorrechte ausgeſtattet unter uns erſchienen. Daher ſind mir denn auch jene Frauen im Gedächtniß geblieben, die ſich in dieſer Beziehung damals hier beſonders bemerkbar machten, und ich glaube, daß wenn ſie heute wieder unter uns erſcheinen würden, man ihnen nicht weniger wie zu jener Zeit willig den Preis zuerkennen würde.

Ohne beſondere Bevorzugung erwähne ich nur, was damals hier im Ruf des Schönen und Intereſſanten ſtand und denſelben auch mit vollem Recht in Anſpruch nehmen konnte; ſo z. B. die Frau von Willich nebſt ihren beiden, mit der Mutter rivaliſirenden wunderſchönen Töchtern, Frau Friederike Metzler, geb. Heyder, die ſich nicht weniger durch Anmuth, wie durch Herzensgüte auszeichnete, Fräulein Helene Gontard, nachmalige Frau Dr. Schleſſer, eine eben in Blüthe ſtehende Schönheit, Fräulein Meline Brentano, jetzige Frau Schöff von Guaita, die damals zu den anmuthigſten Erſcheinungen zählte, Frau Koch-Metzler, ebenſo intereſſant wie geiſtreich, Frau Thereſe Bernus, geb. Chamet, Frau von Holzhauſen, geb. von Zigeſar, Frau Mumm von Scheibler, Frau von Färber, geb. von Kettenburg, Frau Marie Brentano, geb. Schröder von Bergen, Fräulein Marie Gontard, jetzige Frau Belli, Frau von Eichard, geb. von Belleg, Fräulein Henriette Plitt, nachmalige Frau Günther, und noch viele andere Schönheiten bildeten einen Kranz von Damen, der als ſchönſter Schmuck der Geſellſchaft glänzte und der ſpäter noch einen intereſſanten Zuwachs an der leider zu früh verſtorbenen Frau von St. George, geb. Bethmann Hollweg, beſonders aber an Frau Moriz von Bethmann, geb. Boode, erhielt, die ſich als eine ſeltene Schönheit in ihrer Blüthezeit (1810) von Amſterdam hierher dem damals hochangeſehenen Namen der Stadt zu-

mählte und sich ungewöhnlich lange in ihrer Liebenswürdigkeit zu erhalten gewußt.

Es wiederholt sich nicht oft, daß gerade die höheren Stände einer Stadt sich durch so hervorragende Schönheiten begünstigt sehen, und darum mag es wohl geschehen sein, daß mir dieser damals so lieblich blühende Damenflor als eine seltene Erscheinung in lebhaftem Andenken geblieben ist.

Die so lange bestandene Regierung der freien Reichs- und Krönungsstadt Frankfurt, welche während den so oft zu ihr herüberwehenden Stürmen der französischen Revolution das Staatsschiff derselben so glücklich und wohlbehalten zwischen den mancherlei Klippen und drohenden Gefahren hindurchzulavieren gewußt, hatte, wie schon erwähnt, 1806 ihre Flagge gestrichen und ihre bis daher geübte Machtvollkommenheit in die Hände des Fürsten Primas niedergelegt.

Die nothwendig damit verknüpften Veränderungen griffen Anfangs nicht eben allzu tief in die innere Organisation unseres städtischen Wesens. Mit der Zeit steigerte sich das jedoch mehr und mehr und bei dem fortwährenden Andrängen des französischen Kaisers, der das neugebildete Großherzogthum mehr als ein natürliches Hauptquartier seiner Avantgarden zu betrachten schien, wurde uns das Ungewohnte der dadurch herbeigeführten Reformen nach französischem Zuschnitt immer fühlbarer. Eine gänzliche Umgestaltung der alten Verfassung konnte nicht ausbleiben, und mit dem Jahre 1810 sah sich daher der Senat sowohl wie das Alter Gericht gänzlich beseitigt, der Code Napoleon eingeführt und die ganze Organisation des Großherzogthums auf französischen Fuß eingerichtet. Dies war ohne Zweifel mit eine der Hauptursachen, warum ungeachtet der sonst guten Eigenschaften des Fürsten eine aufrichtige Anhänglichkeit an denselben im Allgemeinen hier unter der Bürgerschaft niemals recht Wurzel fassen wollte.

Bei meiner Heimkunft waren übrigens noch viele der Männer in ihrem Amte, in welchem sie ihre Wirksamkeit im Dienste der freien Reichsstadt früher begonnen und die sie im Geiste der alten Institutionen trotzdem noch fortwährend bemüht waren. Es gab indessen auch jetzt Manchen, der sich bereits der neuen Sonne zugewendet

und der alte Trabant bereitwilligſt folgte. Der alte ächte Bürgerſinn jedoch und das ſich gegenſeitig kundgebende Vertrauen darauf, war im Ganzen noch rein erhalten geblieben, und die früheren Machthaber entbehrten durchaus noch nichts von dem Anſehen, was ſie ſich einſt durch ihre patriotiſche Hingebung bei der Bürgerſchaft erworben, wenngleich ſich dieſelbe ſtets nur ſtreng im Kreiſe des Althergebrachten zu bewegen gewußt hatte.

Dieſes ſich ſo häufig bewährende Anſehen der leitenden Behörden mochte allerdings zum Theil auch in der langbeſtandenen eigenthümlichen Zuſammenſetzung derſelben fußen. Im Römer nämlich hatten wenigſtens nur ſolche Männer zu Rathe geſeſſen, denen es, als aus alten Patriziergeſchlechtern ſtammenden oder ſonſt angeſehenen Bürgern, weit mehr der Ehre wegen um einen Platz auf den Rathsbänken zu thun war, wie wegen des damit verbundenen Einkommens, und das verbreitete jenen natürlichen Nimbus der Unabhängigkeit um ihre Häupter, welcher der Würde eines in einer freien Reichsſtadt im Amte Sitzenden um ſo mehr zu Statten kommt, je mehr ſich jeder Bürger darin berufen fühlt, mehr oder weniger ein Wort mitzuſprechen. Dieſe mehr patriotiſche Betheiligung der höheren und unabhängigen Stände an der Leitung des ſtädtiſchen Wohls diente ebenſowohl zur Erhaltung des patriarchaliſchen Elements darin, als es demſelben auch das ihm gebührende Uebergewicht ſicherte und zum guten Beiſpiel für die andern Stände wurde. Wie ſo manche wohlthätige Stiftung hat nicht ihre Entſtehung dem langjährigen Vertrauen zu verdanken gehabt, das irgend ein Bevorzugter bei der Bürgerſchaft genoſſen, während auf der andern Seite eine ſolche Bevorzugung auch nur durch eine offenkundige und unintereſſirte Hingebung für das Volkswohl ſich ſeinen Einfluß auf die Bürgerſchaft verſchaffen konnte.

Vertrauen iſt von jeher der Alles vermögende Talisman einer Volksregierung geweſen, und die Wahrheit, wie ſtreng ſie auch auftreten mag, wird als das einzige Mittel befunden werden, ſich denſelben dauernd anzueignen.

Aus den alten Patriziergeſchlechtern haben ſich in der That auch viele in den von ihnen bekleideten Aemtern wahrhaft verdient um das

Wohl der Stadt gemacht und stehen in dieser Beziehung die Namen der von Holzhausen, Glauburg, Fichard, Adlerflicht, Günderode u. s. w. in gefeiertem Andenken, besonders aber der letztere durch seinen Maximilian von Günderode, mit dem das Amt der hiesigen Stadtschultheißen erlosch und der in schwer geprüften Momenten eine Hingebung und einen patriotischen Muth bewiesen, wie die Geschichte der neueren Zeit uns kein Beispiel mehr aufweisen kann.

Unter den bürgerlichen Gliedern der Verwaltung machte sich dagegen die gediegene Tüchtigkeit und Intelligenz und zwar besonders in den Personen des damaligen Justizraths und später oftmals wiedererwählten Bürgermeisters Dr. J. W. Mezler, sowie der früher gewesenen Syndici Dr. Seeger, Dr. Büchner, Dr. C. F. W. Schmidt, Dr. Danz und anderen markanten Männern geltend, die mit lobenswerthem Eifer der Stadt ihre Dienste widmeten. Wieder Andere lohnten das ihnen gewordene ehrenvolle Vertrauen der Bürgerschaft durch ansehnliche Vermächtnisse, wie z. B. Brönner, Bethmann, Fleck u. s. w. An dem 51ger Colleg aber waren vorzugsweise die Angesehensten der hiesigen Kaufmannschaft betheiligt, die es als eine Ehrensache betrachteten, hier an ihrem rechten Platze über die pecuniären Interessen der Stadt zu wachen. Von dem gesetzgebenden Körper jedoch, mit dem das Element der Beweglichkeit in unsere Organisation gekommen, wußte man dazumal noch nichts. Derselbe ist ein Kind der Ergänzungsacte, das erst im Jahre 1815 mit ihr unter uns auftrat und vierzig Jahre später das Costüm der Mutter schon so altfränkisch fand und so lange und oft bemüht war, ihr ein neues anzuprobiren, bis es endlich am 15. Februar 1855 das rechte für sie gefunden zu haben glaubte. —

Die mit dem Großherzogthume neu hinzugekommene Aristokratie übte eben noch seinen besonderen Einfluß auf die Stellung des damaligen Handelsstandes, der noch immer den ihm gebührenden ersten Rang unserer Staatsgesellschaft auf die würdigste Weise zu behaupten wußte. Ich übersehe nicht noch mit einem eigenthümlichen, fast an Trauer über soviel dahingegangene Gediegenheit grämenden Gefühle die lange Reihe ehrenwerther Firmen, welche hier vorzugs-

weiſe die verſchiedenen Handelszweige repräſentirten und von denen nun ſchon ſo manche erloſchen iſt, ohne daß ſich im Verhältniß, wenigſtens nicht unter dem chriſtlichen Elemente, ein entſprechender Erſatz dafür herangebildet hätte. Ich will hier unter den damaligen Notabilitäten des Handelsſtandes (1808) nur derjenigen erwähnen, die mir als beſonders hervorragend im Gedächtniß geblieben, wie z. B. die Bethmann, Metzler, Gontard, du Fay, Gogel, Heyder, Meyer, Mühlens, Leonhardi, Brevillier, Hedenſtreit, Lemme, Stern, Kellner, Brentano, Seufferheld, Mainoni, Behrens, Paſſavant, d'Orville, Bernus, Wichelhauſen, Benn, Fingerlin, Goll, Zickwolff, Guaita, Andreae, de Bary, Bolongaro, Mumm, Schweitzer, Günther, Lindheimer, Sneß, Schwendel, E. Müller, Souchay, Steitz, Hauck, Koch, de Neufville, Berna, Scharff, Banſa, Jordis, Epffriedt, Bernard, Oſterrieth, Fellner, Epßen, Saraſin, Manskopf, J., J. F. und P. N. Schmidt, Fuchs, Catoir, Keßler, Städel u. ſ. w., ſowie noch viele Andere, die an der ſoliden Reputation unſeres Platzes den ehrenvollſten Antheil hatten.

War auch nicht zu leugnen, daß ein großer Theil dieſer Häuſer ſich bereits auf eine alte und glorreiche Exiſtenz ſtützte, ſo darf man es dennoch den meiſten der damaligen Repräſentanten derſelben zum Ruhme nachſagen, daß gerade ſie es waren, deren umſichtige Thätigkeit das Anſehen derſelben, ſowie überhaupt den merkantiliſchen Glanz unſerer Stadt in einer Weiſe zu erhalten und zu ſteigern wußten, wie ſich dieſelbe in dem Maße nicht überall auf die Nachkommen fortgeerbt. Es verdient dieſes um ſo mehr hervorgehoben zu werden, je mehr die damaligen politiſchen Verhältniſſe die Thatkraft ſowohl wie die richtige Auffaſſung des Moments oftmals auf harte Proben ſtellten, die mit derſelben Umſicht zu beſtehen, für unſere darin ſo unerfahren gewordene Gegenwart gewiß eine noch härtere Aufgabe ſein dürfte.

Der Genuß, der ſich ſtets im Gefolge zunehmenden Reichthums findet und naturgemäß ſich darin auch finden ſoll, war in dieſen Kreiſen noch nicht ſo zu der heutigen Verweichlichung übergegangen, die ſich überall in häuslicher Opulenz, Equipagen, Toilette, Dienerſchaft u. ſ. w.,

ſichtbar macht, ſondern beſchränkte ſich meiſtens nur auf jene allerdings ſplendiden Diners und Soupers zu Ehren des Hauſes, deſſen Repräſentation ſich darin zu ſpiegeln ſtrebte. Lange haben dieſelben ſelbſt noch mit ihren ſpäteren diplomatiſchen Rivalen concurrirt und das Gefühl merkantiliſchen Stolzes beurkundet, der in den Regionen der Börſe, im Bewußtſein ihrer bewegenden Kraft und Solidität jedem Comtoir zum Paladium geworden.

Es dürfte ſchwer ſein, im Gegenſatz zu dem ſoeben hier nur in flüchtigen Umriſſen entrollten Bilde, ein Gleiches, ſich eben ſo ſcharf ausprägendes von unſerem gegenwärtigen Handelsſtande zu entwerfen, deſſen Phyſiognomie mit den nach und nach eingetretenen Conjuncturen eine ſo total veränderte Geſtaltung gewonnen hat, daß kaum nur noch einige Aehnlichkeit mit den früheren Grundzügen derſelben darin aufzufinden ſein dürfte. Dem alten Stamm ſind ſeitdem ſo viele neue Zweige erwachſen, die regellos an ihm emporgewuchert, daß ſeine ehemalige Außenſeite kaum mehr erkennbar darunter hindurchſchimmert.

Dennoch ſollte man meinen, müßte ſich mindeſtens der Genus als vorzugsweiſe dominirend darin erhalten haben, dem er urſprünglich entſtammt und der in der oben nachgewieſenen lebenskräftigen Veräſtung ſich bereits zu einer ſo ſtolzen Krone gebildet. Allein auch das iſt kaum mehr der Fall, ſeitdem das ihm allerdings ſchon damals aufgepropfte israelitiſche Element einen ſo gedeihlichen Wachsthum aus ſeinen Säften geſogen, daß ſchon jetzt kaum mehr zu unterſcheiden iſt, wer von Beiden dereinſt die Oberhand darin behaupten wird.

Im Allgemeinen kann es für eine Handelsſtadt allerdings gleichgültig ſein, welches Element die Lebendigkeit des Umſatzes darin bewegt und in gedeihlichem Flor erhält, wenn ihr derſelbe überhaupt nur darin erhalten wird. Da ſich jedoch nun einmal zur Zeit noch zwei confeſſionell getrennte Elemente als dabei rivaliſirend gegenüberſtehen, ſo gehört das Reſultat beiderſeitiger Anſtrengungen auch einigermaßen der öffentlichen Beurtheilung an.

Hier nun läßt es ſich nicht verkennen, daß das einheitliche, ſtets nach einem und demſelben Ziele gehende Streben der hieſigen Israeliten ſeit den letzten dreißig Jahren einen Einfluß errungen, der dem

der Chriſten nicht allein faſt gleichſteht, ſondern denſelben in manchen Beziehungen ſelbſt ſchon überwiegt, und die Nachkommen unſerer alten, ſo lange die Vorhand behauptenden Häuſer werden in der That ihre ganze Kraft und Intelligenz zuſammenzunehmen haben, wenn ſie ſich von dem Glanze ihrer Ahnen das erhalten wollen, was ihnen davon noch übrig geblieben.

Freilich war in jener Zeit von dem mächtigen Zauber, den der Name Rothſchild ſo lange auf die hieſige Börſe geübt, noch keine Rede. Der Ahnherr des gegenwärtigen Hauſes zählte zwar allerdings, mit einigen Anderen ſeines Glaubens, wie z. B. die Speyer, Eliſſen, Spanier u. A., bereits zu den Vermögenden; doch war noch keiner derſelben zu einer ſolchen Notabilität erwachſen, die Titel, Orden und überwiegenden Reichthum in die Wagſchale zu legen vermochte. Eben ſo wenig wußte man damals etwas von dem mächtigen Hebel, zu dem die israelitiſche Intelligenz das Maklerweſen nach und nach hier heranzubilden und für ſich auszubeuten verſtanden hat. In den Jahren 1808 und 1809 gab es hier Alles in Allem nur vierzehn bis ſechzehn chriſtliche Makler. Heute giebt es deren nur noch ſieben, dagegen aber circa fünfzig hinzugekommene israelitiſche, durch welche vorzugsweiſe die ſchwungreichen Fonds-Geſchäfte betrieben werden, die ihnen mehr oder weniger die Fäden der ganzen hieſigen Handelsbewegung in die Hände geben und manchen unter ihnen eine Rolle von ſolchem Einfluß in den angeſehenſten chriſtlichen Häuſern ſpielen laſſen, wie es ſich die Vorfahren derſelben wohl niemals träumen ließen. —

Dampf und Elektromagnetismus ſind als die zwei mächtigen Faktoren eingetreten, die mit den unſerem Handel zugeführten geſteigerten Bewegungen zugleich eine völlige Umgeſtaltung deſſelben veranlaßten. Andere Wege und andere Vermittler ſind ihm damit geſchaffen worden, als die, für welche Frankfurt ſo lange als ein Haupt-Centralpunkt gegolten, und mit dem dadurch eingebüßten größten Theile ſeines Groß- und Speditionshandels iſt ihm allerdings eine ſeiner bedeutendſten Erwerbsquellen verſiegt. Immer hat es jedoch auch in dieſen neuen Verhältniſſen ſeine ihm gebührende Stellung und ſeine ſich erworbene Bedeutung zu erhalten gewußt, und es kommt nun

darauf an, daß eine heranwachsende Generation dieselben fest im Auge behalte und die Vortheile richtig beurtheile, welche die veränderte Situation zur Ausbeute darbietet.

In dieser Richtung hat sich auch bereits eine rühmliche Thätigkeit entfaltet, die besonders einen überaus reich assortirten Detailhandel ins Leben gerufen, der mit den meisten größeren Städten des Continents rivalisirend aufzutreten vermag. Möge man nicht anstehen, noch einen Schritt weiter auf das Feld einer geeigneten Industrie überzugehen, zu deren Ausbildung hier ein eben so günstiges Terrain wie die erforderlichen Mittel vorhanden sind. Noch sind die größeren Capitalien beisammen, welche aus den Händen der Vorfahren direkt auf die gegenwärtigen Besitzer übergingen; die heranwachsende Generation aber wird dieselben schon vielfältig theilen und damit natürlich auch schmälern; daher dürfte es um so mehr an der Zeit sein, neue Wege anzubahnen, auf denen verminderte Capitalien wieder erfolgreich vorangehen können.

Uebrigens sind die soliden Grundsätze noch nicht hier erloschen, die unsere Vorfahren auf ihre Nachkommen vererbten; davon geben die Institutionen des unlängst hier errichteten Bank-Instituts Zeugniß, welche jenen leichtfertigen Chancen einen Damm entgegenstellen, denen sich die, gleich einer Sturmfluth über einen großen Theil Europas hereingebrochenen Credit-Anstalten preisgeben. Einen imaginären Gewinn anticipirend, treiben sie die Kräfte des Handels nur den unsichern Wegen der Börse zu, deren Speculationen von jedem Wellenschlage der Zeit abhängig sind, während unsere Bank gerade den letzteren eine sichere Stütze entgegenzustellen vermag und nicht minder geeignet ist, der oben angedeuteten Idee in vielen Beziehungen zu Hülfe zu kommen.

Es ist schon oben der einflußreichen Stellung erwähnt worden, in welcher sich viele der Persönlichkeiten zu erhalten wußten, die an der Spitze der verschiedenen hiesigen Handelshäuser standen. Auch hier war wieder jener Nimbus nicht zu verkennen, unter welchen dieselben bei der hiesigen Bürgerschaft erschienen, und dem man um so lieber eine gewisse Hochachtung nicht versagte, je mehr die darin Erscheinenden bemüht waren, ihn auch durch ihre ächt patriotischen und bürgerfreundlichen Gesinnungen zu rechtfertigen.

Für die Wohlfahrt einer Stadt wie Frankfurt iſt es von großer Bedeutung, wenn ſie Männer zu ihren Bürgern zählt, die das öffentliche Vertrauen beſitzen und ſich deſſelben auch durch eine unintereſſirte Hingebung würdig zu machen wiſſen; und Männer der Art waren damals hier eben nichts Seltenes unter den höheren und begüterten Ständen. Man kannte die erſt ſpäter hier aufgekommene Rubrik „der Geldſäcke" noch nicht, und gar Viele, die ſich durch Fleiß und Glück damit geſegnet ſahen, widmeten ſich demungeachtet bereitwilligſt dem Gemeinwohl mit jenem beſonnenen Eifer, der die Intereſſen der Bürgerſchaft zu fördern und ſie aber dabei auch vor dem Unpraktiſchen zu bewahren weiß.

Viele unſerer angeſehenen hieſigen Handelsleute zählten zu verſchiedenen Zeiten zu der Kategorie, die ſich in dieſem Sinne ausgezeichnet und überall gern bei der Hand waren; die größte Popularität der Art hatte ſich jedoch unſtreitig unſer Moriz von Bethmann erworben, und leider hat ſich dieſe einſt ſo einflußreiche Erſcheinung ſeit ihrem Hinſcheiden auch nicht im entfernteſten mehr unter uns wiederholt. — Unter den glänzenden Verhältniſſen, die ihn umgaben, blieb er vorzugsweiſe Frankfurter Bürger durch und durch, und obgleich ſchon damals berechtigt, ein von vor ſeinen Namen zu ſetzen, machte er von dieſem Prädikate doch erſt dann einen allgemeineren Gebrauch, als es die hieſigen Verhältniſſe erheiſchten, ſich nicht ſelbſt darin zurück zu ſetzen. Das hielt ihn jedoch nicht ab, mit ſeiner, von ſeinem Dienſtperſonal bedienten Hauesſpritze ſofort auf dem Brandplatze zu erſcheinen, wenn die Feuerglocke vom Dome herab zum Helfen rief, ſo wie es auch ſonſt die Bürgerſchaft nicht anders gewohnt war, als zuerſt auf ihn zu ſehen, wenn es ſich um die Wahrung irgend eines ihrer Intereſſen handelte. Dafür gab es aber auch Zeiten für ihn, wo er ſich der allgemeinſten Anerkennung und dankbarer Zuneigung der Bürgerſchaft zu erfreuen hatte, und wer ihn näher gekannt, läßt dieſelbe ſeinem Andenken noch heute zu Theil werden. —

In der literariſchen Sphäre war es in jener Zeit ziemlich düſter hier in Frankfurt; nicht daß es demſelben an geiſtreichen, ja bedeutenden Männern gefehlt hätte, die es mit Stolz zu den Seinigen

zählen konnte; das war nicht der Fall; aber jener sich überall fühlbar machende Druck der eisernen Hand des französischen Kaisers ruhte mit gleicher Schwere auch auf der deutschen Presse, soweit sie sich in ihrem Bereiche befand, und das war hier in dem von ihm so abhängigen Großherzogthum Frankfurt ganz besonders der Fall.

Von einer eigentlichen freien literarischen Bewegung war demnach hier zur Zeit keine Rede. Goethe, Klinger, Feuerbach, Clemens Brentano [illegible]ten im Auslande; Börne war noch auf der Universität und Bettina (Frau von Arnim) träumte wohl damals noch erst all' die süßen Bilder, die sie zwanzig Jahre später in ihrem Briefwechsel zur Anschauung brachte.

So konnte sich denn das literarische Leben hier nur auf die Fachwissenschaften beschränken, die dafür um so glänzender durch die Männer vertreten waren, welche ihnen noch aus besseren Zeiten her angehörten. Die gefeierten Namen Hufnagel, Kirchner, Sömmering, Wenzel, Grotefend, Purmann, Fichard, Feierlein, Vogt, Gerning und Andere sind uns Allen noch in lebhaftem Andenken und legen Zeugniß ab, daß das damalige Wissen und seine Gründlichkeit von der nachgekommenen Zeit wenigstens nicht übertroffen worden ist, so vielfältig auch die schriftstellerische und publicistische Bahn hier betreten wurde, sobald die Presse mit der Befreiung des Vaterlandes wieder zu Athem kam. Man hat ihr denselben seitdem oft genug wieder verkümmert und erst neuerdings ihr wieder einen neuen Vernunftzwang unter den härtesten Androhungen diktirt; Göthe aber sagt:

> Fortzupflanzen die Welt sind alle vernünftige Discurse
> Unvermögend; auch kommt durch sie kein Kunstwerk hervor, —

und dem könnte man ergänzend voransetzen:

> Nimmer zwingt ihr den Geist, Vernünftiges nur zu gebären:
> Lähmen aber könnt ihr ihn sicher damit. —

Den Buchhandel dagegen fand ich hier immer noch in einem sehr respectablen Zustande, ungeachtet ihm bereits durch die Aufhebung der Klöster eine seiner Haupt Absatzquellen versiegt war. Wo aber sind die so gediegenen und classischen Bücherlager hingekommen, welche damals die Räume der Varrentrapp und Wenner'schen, der Hermann'-

ſchen und Andreä'ſchen, Jäger'ſchen, Brönner'ſchen und Eßlinger'ſchen Buchhandlungen füllten? und wo die ausgebreitete Kundſchaft, die von alten Zeiten her gewöhnt war, ihren Bedarf aus unſerer Buchgaſſe zu beziehen, die zwar dem Namen nach noch exiſtirt, aber längſt ſchon ihre literariſche Bedeutung eingebüßt hat, mit der ſie noch bei meiner Ueberkunft ſo glanzvoll zu prunken vermochte! — Nicht die Zeitumſtände allein haben das Alles zerſplittert, ſondern zum großen Theil that es auch die geringe Unterſtützung, welche man den langjährigen Anſtrengungen des hieſigen Buchhandels zugewendet, den man einem Antiquarhandel zum Opfer fallen ließ, der überall, wo er nicht von Oben in ſeinen Schranken gehalten wird, nur vernichtend auf den erſteren wirken wird. — Was ihm derſelbe noch übrig gelaſſen, werden zu ſtrenge gehandhabte Preßgeſetze und die dem Auslande alles zum Opfer bringenden internationalen Verträge bald vollends dem Verfalle zuführen.

Inmitten dieſer literariſchen Bedrückungen, die wir, wie eben erwähnt, von Seiten des franzöſiſchen Einfluſſes ſo lange zu ertragen hatten, machte hier dennoch der Drang nach geiſtiger Ausbildung damals einen Fortſchritt, der in ſeiner erſten Entſtehung als eine ſeiner edelſten und ſchönſten Blüthen betrachtet werden konnte. Ich meine damit die Stiftung des Muſeums (1808). —

In den Grundzügen der reinſten Humanität angelegt, erfreute es ſich der wärmſten Unterſtützung des Großherzogs und ſeines Bruders, und erhielt ſich während einer Reihe von Jahren im gedeihlichſten Flor. Kunſt, Muſik, Literatur und Eloquenz waren nach dem urſprünglichen Plane die Elemente, die ſich hier einer bereitwilligen Aufnahme und würdigen Vertretung erfreuen ſollten. Zeit und Verhältniſſe haben davon nur noch die Muſik auf die Gegenwart übertragen; aber da die Idee des Inſtituts noch nicht erloſchen, ſo mag auch die Hoffnung noch nicht aufgegeben ſein, daſſelbe unter einer kräftigen Leitung und unter günſtigeren Umſtänden wieder neu aufblühen und ſeiner urſprünglichen Beſtimmung wieder näher gebracht zu ſehen.

Außer dem Muſeum war auch die ſo lange hier beſtandene Leſegeſellſchaft in nicht minder blühendem Flor, und wenn ich mit

Erwähnung derſelben dem damaligen Geiſtesleben ſein Recht wiederfahren laſſe, ſo darf ich dabei auch diejenigen Perſonen nicht übergehen, die, ohne gerade zum Stande gelehrter Notabilitäten zu zählen, ſich dennoch des wohlverdienten Rufes geiſtreicher Männer erfreuten, wie z. B. Geheime Rath Willemer (mit Goethe näher befreundet), der Baron von Leonhardi, von Meyer, Dr. Thomas, der edle Städel, Dr. Ehrmann, Dr. Jaſſoi, Dr. Schlotmann (letztere Beide ſpäter die Herausgeber von „Welt und Zeit") u. ſ. w., und endlich auch Frau von Panhuis, geb. von Barkhauſen, die von einem längeren Aufenthalt in den holländiſchen Colonien, wo ihr Gemahl einſt Gouverneur war, eine ſehr intereſſante Sammlung von Scenerien dortiger Natur aufgenommen und mit herüber gebracht hatte und auch ſonſt mit Recht im Rufe einer geiſtreichen Frau ſtand.

Alles das ſind Namen, an welche ſich Erinnerungen an eine gewiſſe geiſtige Gediegenheit knüpfen, die immerhin erwähnenswerth iſt, da ſich ſeitdem eine ſolche in den erwähnten Kreiſen hier wenigſtens nicht in dem Maße geſteigert hat, wie man es von einer freier voranſchreitenden Geiſtesbewegung zu erwarten wohl berechtigt ſein dürfte. —

Am ſchwächſten auf dem geiſtigen Gebiete war in jener Zeit wohl die ausübende Kunſt hier vertreten. Die Zahl ihrer Jünger war noch eine ſehr geringe, denn die Muſen verbargen ſich ſchüchtern vor dem unausgeſetzten Kriegslärmen der Napoleoniſchen Schaaren, und von damaligen bedeutenden hieſigen Malern wüßte ich nur die, allerdings rühmlichſt bekannten Namen Schütz, Morgenſtern, Preſtel und Radl auszuzeichnen. Von dieſen gehört der Zweite zu den Seltenen, bei denen ſich ein ausgezeichnetes Talent durch drei Generationen, vom Großvater auf Sohn und Enkel, fortgeerbt, und mir wurde die gewiß eben ſo ſeltene Gelegenheit zu Theil, der Ausübung deſſelben durch die Perſönlichkeiten eben dieſer drei Generationen oftmals beiwohnen zu können. Radl war ſchon damals der gemüthliche Künſtler, als welchen wir ihn bis in ſein hohes Alter hier unter uns weilen ſahen, und bildete mit ſeinen Freunden, den hier wohl noch in der Erinnerung lebenden Maler Perour und Schalbaas, dem Führer der Preſtel'-

ſchen Kunſthandlung, das tägliche unzertrennliche Kleeblatt im Adler zu Bornheim.

Von auswärtigen Kunſtnotabilitäten war es beſonders der gegenwärtig ſo hoch ſtehende P. Cornelius, den ich bei ſeiner Ankunft hier, als jungen Mann, im Hauſe meines Principals, Friedr. Wilmans, näher kennen lernte, und die Portraits des Letzteren und ſeiner Gattin waren wohl die erſten Bilder, die der damals ſo beſcheiden auftretende junge Künſtler hier ausführte. — Außerdem machte Stieler als Portrait- und Schönberger als Landſchaftmaler hier großes und verdientes Aufſehen.

Bewegte ſich demnach das damalige hieſige Kunſtleben auch in einem weit engeren und beſchränkteren Kreiſe wie gegenwärtig, ſo war dagegen der eigentliche Sinn für die Kunſt, nach meiner Ueberzeugung, weit gediegener und auch für den Künſtler verläßiger wie heute. Die Schwierigkeiten, die ein Talent in jener Zeit zu bekämpfen hatte, um ſich auszubilden und ſich zu einer gewiſſen Berühmtheit emporzuarbeiten, waren allerdings größer; eine dauerndere Anerkennung ſeiner Leiſtungen ihm dagegen um ſo gewiſſer. — Selten kann eine nur bis zu einem gewiſſen Grade gelangende Anerkennung unter einer größeren Maſſe von Kunſtproductionen auf langen Beſtand rechnen, da ſich die aufſprießenden Talente einander fortwährend überbieten, und neben ihren Bewunderern auch ſofort eben ſo viele tadelnde Kritiker finden. —

In dieſer Beziehung gleicht daher die heutige Kunſt in ihrer vielſeitigen Entfaltung faſt den bunten Blumenbeeten, deren Farbenſchmuck für den Augenblick ergötzt, aber im Ganzen nur weniges aufbringt, was den Reiz der Blüthenzeit nachhaltig zu überdauern im Stande wäre. Wo dagegen die Kunſt als Reſultat des inneren, unabweisbaren Dranges hervorgeht, ſich zur Anſchauung zu bringen, werden ihre Ergebniſſe auch ihre Zeit dauernder überleben, und je ſeltener derartige, aus der Tiefe hervorgehende Erſcheinungen auf dieſem Gebiete zu Tage kommen, je mehr wird ſich unter ihren Verehrern das Verlangen kundgeben, ſolche Schätze an ſich zu bringen und zu ſammeln. In jener Zeit bewährte ſich dieſes durch die vielen bedeutenden Privatſammlungen, welche hier in Frankfurt exiſtirten und gegen welche unſere Ge-

genwart keinen Vergleich mehr aushält. Ich erwähne hier nur die Vorzüglichsten im Besitze der Herren Städel, Grambs, de Neufville, v. Barkhausen, Lausberg, Brentano, Ettling, Chandelle, Gerning, v. Holzhausen, Leerse, Rothnagel, Wittmanns, Hohwiesner, Mack-Wiegel, Prehm, Scheel, Schütz, Spelz, Brönner und Anderen, von denen die meisten reich mit werthvollen Bildern ausgestattet, oder wenigstens doch im Besitz einiger vorzüglichen Kunstschätze waren, die sich oft durch eine lange Reihe von Jahren als kostbare Reliquien in den Familien forterbten.

Vor allem aber brachte eben diese innigere Zuneigung, welcher sich die Kunst hier zu erfreuen hatte, den patriotischen Entschluß unseres nicht genug zu verehrenden Städel zur Reife, hier ein Kunst-Institut zu gründen, das, wenn es nach einer nun dreißigjährigen Verwaltung sich bis heute seiner eigentlichen Bestimmung noch nicht nähergeführt sieht, deßhalb seinen edlen Stifter gewiß nicht anzuklagen hat, der sich bis in seinen alten Tagen mit dem süßen Traume wiegte, in seiner Vaterstadt der wahren Kunst für immer ein dauerndes Asyl begründet zu haben. —

Nachdem eine Reihe bedrängnißvoller Kriegsjahre der Kunst im Allgemeinen hart zugesetzt und die Erweiterung schon bestehender oder die Anlage neuer Privat Sammlungen sehr erschwert hatten, versuchte man nach wiederhergestelltem Frieden, den Sinn dafür durch die Errichtung von Kunst-Vereinen neu zu wecken und damit dem so sehr gesunkenen Kunstfleiß wieder aufzuhelfen. Die damit verbundene Absicht war unbezweifelt eine sehr löbliche; die Resultate jedoch haben, nach meinem Dafürhalten, in Folge der dabei eingeschlagenen Wege, der eigentlichen Kunst mehr geschadet wie genützt. Statt die beabsichtigte Wiederbelebung einer mehr naturgemäßen Entwicklung zu überlassen, hat der erleichterte Umsatz sowohl, als besonders die so fabrikmäßige Gestaltung der neueren Kunstschulen diese Entwicklung in einer Weise gesteigert, welche der Kunst zwar eine Unzahl unberufener Jünger herangebildet, sie selbst jedoch damit nur mehr und mehr in die Breite, nicht aber in die Tiefe führte.

Unſtreitig ſind damit auch Talente geweckt worden, denen wir Vieles wahrhaft Schöne zu danken haben, und unſer Frankfurt iſt dabei keineswegs leer ausgegangen. Eine ihrer Aufgabe mehr gewachſene Leitung der hieſigen Kunſtbeſtrebung aber würde mit den vorhanden geweſenen und noch vorhandenen Kräften ſicher ein bedeutenderes Reſultat erzielt haben, als das, worauf wir zurückzuſehen vermögen. In der That hat die Kunſt in neuerer Zeit hier faſt Schlimmeres von ihren Freunden wie von ihren Widerſachern zu erdulden gehabt, denn bei aller Unterſtützung, die ihr in ſo reichlichem Maße und in den beſten Abſichten zu Theil wurde, hat ſie unter der Experimentirkunſt, welche die ſich zu ihrer Pflege herbeigedrängten Dilettanten bald in dieſer, bald in jener Richtung an ihr verſuchten, ſtets nur gekränkelt.

Der bereits 1829 ſich auch hier gebildete Kunſt-Verein hätte nach ſeiner Grundidee zu etwas ganz Erſprießlichem herangebildet werden können. Nachdem ihn jedoch während den fünfundzwanzig Jahren ſeines Beſtehens eine Reihe von Mißgriffen nie zur rechten Blüthe kommen ließ, hat die neueſte, an ihm verſuchte Reſtauration ihn auf ein Terrain geführt, auf dem ihm bis daher auch nur der gute Wille als alleiniges Reſultat zu erblühen ſcheint. Die Schauluſt ſieht ſich allerdings vollkommen dabei befriedigt; ob aber die dazu herbeiſtrömende Maſſe von Mittelgut geeignet iſt, den wahren Kunſtſinn zu heben und damit die Kaufluſt zu ſteigern, dürfte zu bezweifeln ſein, da ſich die Kunſt ſelten durch die Quantität, ſondern ſtets nur durch die Qualität empfiehlt. Am meiſten aber ſieht ſich der eigentliche Zweck des Vereins, nämlich die Unterſtützung der hieſigen Kunſt, auf dieſem Wege gefährdet, da dieſelbe nicht allein eine größere Concurrenz zu beſtehen hat, ſondern ihr der für nöthig erachtete äußerliche Aufwand auch einen großen Theil der ihr von Kunſtfreunden zugewendeten Subventionen entzieht. Mögen Diejenigen, die ſich damit verdient zu machen glaubten, nicht aufs neue einer getäuſchten Hoffnung entgegen gehen, und es ihnen nicht vorbehalten ſein, einſt, wie „Schiller's Talbot", von dem Glanz des Daſeins mit der Betrachtung ſcheiden zu müſſen, daß ihnen nichts davon geblieben, als:

„Die Einsicht in das — Nichts!
„Und herzliche Verachtung alles deſſen,
„Was ſo erhaben ſchien und wünſchenswerth.“ —

Von den eben erwähnten, aus alter Zeit ſtammenden Kunſtſammlungen ſind die meiſten ſchon längſt unter den Händen der Erben wieder verſchwunden, da nur wenige von ihnen die Pietät und den Kunſtſinn mitererbten, ſie zu conſerviren. Mit Ausnahme deſſen, was davon in die Städel'ſche Sammlung übergegangen, hat ſich der frühere ſo reelle Werth dieſer trefflichen Kunſtſchätze großentheils in jene tauſenderlei Phantaſiegebilde verwandelt, die an die Stelle ehemaligen, nur an dem Aechten feſthaltenden Kunſtgeſchmackes hier getreten ſind. —

Wenn es nun der Leitung des hieſigen Kunſtfleißes während der letzten dreißig Jahre leider nicht nachgerühmt werden kann, daß ſie mit den ihr zu Gebote geſtandenen, ſo überaus reichlichen Mitteln demſelben zu einer ihm gebührenden Anerkennung oder ſelbſt nur zu einer Baſis verholfen, die ihm den Ehrenplatz als Ziel in Ausſicht geſtellt hätte, den die hieſige Kunſt von rechtswegen einnehmen müßte, ſo beweiſt dagegen unſer Handwerksſtand im engen Zuſammenhalten eine um ſo größere Energie in der Wahrung ſeiner wohlverſtandenen Intereſſen. Zwar haben viele der früheren Mißbräuche aufgegeben werden müſſen und wohl noch Manches wird zeitgemäßer einzurichten ſein; aber die Idee einer unbegränzten Gewerbefreiheit mit ihrem Proletariat im Gefolge hat bis daher hier noch nicht Platz greifen können.

Dabei iſt es merkwürdig, wie die alten Familien unſeres Handwerkſtandes ihre ſeitherige Autorität oben zu erhalten gewußt haben. Bis daher war die Ariſtokratie derſelben immer noch im Rathe oder als Gewerks-Geſchworne wiederzufinden, deren Ahnen bereits vor fünfzig Jahren und länger im Römer ihren Sitz eingenommen oder jene Functionen auszuüben berufen waren, und es iſt gewiß eine ſeltene Erſcheinung, die wohl wenig andere Städte mit uns theilen mögen, daß in Mitten ſo großer Umgeſtaltungen und ungeachtet fortwährenden, aus der Fremde uns zufließenden Bürgeraufnahmen, von denen ein guter Theil den Gewerken angehört, ſich faſt in allen Zweigen derſelben

die Geschäfte im Flor erhalten haben, welche einst von den Urvätern begründet wurden.

Vom Vater auf den Sohn sich forterbend, sehen wir dieselben immer noch in derselben Ehrenhaftigkeit bestehen, und finden darin den thatsächlichsten Beweis, daß da, wo man in diesem Stande gewußt hat, den eigentlichen und rechten conservativen Geist, das heißt, die Grundsätze reeller und pünktlicher Bedienung, sowie einer anhänglichen Ergebenheit an Diejenigen festzuhalten, welche dem Geschäfte Arbeit und Verdienst zuführen, sich auch das alte Vertrauen zu denselben erhalten hat, welches die Basis alles Betriebes, besonders aber die des Handwerksstandes ist.

Das Verlassen dieser soliden Grundsätze wird, wie es denn auch wohl leider schon geschehen, freilich auch hier Lücken unter den Nachkommen brechen, die sich da um so schwieriger wieder herstellen lassen werden, wo sich das Handwerk bereits mehr auf das Terrain der Speculation begeben hat, bei welcher stets nur das Glück endgültig entscheidet; der damit reichgewordene Handwerker wird auf dieser Bahn entweder einer ihm bisher fremd gewesenen Sphäre oder im Fall des Mißlingens gar den milden Stiftungen zugedrängt, wogegen der am goldenen Boden festhaltende die Reputation seiner Vorfahren erhält und fortpflanzt.

Der bisherigen so ehrenhaften Gesinnung unseres Handwerksstandes haben wir unbestritten auch manches Gute und wahrhaft Patriotische zu verdanken, wie z. B. seine lebhafte Betheiligung an der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste, als dem einzigen großartigen Institute der Neuzeit, das in seinen verschiedenen Abzweigungen eine anerkennenswerthe gemeinnützige Thätigkeit entwickelt, wobei sich vorzugsweise der Gewerbestand verdient zu machen strebt.

Ebenso beweist derselbe bei den gegenwärtigen Erweiterungen der Stadt durch den Unternehmungsgeist seiner Bauprofessionisten eine Rührigkeit, die in vielen Beziehungen selbst den Handelsstand überflügelt, und der allerdings namhaften Gewinn in Aussicht stellt, wenn es verstanden wird, sich denselben durch ein richtiges Maßhalten in diesen Unternehmungen zu sichern.

Nicht weniger war es auch wieder der Handwerksſtand, der bei den verſchiedenen Veranlaſſungen der Sänger-, Buchdrucker- und Göthe-Feſte die Ehre und den Bürgerſinn der Stadt durch ein ihm würdiges und geniales Auftreten zu beurkunden wußte und der den dazu gegebenen Impuls ſo freudig auffaßte und in einer Weiſe durchführen half, die jedesmal das vollſtändige Gelingen zur Folge hatte.

Möge ſich dieſer lobenswerthe Geiſt noch lange in den verſchiedenen Corporationen unſerer Gewerke erhalten und die alles verflachende Zeit nicht auch hier ihre Zerſetzungen allzu ſchnell bewerkſtelligen.

Die hier gegebene kurze Charakteriſtik der verſchiedenen Stände, wie mir dieſelben damals in ihrer ſocialen und geſchäftlichen Wirkſamkeit im Vergleich zu ihrem heutigen Bilde erſchienen, vergegenwärtigt mir im Zuſammenhange damit auch die geſelligen Zuſtände wieder, in welchen ſich das öffentliche Leben jener Zeit bewegte. Gaſtmähler, Bälle, Theater, Concerte, routs, damals in bürgerlicherer Weiſe als „ſüße Geſellſchaften" bezeichnet, bildeten nebſt anderen öffentlichen Luſtbarkeiten auch hier wie überall und zu allen Zeiten die Vehikel der Geſelligkeit, nur daß die Phyſiognomie derſelben freilich noch eine weit reichsſtädtiſchere war, wie ſie die heutige Bundesſtadt zur Schau trägt. Bei einem Rückblick darauf kommt es beſonders darauf an, welchen Einfluß eine ſich ſteigernde Lebensluſt auf die Sittlichkeit, Bildung und den Wohlſtand der ſich daran Betheiligenden geübt und in wieweit es ihr gelungen, eine glückliche Miſchung der verſchiedenen Stände zu befördern. In dieſer Beziehung mag beſonders der Mittelſtand einen ungemeinen Aufſchwung genommen haben; denn von der Lebensluſt, die heute mit der Deviſe „friſch, fröhlich, frei" die Säle unſerer renommirten Wirthslokale und Kaffee's, ſowie der verſchiedenen Harmonien und Bürger-Vereine, ſammt den wie die Pilze emporgeſchoſſenen Felſenkellern durchzieht, war damals noch keine Spur vorhanden.

Das damalige geſellige Leben bewegte ſich in noch bei weitem engeren Kreiſen, und der Luxus darin gehörte faſt ausſchließlich nur zu den Prärogativen des Reichthums, dem es auch wohl anſteht, zum Nutzen der Erwerbenden davon Gebrauch zu machen. Eine Hauptrolle dabei

war den verſchiedenen confeſſionellen Coterieen zugewieſen, was übrigens der heiteren Phyſiognomie ſolcher Cirkel im Allgemeinen keinen weſentlichen Abbruch that, da ſich noch nirgends ein Element darin bemerkbar machen konnte, was ein ſich angemaßtes Uebergewicht in Anſpruch zu nehmen hatte, als allenfalls das Geld. Da jedoch der bei weitem größere Theil der Vermögen erſt kaum erworben und noch nicht ererbt war, ſo haftete noch immer das Bewußtſein des ſauren Schweißes daran, während das Erbgut gewöhnlich den Geldſtolz im Gefolge hat, der unter Allen der unleidlichſte iſt.

Vor Allem aber war es die Familie, welche zu jener Zeit noch eine bei weitem einflußreichere Rolle ſpielte, als ihr die Gegenwart angewieſen. Dieſer ſo lange feſtgehaltene Anker, der die häusliche Wohlfahrt nicht ſelten in andringenden Stürmen geſchützt, fängt ebenfalls ſich zu lockern an, und die nachwachſende Generation findet es bereits langweilig, ihm die edle Zeit zu opfern, die in tauſend lockenden Geſtaltungen zu anderen Genüſſen einladet. Möge ſie dabei nicht überſehen, daß auch ihr einſt die Zeit kommt, wo ſich der Genuß wieder auf die häuslichen Räume reducirt, und daß ſie es ſchmerzlich bereuen dürfte, den Reſt des ſich bis daher hier noch erhaltenen Familienlebens nicht ſorgfältiger bewahrt zu haben.

Als das Palladium damaliger Geſelligkeit war übrigens vor Allem das kurz vor meiner Hieherkunft (1802) errichtete Caſino zu betrachten, das als öffentliche Reunion alles concentrirte, was unter dem Adel, dem Handelsſtande und der Beamtenwelt zur haute volé zählte. Es gab im Geſellſchaftlichen den Ton an, und die Liſte ſeiner Mitglieder galt als Maßſtab, wonach ſich die Einladungen zu allen Feſten richteten, welche die feine Welt repräſentiren ſollten. Dafür aber hatten ſich die zur Aufnahme Befähigten auch einer ſo ſtrengen Ahnenprobe ihrer Solidität und nicht ſelten auch ihrer Moralität zu unterwerfen, daß ſich während einer Reihe von Jahren verzugsweiſe nur das pure sang darin am Ruder erhalten konnte.

Dieſes ſtrenge Regiment und das mitunter Läſtige der damit verbundenen Förmlichkeiten mögen wohl mit eine der Veranlaſſungen geweſen ſein, welche unter demſelben Dache mit dem Caſino, nur ein

Stockwerk tiefer, den heute noch beſtehenden Abendzirkel ins Leben riefen, in welchem eine ungenirtere Geſelligkeit adoptirt wurde, die man lange Zeit als eine Oppoſition gegen das ariſtocratiſche Princip über ihrem Haupte betrachtete.

Außer den Heſſiſten vereinigten die Bälle, welche das Caſino in den höchſt anſtändigen Räumen des rothen Hauſes veranſtaltete, Alles, was Rang, Anſehen und Vermögen, oder Jugend, Schönheit und Toilettenglanz in die Wagſchale zu legen vermochte. Hier ließ man die ſtraffen Zügel der Legitimität etwas lockerer und geſtattete in weiſer Berückſichtigung, daß Anſtand und Grazie einem Ballfeſte ſtets mehr Reize wie Stern und Ordensbänder verleihen, einem Jeden den Zutritt, der mit dieſer Legitimation ſich um eine Eintrittskarte bewarb. Dies gab jenen Bällen ein Colorit, was um ſo anmuthiger erſchien, je mehr ſich die excluſiven Elemente darin verwiſchten, deren Prätenſionen in der Regel die heitere Außenſeite eines Feſtes nicht erheben.

Mit dem Caſino concurrirend, veranſtaltete die damals (1848) ſich hier gebildete Muſik-Akademie in demſelben Lokale wie jenes während des Winters mehrere Bälle, die ſich eines nicht minder ſtarken und gewählten Beſuchs erfreuten und ihrer Beſtimmung vollkommen zu entſprechen wußten, wenn gleich die an der Spitze ſtehenden weniger ihre Ebenbürtigkeit, als vielmehr nur ihre Intelligenz und ihren Takt dabei geltend machen konnten.

Von den ſpäteren Cavallerie-, Weißbuſch- und Freiwilligen Jäger-Bällen wußte man damals noch nichts, und gehören dieſelben der Militär Spielerei an, in welche ein lange andauernder Friede nach und nach die einſt ſo ernſte und nationale Idee des Landſturms bis zu dem Grade auflöſte, der ſie endlich mit dem Andrange des Jahres 1848 ſpurlos verſchwinden ließ.

Jene bereits oben gerügten, uns überkommenen Verweichlichungen haben übrigens auch die hieſige Geſelligkeit faſt gänzlich ihres früheren, ſo eigenthümlichen Charakters beraubt. Das pure sang iſt längſt aus dem Caſino geſchieden und hat eine excluſivere Stellung eingenommen, und was ſonſt dieſer einſt das Haupt ſo hochtragenden Reunion noch geblieben, wird aller Energie bedürfen, um zwiſchen Leben und Sterben

wieder ein ſicheres Terrain zu gewinnen, auf dem ſich ſein ehemaliger Glanz neu auffriſchen läßt.

Unſere früheren, allen Elementen der ſogenannten guten Geſellſchaft zugänglichen Bälle, auf denen ein friſches, heiteres Leben in pikanter Miſchung auf und nieder wogte, haben ſich gänzlich in die Privat-Salons zurückgezogen, in denen ſie nun, je nach der Kategorie des Feſtgebers, unter ſeltenen Ausnahmen, mehr oder weniger die bleiche Färbung der hier ſich beſtändig wiederholenden Coterieen annehmen.

Nur der Bürgerſtand hat einen geſelligen Aufſchwung durch die Gründung der Bürger-Vereine genommen, die einen eigenthümlichen Contraſt zum Caſino bilden, deſſen trübe Beleuchtung Abends bereits am Verlöſchen iſt, wenn dort die glänzende Fenſterreihe des Mühlens'ſchen Palaſtes erſt recht beginnt, ihre ſtrahlende Helligkeit auf die Vorübergehenden zurückzuwerfen. — Die Bürgerſchaft hat dem Zuſtandekommen dieſer Vereine im großartigen Maßſtabe in der That bedeutende Conceſſionen zum Opfer gebracht; ob jedoch in den weiten Räumen derſelben die alte frühere Gemüthlichkeit mit eingezogen iſt, möchte ich darum bezweifeln, weil dieſelbe überhaupt mehr und mehr aus der Oeffentlichkeit zu verſchwinden ſcheint.

Früher baute ſich dieſelbe hier gar mancherlei Hütten, über welche die Erinnerung ſelbſt bis zu jenen alten Trinkſtuben hinaufreicht, die einſt hier eine ſo einflußreiche Rolle ſpielten. Später gingen wohl aus denſelben jene einzelnen Collegs hervor, von denen einige die alten Gewohnheiten und mit ihnen auch wohl das Philiſterthum ſelbſt bis auf mehrere Generationen übertrugen. Eine Haupturſache ihres dauernden Beſtehens mochte wohl in den politiſchen Verhältniſſen begründet ſein, die einestheils die Bürger in engeren Kreiſen zuſammenhielten, um nach Umſtänden deren Einfluß in dieſer oder jener Richtung zu concentriren, andererſeits aber auch eine freiere Meinungsäußerung geſtatteten, als es, bei dem öfteren Wechſel der hier herrſchenden Gewalten, Mancher öffentlich zur Schau zu tragen für gut hielt.

Den originellſten Charakter des damaligen geſelligen Lebens trugen hier unſtreitig jene bereits oben erwähnten Scheppen-Clubbs der verſchiedenen renommirteſten Gaſthäuſer, von denen die des Weidenhofes,

des Schwanen, Römischen Kaisers und des Weidenbusches, sowie auch des Alten Schwabens obenan standen. Alles, was mit dem so regen Verkehr in diesen Häusern in irgend einer Vortheil bringenden Beziehung stand, oder sonst sich behaglich darin fühlte, versammelte sich dort wöchentlich einigemal, um sich durch den Genuß eines Schoppens zu erheitern oder seinen pflichtschuldigen Tribut abzutragen, und es konnte nicht fehlen, daß sich aus dieser bunten Mischung der verschiedenartigsten Interessen für die beobachtenden Zuschauer ein höchst charakteristisches Bild zusammenstellte.

Eine jede dieser originellen Gesellschaften hatte ihre besonderen Wortführer, unter denen sich natürlich diejenigen am meisten Gehör zu verschaffen wußten, die es verstanden, durch Witz und Humor die Lacher auf ihre Seite zu ziehen. Dabei spielte auch der Wirth eine Hauptrolle, die mitunter um so einflußreicher war, jemehr sich die Persönlichkeit desselben durch ein verständiges Benehmen geltend zu machen wußte. In den damaligen kriegerischen Zeiten, wo die darauf bezüglichen Bewegungen jeden Augenblick etwas Neues brachten, was meistens den Weg seiner Verbreitung zuerst durch die Gasthäuser nahm, hatte der Inhaber eines solchen eine schwerere Aufgabe zu lösen, wie heut zu Tage. Der ganze Organismus dieser großen Herbergen, nicht blos des Fremden, sondern auch des Waarenverkehrs, war ein anderer, und ihr Einfluß auf den Handel, das öffentliche Leben und die erwerbenden Classen von weit entschiedener Bedeutung wie heute, wo sie meistens mehr den Charakter großer **Hôtels garnis** und **Restaurants** angenommen haben.

Besonders zeichnete sich in diesem Sinne der Weidenhof aus, dessen Inhaber, Johann Carl Schnerr, mir stets als das Bild eines vollkommenen Wirths in der Erinnerung geblieben. Ohne jenen Servilismus gegen seine Gäste, der nur mit der Zeche liebäugelt, widmete er ihnen die redlichste und wohlgemeinteste Aufmerksamkeit, und sein gerades, offenes und verständiges Benehmen bei allen Gelegenheiten, wo es galt, den uneigennützigen Bürgersinn zu bethätigen, verschaffte ihm einen so hohen Grad von öffentlichem Vertrauen, daß die allabendlichen Verhandlungen seiner Schoppen-Gesellschaft sich wirklich zu einer

Art Autorität erhoben, die seinem Einflusse nicht fremd blieb. Dabei lenkte er mit seinem klugen, Alles übersehenden Blick die aufmerksamste Bedienung der langen, von Gästen dicht besetzten Tafel, an deren Mitte er an der Seite des, die Unterhaltung belebenden Elements, des Palais-Verwalters Debnhardtner, zu präsidiren pflegte, und ein Kellner aus seiner Schule brauchte um sein weiteres Fortkommen nicht besorgt zu sein, wenn er sich die Zufriedenheit dieses Meisters in seinem Fache erworben.

Uebrigens war das Bedürfniß allabendlicher Zerstreuungen außer dem Hause noch bei weitem kein so unabweisliches unter der Bürgerschaft wie heute. Der Ernst der Zeit hielt die Familie zusammen, die mit dem Feierabend-Geläute Meister und Gesellen um den historischen Kartoffelsalat versammelte, der jetzt freilich nur noch in spöttlender Erinnerung steht. Nach der neunten Stunde, besonders zur Winterszeit, pflegte es schon sehr ruhig auf den Gassen zu werden, und nur hie und da ließ sich das warnende Schellchen der Hausthüren vernehmen, das die Kommenden und Gehenden annoncirte.

Für die Wirthe und Weingärten innerhalb der Stadt war der damals noch übliche Einlaßbagen an den Thoren, der je nach der Jahreszeit früher oder später am Abend erhoben wurde, eine sehr ergiebige Quelle. Die Bürger scheuten diese kleine Abgabe, weniger der beschränkten Freiheit, als des Betrags wegen, der bei einer zahlreichen Familie das Vergnügen allerdings um so viel vertheuerte. Da war es nun vor Allem der „Schneidwail", der an schönen Tagen seine Ernte hielt. Seine durch eine Brücke mit der Main-Insel (damals Mühlschanze) in Verbindung stehenden Gärten gewährten durch ihre erhöhte Lage, als ein Theil ehemaliger Befestigung, eine überaus reizende Aussicht auf den Main, und die trefflich organisirte Gartenwirthschaft wußte zu sehr mäßigen Preisen ihre zahlreichen Gäste auf das beste zu befriedigen. Dieses eigenthümliche Etablissement gehörte unstreitig zu denen, welche die damalige Frankfurter Geselligkeit am interessantesten charakterisirten, und in seiner Art ist es selbst von unserer heutigen Mainlust nicht übertroffen, die mit Recht zu den öffentlichen Orten zählt, die noch eine gewisse nationale Färbung an sich tragen.

Von den großartigen Ausflügen per Eisenbahn, die an jedem Sonntag Tausende von Menschen und Gulden in die weiteren Fernen der Umgegend führen, hatte man noch keine Ahndung. Die Braumann'schen Pfannenkuchen in Hausen und der Schäffer'sche Aepfelwein in Ginheim genügten noch vollkommen als Ziel ländlicher Excursionen, wenn sich dieselben weiter als auf unseren nahe gelegenen Wald erstreckten. Hier aber war es besonders das Forsthaus, was den beliebtesten Sammelplatz der bemittelteren Stände bildete. Und dazu trug vor Allem die Wirthin desselben, die Frau Oberförsterin Vogel, rühmlichen Andenkens, bei, die mit seltenem Geschick und mit einem anerkennenswerthen Takt die Wünsche und Bedürfnisse des hier sich zahlreich versammelnden Publikums zu befriedigen verstand.

An jedem Sonntage war hier eine zahlreiche und glänzende table d'hôte zu finden, wozu sich die Theilnahme meistens schon Tags zuvor anmeldete. Eine weit buntere Menge aber strömte zu Roß und Wagen nach dem Essen herzu, so daß an schönen Tagen hier die elegante Welt von Frankfurt mit einem Blick zu überschauen war. Eine derartige concentrirte öffentliche Geselligkeit trägt ungemein dazu bei, der Physiognomie einer größeren Stadt jenen Ausdruck zu verleihen, der um so interessanter wird, je weniger das sich Verflachende einer nationalen Gesinnung darin abgespiegelt ist.

Eine der wichtigsten und einflußreichsten Rollen im Gebiete öffentlicher Unterhaltung war jedoch zu jener Zeit unstreitig dem hiesigen Theater zugewiesen, das nach mehreren durchlaufenen Stadien in ähnlicher Weise wie gegenwärtig in den Besitz einer Actien-Gesellschaft übergegangen war. Eine vergleichende Untersuchung der damaligen und heutigen Verwaltung dieser Kunstanstalt würde für die gewandte Feder eines sachkundigen Zeitgenossen ohne Zweifel reichen Stoff zu pikanten und belehrenden Ergebnissen bieten; hier jedoch lassen sich nur einige flüchtige Betrachtungen im allgemeinen daran knüpfen.

Die Geschichte des Theaters bildet eins der interessantesten Capitel der Civilisationsgeschichte. Die Glanzpunkte beider fallen in die Zeiten, welche ihnen die Männer erscheinen ließen, die ihren verschiedenen Perioden zum Durchbruch verhalfen. Die Früchte jener Blüthenzeiten

nun zu ſammlen, zu erhalten und vor Entartung zu ſchützen, iſt die Aufgabe der Gegenwart. Wir thun Unrecht, ſie anzuklagen, daß ſie uns nicht ebenfalls ihre Leſſing, Göthe, Schiller u. ſ. w. erzeugt. Sie hatten ihre Zeit, und gleichwie „Thekla“ Geiſterſtimme könnten auch ſie uns im Rückblick auf ihren Frühling zurufen:

Wollt ihr nach den Nachtigallen fragen,
Die mit ſeelenvoller Harmonie
Euch entzückten in des Lenzes Tagen?
Nur ſo lang ſie liebten, waren ſie. —

Andere Sänger müſſen kommen; und ſie werden nicht ausbleiben, wenn die Zeit des goldenen Kalbes einſt vorübergeben und ein neuer Frühling über unſer deutſches Vaterland kommen ſollte, dem ſie ihre Lieder entgegen bringen können.

Die Bühne geht überall ihrer Beſtimmung als Bildungs-Inſtitut ſichern Schritts entgegen, und auch hier in Frankfurt hat man unlängſt die Nothwendigkeit erkannt, ſie dieſem Ziele näher zu bringen. Aus den Banden eigennütziger Speculation erlöſt und der Staatsbehörde aufs wärmſte empfohlen, hat dieſe bereitwilligſt das ihrige gethan, ihr eine würdige, mit Glanz umgebene Stätte zu bereiten. Ihre mit allem decorativen Schimmer reſtaurirten Hallen ſind nicht allein von den bisherigen, ſie drückenden Beläſtigungen befreit, ſondern das Inſtitut ſieht ſich auch aus Staatsmitteln ſo dotirt, daß es unter einſichtsvoller und ſachkundiger Leitung zum Schauplatz wahrer Kunſt werden, der ihren Jüngern eine ehrenvolle und möglichſt ſorgenfreie Exiſtenz in Ausſicht ſtellen kann.

Die durch dieſe Reſtauration herbeigeführte Auflöſung der alten Zuſtände mußte allerdings eine Uebergangsperiode veranlaſſen, die ſich nicht ohne mancherlei Schwierigkeiten wieder ins Gleichgewicht bringen ließ. Unſer Publikum hat jedoch einen ſo richtigen Takt und eine Nachſicht dabei bewieſen, die es der Intendantur und dem ihr beigegebenen Ausſchuß der Actionäre nicht allzu ſchwer machten, die entgegenſtehenden Hinderniſſe zu überwinden. Neue und meiſtens ſehr anerkennungswerthe Kräfte haben die fühlbarſten Lücken ausgefüllt; ein zahlreiches Publikum ſtrömt herbei, ihren Leiſtungen Beifall zu ſpenden; die Directoren

haben Muße gehabt, die Fülle der ihnen zu Gebote ſtehenden Erzeugniſſe dramatiſcher Kunſt und Poeſie zu ſichten, ſowie die Erfahrungen einer langjährigen Praxis zu Rathe zu ziehen, und ſo ſcheint uns nun der Moment für ſie gekommen, ihre Befähigung zu documentiren, unſere ſo wohlausgerüſtete Bühne ihrem Glanzpunkte zuzuführen.

Nie iſt dem hieſigen Theater eine Periode günſtiger geweſen wie die gegenwärtige. Nie hat eine Direction die Leitung deſſelben unter glänzenderen Ausſichten übernommen, und wenn die früheren Unternehmer es verſtanden, unter bei weitem ſchwierigeren Verhältniſſen ihr Publikum dennoch mehr oder weniger zu befriedigen und dabei auch ihre eigene Rechnung zu finden, ſo hat die Gegenwart ein um ſo begründeteres Recht, auf den vollkommenſten Leiſtungen und überhaupt auf einem Theaterzuſtand zu beſtehen, der den gerechten Anforderungen an die Kunſt in jeder Beziehung entſpricht.

Dazu freilich reicht eine bloße Theater-Autocratie nicht aus, die ſich darin gefällt, ſelbſt den wohlgemeinteſten Mahnungen der Kritik einen ſtoiſchen Gleichmuth entgegenzuſetzen; ſondern es bedarf dazu jener einſichtsvollen Leitung des Inſtituts, die es verſteht, durch ein mit Geſchmack und Kenntniß gewähltes Repertoir, durch eine richtige Verwendung der vorhandenen Talente und ſorgfältige Ueberwachung aller Leiſtungen ein Zuſammenwirken herzuſtellen, das in jeder einzelnen Darſtellung das Beſtreben erkennen läßt, ein harmoniſches Kunſtwerk herzuſtellen. Das war es auch, was man durch die ſo warm befürwortete Intendanz zu erſtreben hoffte, und wenn die gegenwärtige Führung unſerer Bühne dieſem Ziele fern bleibt, ſo trifft ſie eine um ſo ſchwerere Verantwortung, da ihr alle Mittel im reichſten Maße zu Gebote ſtehen, daſſelbe zu erreichen.

Was richtiger Takt, Fleiß und Umſicht ſelbſt mit weit geringeren Mitteln zu leiſten vermögen, das hat ſich in jenen früheren Zeiten bewieſen, wo die Leitung unſeres Theaters ebenfalls unter Oberaufſicht eines Ausſchuſſes der Actionäre, dem damaligen Director Jblee und dem Capellmeiſter Schmidt anvertraut war, welchem Letzteren das Verdienſt gebührt, der Begründer unſerer Orcheſtertüchtigkeit geweſen zu ſein. Beide verſtanden es vollkommen, das Möglichſte aus dem zu

machen, was ihnen zu Gebote ſtand, und ſo beſchränkt ſie ſich auch in dieſer Beziehung ſahen, ſo vermißte man bei ihren Leiſtungen wenigſtens doch nicht die Weihe der Kunſt.

Mit dem lobenswertheſten Eifer und meiſtens mit entſchiedenen Erfolgen wirkten Werdy, Otto, Lur, Haas, Leißering, Heigl, ſowie die Damen: Bohs, Großmann, Haßloch, Heinemann und Andere, im Drama. Auf der anderen Seite wußte Capellmeiſter Schmidt die beſcheidenen Kräfte ſeiner Oper ſo zu ſchulen, daß ſie wenigſtens nie reizlos erſchienen, obgleich er bei weitem nicht über die individuellen Tonkräfte der heutigen Zeit zu gebieten hatte. Hill (Tenor), Krämer (Bariton), Berthold (Baß), Lur (Komiker), Leißering u. ſ. w. waren eben ſo geübte Sänger wie treffliche Mimen, und die Sängerinnen Mad. Urſpruch, Demſ. Brandt, Schaffranek u. ſ. w. trugen nicht weniger dazu bei, ein Enſemble herzuſtellen, das, vor allem durch ein trefflich eingeſchultes Orcheſter gehoben, ſchon damals unſerer Oper eine wohlverdiente Reputation verſchaffte. Wenn demungeachtet das Inſtitut inſofern nicht proſperirte, als die Actionäre ſtets ſehr bedeutende Zuſchüſſe zu leiſten hatten, ſo lag das in der Ungunſt jener Zeit, die uns ernſtere Aufgaben zu löſen gab, als unſer Theater im Gleichgewicht zu erhalten. Daß es aber trotzdem darin erhalten wurde und man die Opfer dazu nicht ſcheute, gibt dem Kunſtſinne der bemittelteren Stände, welche dieſelben damals allein zu bringen hatten, gewiß ein ſehr ehrenvolles Zeugniß.

Aber die Ungunſt und der Ernſt der Zeit laſtete außerdem nicht minder ſchwer auch auf allen ſonſtigen hieſigen Verhältniſſen, und ich kann dieſen Abſchnitt meiner Erinnerungen nicht ſchließen, ohne denſelben nicht noch durch einige dahin gehörende geſchichtliche Momente zu illuſtriren, die, wenn auch wohl ſchon längſt in Vergeſſenheit gerathen, immerhin noch verdienen, unſerer überſchwenglichen Gegenwart als intereſſante Contraſte gegenübergeſtellt zu werden. Der ſich zu einer ſo fabelhaften Höhe aufgeſchwungene Weltſchwindel hat auch unſerer guten Vaterſtadt nach und nach ein ſo zuverläſſiges Selbſtvertrauen inſpirirt, daß es, bei der uns fortwährend umgebenden politiſchen Gewitterſchwüle, nicht ſchaden kann, einmal wieder daran zu erinnern, wie tief der Barometer des

ersteren vor noch nicht allzulanger Zeit hier gestanden, und wie nöthig es auch selbst bei den Segnungen des Fortschritts thut, das Woher? und Wohin? nie allzusehr aus den Augen zu verlieren.

Unter den mancherlei darüber gesammelten Curiosas besitze ich auch ein Document, das als ein merkwürdiges Beispiel dient, was der damaligen patriotischen Gesinnung zugemuthet werden konnte. Es ist dieses nämlich jene wohl kaum auf unsere Zeit gekommene, nichts destoweniger denkwürdige Verordnung hohen Raths vom 19. November 1805, worin die Nothwendigkeit dargethan ward, die Stadt durch die baldigste Abtragung der Befestigungswerke vor ferneren Belagerungen und den damit verbundenen Gefahren zu schützen. Nichts erschien einleuchtender, als die dafür angeführten Gründe, die jedenfalls bei weitem alles überwogen, was gegenwärtig für unsere so vielfach angefochtene Verbindungsbahn in die Wagschale gelegt wurde; aber so erschöpft müssen damals die Mittel der sonst so florirenden Reichsstadt gewesen sein, daß die Väter derselben die Bestreitung der Kosten von Seiten des Staats für ganz unmöglich hielten. Heut zu Tage würde man nur eine Unbeholfenheit darin erblicken, ein so dringendes Bedürfniß nicht sofort durch ein Anlehen zu decken; damals aber war es weder so leicht, noch war man so geübt darin, Schulden zu machen, und somit griff man im patriarchalischen Vertrauen zu dem am nächsten liegenden Mittel, das heißt, man forderte merkwürdiger Weise die löbliche Bürgerschaft auf, selbst Hand ans Werk zu legen und quartierweise mit Hacken und Schüppen zu erscheinen, um unter Anleitung dazu bestellter Techniker die Wälle zu ebnen und die Gräben auszufüllen. — So barock ein derartiges Ansinnen heute auch wohl klingen mag, so wurde demselben doch effektiv Folge geleistet, und damit der Beweis geliefert, wie die Uebereinstimmung zwischen Rath und Bürgerschaft selbst umfassendere Zwecke mit verhältnißmäßig geringen Mitteln förderte, und darum Ehre dem gegenseitigen patriarchalischen Vertrauen, auf welches hin eine derartige Verordnung erlassen und, wenigstens theilweise, auch vollführt wurde.

Ein anderes ähnliches Aktenstück schildert uns eine jener oft so sorgenvoll überstandenen Finanznöthen, vor deren Wiederkehr uns der

Himmel bewahren möge. Diesmal wurde dieselbe durch die der Stadt am 4. Februar 1806 von Marschall Augereau bei seinem Einzug mit 9000 Mann, ohne alle weitere Begründung als den Befehl des Kaisers, auferlegte Contribution von vier Millionen Francs veranlaßt, und die Verhandlungen hohen Raths mit der Bürgerschaft darüber beweisen, wie empfindlich diese Verlegenheit für beide gewesen sein muß. In unserer Zeit scheint dergleichen allerdings fast außer den Gränzen der Denkbarkeit zu liegen; immerhin mag es jedoch für die gegenwärtige Generation nicht ohne Interesse sein, wenigstens eine Vorstellung davon zu bekommen, wie dergleichen Calamitäten ganz unerwartet kommen können und mit welchem kurzen Verfahren solche nicht so leicht zu überwindende Verhängnisse damals eingeleitet wurden. Ein kurzes Handbillet reichte dazu aus, und das des Herrn Marschalls lautete wie folgt:

Meine Herren!

Es ist mir durch meinen Souverain, den Kaiser der Franzosen und König von Italien, befohlen, an die Stadt Frankfurt eine Contribution von Vier Millionen Francs zu fordern. Da ich keineswegs zweifle, meine Herren, daß Sie allen guten Willen bezeigen werden, um die Absicht Ihrer Majestät zu erfüllen, so fordere ich Sie auf, sobald als möglich jene Summe in die Hände des Herrn General-Cassirers der großen Armee abzuliefern. Herr Garau, Revüe-Inspektor, welcher Ihnen das gegenwärtige Schreiben zubändigen wird, ist beauftragt, meine Herren, mein Organ bei dem Rath zu sein und sich mit Ihnen über den Gegenstand der Mission, die ihm anvertraut ist, zu vereinigen. Ich habe die Ehre, mit Hochachtung zu sein

Darmstadt, den 4. Februar 1806.

Der Reichsmarschall:

Commandant en chef du 7e corps de la grande armée,

Augereau.

Soviel Anstrengungen nun auch gemacht wurden, diesen durch nichts verschuldeten so empfindlichen Schlag durch Vorstellungen und Deputationen aller Art abzuwenden, so half das doch Alles nichts; im Gegentheil wurde die Forderung mit der Drohung unterstützt, weitere

10,000 Mann Einquartirung, nebſt einem Spital von 400—500 Betten in die Stadt zu legen. Alles, wozu man ſich verſtand, war eine für die Hälfte der Summe zugeſtandene Anleihe, wogegen zwei Millionen ſofort eingezahlt werden mußten.

Die desfalls erlaſſene Verordnung vom 7. Februar 1806 verbreitet ſich in merkwürdiger Weiſe über den erſchöpften Zuſtand des Staatsſchatzes und ſpricht die troſtloſe Ueberzeugung aus, daß ohne die patriotiſche Mitwirkung der Bürger derſelbe nicht zu bewältigen ſei. Es wurde daher ein 5procentiges Zwangs-Anlehen ausgeſchrieben und Jedermann dringend aufgefordert, nach Kräften daran Theil zu nehmen, ja ſelbſt in Ermanglung baaren Geldes ſein ungemünztes Gold und Silber, alſo auch ſogar das zum Hausrath gehörige Silberzeug, dazu einzuliefern.

Die von dem Patriotismus der Bürger gehegten Erwartungen täuſchten übrigens nicht; die Zahlung der zwei Millionen Francs wurde binnen acht Tagen geleiſtet, womit man ſich nun dem ſüßen Wahne hingab, auf dem Wege der Unterhandlung den Nachlaß des Reſtes der Contribution erwirken zu können. Vergebliche Hoffnung! Die der Stadt Frankfurt zugedachte Cataſtrophe war bereits beſchloſſen, und man hielt nur die Gelegenheit feſt, ihr vor Eintritt derſelben noch einen kleinen Aderlaß zu appliciren. Am 27. Mai mußten die reſtirenden zwei Millionen bezahlt werden und drei Monate darauf nahm Fürſt Primas Beſitz von Stadt und Gebiet.

Wer lächelt heut zu Tage nicht über die Sorge um vier Millionen Francs! Aber fällte ſich jemals Schiller's bekannter Spruch:

„Was des Geſchickes Mächten ob dem einzgen Punkt zu ſtehlen"

auch an uns einſt wieder bewahrheiten, ſo würde man ſicher mit Freuden gewahren, wie auch in dieſer Beziehung die Dimenſionen nach allen Richtungen hin ſeitdem gewachſen ſind. —

So ſchwer nun auch dieſe über Frankfurt hereingebrochenen Prüfungen ſein mochten, ſo hatten dieſelben doch auch weiter hin für Senat und Bürgerſchaft gleich rühmlichen Momente. Nachdem vergebens alle Mittel verſucht worden waren, durch Negociationen und Deputationen die Freiheit der Stadt zu retten, mußte man ſich endlich

in das Unvermeidliche fügen, und da auch bereits am 15. August 1806 die Nachricht eingegangen, daß Kaiser Franz auf die deutsche Kaiserkrone verzichtet, wurde am 19. August im Senat jene denkwürdige Proclamation an die Bürgerschaft beschlossen, welche der letzteren verkündete, was über sie verhängt sei. Mit jenem sich selbst bewußten Ernst wurde darin gesagt, daß „von Seiten der Regierung nichts versäumt werden sei, die Pflichten gegen Kaiser und Reich stets gewissenhaft zu erfüllen, wie auch das Ansehen, Vermögen und den Credit der Stadt im In- und Auslande aufrecht zu erhalten. Könne man der über dieselbe verhängten Gewalt nicht widerstreben, so beruhige doch die Ueberzeugung, daß weder eigene Schuld noch Mangel an Gemeinsinn der Arbeit dieses Ende bereitet, und Frankfurt gehe dieselbe mit dem Bewußtsein auf, daß es bei den mannigfaltigsten Prüfungen die seltenste, zu jedem Opfer bereite Vaterlandsliebe bewährt habe u. s. w."

Dieses merkwürdige Aktenstück im Angesicht der hier anwesenden französischen Heeresmacht verfehlte nicht, den Zorn sowohl des zur Uebergabe beorderten Commissärs Lambert, als auch des die Truppen commandirenden Marschalls Augereau in heftigster Weise zu wecken. Kirchner meint zwar, der Zorn des Letzteren sei nur fingirt gewesen; nach den darüber verbreiteten Akten aber hat derselbe die beiden regierenden Bürgermeister zu sich entboten, verlangte bei ihrem Eintritt die Thüren und überhäufte sie hier mit den heftigsten Vorwürfen. Er verlangte, binnen vierundzwanzig Stunden den Verfasser der Proclamation zu wissen, welchem Verlangen jedoch der am 20. August in Extra-Sitzung gefaßte Beschluß entgegengestellt wurde, daß die Proclamation den gesammten Rath zum Verfasser habe, der sie zu vertreten bereit sei. —

Diese Energie, an der sich damals Adel, Bürgerthum und Intelligenz im Senate so rühmlich betheiligten, machte allen weiteren Folgen ein Ende, denen übrigens der in Aschaffenburg weilende Fürst Primas zum Theil auch wohl schon in begünstigender Weise vorgearbeitet haben mochte. Demungeachtet kann man auf eine sich so bewährende Hingebung nicht ohne den Wunsch zurückblicken, daß es unserer guten Stadt in allen ähnlichen Bedrängnissen nie an Lenkern ihres

Geſchickes fehlen möchte, denen die Geſchichte einen eben ſo muthvollen Patriotismus nachzurühmen weiß. —

Noch eine vierte Anekdote beſitze ich, die zur Notiznahme auf unſere Zeit zu kommen verdient, und das iſt ein von dem chef de l'état major, Rouger, an den regierenden Bürgermeiſter (1806) gerichtetes Antwortſchreiben, worin er demſelben auf die Beſchwerde wegen zu großen Prätenſionen der Einquartirung die Verpflichtungen gegen dieſelben erklärte, die dahin lauteten: daß wenn der franzöſiſche Soldat täglich 1½ Pfund Brod, Suppe, ½ Pfund Fleiſch, Gemüß und eine Maas Bier erhalte, er Urſache habe, ſich zufrieden zu ſtellen. Bedenkt man nun, wie unzählige Mal ſich dieſer ziemlich ſplendide Rädchenzettel hier wiederholt [illegible] dürfte es für unſere, italieniſche Mädte durchſchwärmenden Zeitgenoſſen ein intereſſantes Rechenexempel abgeben, herauszufinden, wieviel Schweinſtrenſen wohl dazu gehört, die Koſt einer ſo koſtſpieligen Fütterung zu tragen, und wie lange ſie in ähnlichen Verhältniſſen wohl auszudauern gedächten, ohne nicht zu unterliegen? —

Die Hausfrauen hatten dabei den ſchlimmſten Stand, denn Küche und Keller mußten natürlich ſtets in Bereitſchaft gehalten werden, die von allen Seiten heranziehenden Krieger aller Waffengattungen zu empfangen, die ſich überall wie zu Hauſe zeigten, wo ihnen eine gaſtliche Stätte bereitet werden mußte. Damit wechſelte denn auch beſtändig die Szene des öffentlichen Lebens, und der eigenthümliche Ernſt, mit dem der franzöſiſche Soldat in allen ſeinen Bewegungen aufzutreten gewohnt iſt, machte ſich bald in dieſer, bald in jener auffallenden Weiſe bemerkbar, die Stoff zu den Neuigkeiten des Tages lieferte.

Die Kaffeehäuſer, deren es im Ganzen nur erſt vier, übrigens heute noch beſtehende gab, waren wie gewöhnlich die Hauptſammelplätze der durchziehenden Originalitäten, und wir pflegten uns daher gerne am Abend im Roß (heute Holländiſchen Hof) einzufinden, um uns die neuen Ankömmlinge näher zu betrachten.

Hier, wo ſtets die meiſten Offiziere verkehrten und ſich die alten Kriegskameradſchaften erneuten, war ich einſt Zeuge einer Begebenheit, die mir wegen ihres tragiſchen Ausganges noch immer in lebhaftem Andenken geblieben.

Zwei Billardſpieler nämlich, ein junger ſchöner Offizier und ein alter ſchnauzbärtiger maréchal de logis, beide zu einem friſch eingerückten Regiment chasseurs à cheval gehörig, waren über eine Kleinigkeit in Wortwechſel gerathen. Von Seiten des Offiziers wurde derſelbe mit ſo zunehmender Heftigkeit geführt, daß die ihr entgegengeſetzte Ruhe und Kaltblütigkeit des alten Haudegens eine Herausforderung nicht verhindern konnte. Der alte Wachtmeiſter war ſichtlich betroffen über dieſe ihm ſo unerwartet kommende Provocation, und in ſchauender Beſorgniß um den jungen Mann verſuchte er Alles, ihn zu beſänftigen, ſowerit es ſein eigenes verletztes point d'honneur zuließ. Umſonſt; der junge Heißſporn konnte das Ende der Partie kaum erwarten, griff dann raſch nach Tſchako und Säbel und rief ſeinem Gegner ein ungeduldiges suivez moi! zu, dem derſelbe nur mit Widerſtreben Folge leiſtete.

Es war ein kalter Winterabend und den mit ihren Secundanten Dahinſtürmenden leuchtete ein heller Vollmond auf dem Wege zum Schneidwall, deſſen Garten man zum Kampfplatz erwählt hatte. Ich war ihnen mit einigen Bekannten dahin nachgeeilt, doch wurden wir beim Eintritt erſucht, uns in der Entfernung zu halten, um keine Störung zu verurſachen. Eine höchſt charakteriſtiſche Scene begann nun ſich vor unſeren Augen zu entwickeln, die durch den ſchauerlichen Reiz ihrer eigenthümlichen Umgebung die Vollkommenheit der Zuſchauer noch erhöhte. Es lag Schnee im Garten, der im hellen Glanz des Mondes faſt Tageshelle auf die näher liegenden Gegenſtände verbreitete, während die Ferne ſich in den unbeſtimmten Umriſſen der Nacht auflöſte. Der alte Mainzer Thurm in der Nähe ſchaute ano beſchneitem Haupte auf die ſich zum ernſten Gange bereitenden Kämpfer, die wir ſich entfernten und mit aufgeſchürzten Armen ihre Stellung gegen einander einnehmen ſahen. Im nächſten Moment funkelten die blanken, ſich kreuzenden Klingen und im Augenblick auch ſank ſchon der junge Offizier ſchwer verwundet zuſammen. Mit einem unwirrſchen, das Geſchick anklagenden sacré tonnère! warf der Alte den blutigen Säbel klirrend in die Scheide und hob ſeinen Gegner in den Saal tragen, wo er auf Billard gelegt wurde. Man hatte eiligſt zum Chirurgus

geschickt, der auch sogleich erschien und die Wunde untersuchte, die sich klaffend quer über die Brust zog und die Lunge verletzt hatte. Der Arzt erklärte sie für unbedingt tödtlich, und nach Verlauf kaum einer Viertelstunde hatte der junge blühende Mann seine überreife Hülle mit dem Leben gebüßt.

Am andern Morgen sah ich den alten Wachtmeister, der, wie ich vernommen, der beste Schläger im Regiment war, in den Reihen desselben mit militärischem Gleichmuth zum Thor hinausziehen. Bei dem Franzosen haften die Eindrücke derartiger Scenen nicht allzutief, die zu wiederholen er jeder Zeit bereit ist, und in der That waren sie uns hier auch nichts seltenes. Schon kurz darauf war ich in der Nähe des äußeren Gallusthores zugegen, als die Equipage einer Dame, die sich mit ihrer Familie nach ihrem Gartenhause an der Windmühle begeben wollte, von mehreren Offizieren angehalten wurde. Man ging ihr einen schwer verwundeten Dragoner-Offizier entgegen und bat höflichst um die Erlaubniß, denselben im Wagen der Dame zur Stadt bringen zu dürfen. Was war zu thun? Die Menschlichkeit gebot, anzuzeigen und die Equipage dem Hülfebedürftigen zu überlassen, der wegen einer damals hier bekannten hübschen Patissière sich am Brunnenhof auf Tod und Leben geschlagen hatte. Die schönen Patissièren sind hier zwar nicht ausgestorben, doch soviel bekannt, ist bis daher noch keine der in der neueren Zeit hier wieder weilenden ritterlichen Gestalten in Gefahr gekommen, ihr junges Leben unter der Klinge eines eifersüchtigen Concurrenten zu verbluten. —

Neben dergleichen oft als auch sehr tumultuarischen Scenen, die das festwährend hier durchziehende fremde Kriegsvolk veranlaßte, machte sich auch das fürstlich Primatische Militär, unter dem Commando des Generals von Zweier, eines Günstlings des Großherzogs, nicht unvortheilhaft bemerkbar. Dasselbe war fast ganz nach französischem Zuschnitt organisirt, und manches einfache Frankfurter Bürgerkind diente in seinen Reihen und mußte wohl oder übel den Ruhm theilen, den die französische Kaiser-Armee auf deutschem Boden oder jenseits der Pyrenäen mit unserem Blute erfocht. Daß die Frankfurter Truppen dabei nicht ohne Auszeichnung dienten und sich oftmals, namentlich in

Spanien, als tapfer bewährten, davon zeugte das Kreuz der Ehrenlegion, womit manche Brust geschmückt erschien, ungeachtet der Kaiser eben nicht sehr freigebig gegen seine deutschen Alliirten damit war.

Außerdem aber leistete auch das Bürgermilitär unter dem Commando der vierzehn Quartier-Capitäne in Abwesenheit der Truppen treffliche Dienste bei Besetzung der Wachen oder wo es sonst zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung erforderlich. Wenn diese so einfach auftretende Bürgerwehr auch weder durch glänzende Uniformen noch in sonst einer Weise zu imponiren, so läßt sich doch mehr wie ein charakteristisches Beispiel von ihrem ächten Bürgermuthe erzählen. Das Corps der Artilleristen, was sich bereits 1793 in der ernst gemeinten Absicht gebildet, den Dienst auf den Wällen zu thun, wenn die Stadt mit einer neuen Belagerung bedroht werden sollte, erschien noch als die alleinige übereinstimmend uniformirte Infanterie, und zwar in jenen dunkelblauen hellgrünen Röcken mit gelben Unterkleidern, die ihm den Spottnamen „Salat mit Eier" zugezogen; um so stattlicher dagegen prunkte die bürgerliche Cavallerie in ihrer dunkelblauen, goldverbrämten Uniform nach altem Schnitt, gebliebenen Beinkleidern, Stiefelmanschetten und goldbetreßtem dreieckigen Hute. Nach ihrer früheren Bestimmung nannte man sie gewöhnlich nur „die Gelegenheitsreiter"; doch fehlte es ihnen damals keineswegs an Gelegenheit, auch ernstere Proben ihrer Dienstbereitwilligkeit abzulegen, und deshalb standen sie auch bei der Bürgerschaft in gutem Ansehen, und zwar um so mehr, da das Corps meistens aus den Angesehensten derselben zusammengesetzt war. Besonderen Respekt flößte es den französischen Trabulanten wegen Aehnlichkeit seiner Uniform mit jener der französischen Gendarmerie ein, der, wie bekannt, überall der unbedingteste Gehorsam geleistet werden muß.

Im Wandel der Zeit hat diese bürgerliche Wehrkraft mancherlei Phasen durchlaufen, bis sie zu jener modernen Aeußerlichkeit in Uniformen und paradirenden Aufzügen gelangte, die größtentheils bei der ersten Gelegenheit zerfiel, als sich eine ernste Veranlassung zeigte, den militärischen Charakter zu bewähren, den sie so lange zur Schau getragen.

Zum Schluß meiner Zusammenstellung dieses bunten Lebensbildes sage ich demselben noch eine Gruppe hinzu, die überall und zu allen Zeiten bald unter dieser bald jener Gestalt als eine Plage der Gesellschaft das Gewerbe getrieben, was da zu erraten versucht, ohne gräbt zu haben. Ich meine damit jene Rotten vom Stegreif, zu welchen damals der so berüchtigte Schinderhannes zählte, der durch seine Abenteuerlichkeiten eine Art von Romantik über sich und seine Spießgesellen zu verbreiten wußte. Heut zu Tage ist davon nur noch die rohe Bestialität, verbunden mit einer so abgefeimten Bauerei und einer Tollpatschigkeit geblieben, gegen welche sich zu schützen weit schwieriger ist, als selbst gegen die damalige offene Gewalt.

Der zu jener Zeit noch so sehr zerrütteten Gerichtsbarkeiten leichten dem räuberischen Treiben dieser Vagabunden sehr großen Vorschub und erleichterte ihnen die sicheren Zufluchtsstätten, von wo aus ihre Raubzüge unternommen und die öffentlichen Landstraßen unsicher gemacht wurden.

Drei der berüchtigten dieser Wegelagerer, Damian Heffel, Streitmat et aut Äeper, die ihr Wesen meistens auf dem linken Rheinufer trieben, hatten auch der Stadt Frankfurt eine Probe ihrer Unternehmungslust zugedacht, die jedoch durch Zufall vereitelten, denen so lange vergeblich nachgespürten Umtrieben für immer ein Ziel setzte.

Es erschien nämlich auf hiesigem Polizeibureau ein Mann, der seinen Paß nach Mainz visirt zu haben wünschte. Der damalige Polizei-Commissär Dalleus, der ihm denselben abnahm, glaubte in der Miene des Inhabers einige Verlegenheit zu bemerken, und um sich darüber zu vergewissern, erklärte er den Paß für falsch. Das hatte die Folge, daß der Paßsuchende sich erbot, eine wichtige Mittheilung zu machen, wenn man ihn ungehindert nach Mainz ziehen ließen wolle.

Ich weiß nicht, inwiefern man darauf eingegangen; indessen gelangte man auf diesem Wege zu der Anzeige, daß sich der so lange vergebens gesuchte Damian Heffel am nächsten Tage im Gasthause zum Palmbaum auf der Eichenheimergasse bei der table d'hôte

einfinden und wahrscheinlich eine Zusammenkunft mit noch anderen seiner Partei dort haben wurde. Kleidung und genaues Signalement wurden dabei näher bezeichnet, wonach ihn Tallien am anderen Tage seinen Platz an der Wirthstafel nahm und bald die für ihn freudige Genugthuung hatte, den Damian Hessel im grünen Ueberrock, das Kreuz der Ehrenlegion im Knopfloch und mit dem französischen Uniformhut einer höheren Civilbeamten bekleidet, eintreten zu sehen. Seine Arrestation sowie die seiner Spießgesellen erfolgte sofort; sie wurden in sicheren Gewahrsam genommen und der glückliche Fang nach Mainz berichtet, wohin sie abgeliefert werden mußten, da der Schauplatz ihrer Verbrechen meistens zu der französischen Seite des Rheins gehörte.

Diese für die öffentliche Sicherheit so wichtige Arrestation wurde der Frankfurter Polizei sehr hoch angerechnet und machte ungemeines Aufsehen. Ich erinnere mich immer noch, wie die drei Assaltos unter ungeheurem Zulauf, Jeder auf einen besonderen Wagen geschlossen, an der Hauptwache hielten, von wo aus sie mit zahlreicher Gensdarmerie-Bedeckung, den Polizei-Commissär an der Spitze, gleichsam im Triumph nach Mainz geführt wurden. Damian Hessel war früher schon mehreren Arrestationen auf die kühnste Weise entronnen und schien auch jetzt wieder mit gleicher Zuversicht seinem Schicksale entgegen zu gehen. Für diesmal täuschte ihn dasselbe, denn alle Drei fielen in Mainz nach beendigtem Prozesse unter dem Messer der Guillotine.

Darf es übrigens für die sittlichen Zustände einer Stadt als ein günstiges Zeugniß angesehen werden, wenn sich Ordnung und Sicherheit daran mit einem verhältnißmäßig beschränkten Polizeiapparat handhaben lassen, so steht das heutige Frankfurt in dieser Beziehung dem damaligen um vieles nach. Uebersieht man das so zahlreiche Personal, was gegenwärtig erforderlich ist, alle die Gefahren zu überwachen, welche in den verschiedenartigsten Gestalten unter uns auftauchen oder zu uns eingeschleppt werden, so sieht man sich veranlaßt, darin eine Bestätigung zu finden, daß die Moralität unter mit der Verfeinerung der Sitten und dem Aufschwung des öffentlichen Lebens nicht eben gleichen

Schritt hält. Muß man auch dem so Unverhältnißmäßigen der letzteren einen guten Theil der Schuld beimessen, so hat es doch auch in jener Zeit hier nicht an einem lebhaften, der Spielerei und der Sittenlosigkeit Vorschub leistenden Verkehre gefehlt; doch ist sicher das Raffinement kalt, sowie die zahlreichen Abstufungen desselben, erst mit der Abnahme der gepriesenen tüchtigeren Gesinnung unserer Vorfahren und dem Verlassen ihrer einfacheren Lebensweise, zu der bedauerlichen Höhe gestiegen, die in dieser Progressen unserer Stadt auch sicher eine der schwerwiegenden Anklagen zum Erbtheil hinterlassen wird.

In ähnlicher Weise scheint sich auch das hiesige Armenwesen zu gestalten. Erinnert man sich, an wie so Vielen hier in jener bedrängnißvollen Zeit die Noth oft so nahe herangetreten, die alle noch jene wohlthätigen Anstalten entbehren mußten, welche die Humanität seitdem hier ins Leben gerufen, so muß man sich in der That über die Genügsamkeit verwundern, mit der man in diesen Beziehungen Haus zu halten verstanden. Wer wußte damals etwas von dem heutigen segensreichen Wirken des Versorgungshauses, des evangelisch-lutherischen Armeninstitutes, der verschiedenen Hülfs- und Wittwencassen, der Heilanstalten für die armeren Classen, der Sparcasse u. s. w., und wo dachte man daran, dem heil. Geistheispital, dem Waisenhause und demnächst nun auch der Irrenanstalt so große Räume zu überweisen wie die, welche man ihnen seitdem erbaut? Und mit allen diesen trefflichen Einrichtungen zur Förderung des allgemeinen Wohles scheint die Noth nur mehr und mehr zu wachsen und das Bedürfniß um so viel mehr anzuwachsen, wie dagegen die Sparsamkeit sowohl wie die Dankbarkeit gegen empfangene Wohlthaten abgenommen. —

Auch die so ungemein vermehrte Zahl unserer Advokaten könnte als ein bedauerlicher Zeichen, nämlich der verminderten Anstelligkeit unter uns, betrachtet werden, wenn sich dieselbe auf ein wirkliches Bedürfniß stützte. Vor 12 Jahren 1842—43 theilten sich im Ganzen nur einige und funfzig derselben in einträglicherer Weise in die sämmtlichen hiesigen Rechtshändel, für welche gegenwärtig mehr denn hundert und funfzig in die Gerichtsschranken treten. Damit hatte sich denn nun auch in diesem Geschäft der Grashandel in einen Tranl umgewandelt, der, wie alles seines Glei-

dern, ſich nur durch die eigenthümlichen Specialitäten im Alter erhält, womit die Concurrenz ſich ihre Kundſchaft anzuziehen verſteht.

Auch in unſerer Geſundheitspflege ſtellt ſich nahezu daſſelbe Verhältniß heraus; einige und vierzig Aerzte waren hinreichend, den damals hier ſo arg herrſchenden Typhus ſammt den übrigen, durch die aufregenden Zeiten ſich gebildeten Krankheitsformen im Zaum zu halten, wogegen jetzt das ſich ſo geſund geſtaltete Clima unſeres kleinen Staates, das ſelbſt die Cholera von unſeren Gränzen fern gehalten, der ſeitdem ſich verdoppelten Zahl dieſer Herren ſo viel Muße geſtattet, daß gar manchem derſelben hinlängliche Zeit übrig bleibt, ſich theils an den politiſchen Verhältniſſen unſeres kleinen Staats und deſſen Verwaltung eifrigſt zu betheiligen oder ſich der Literatur, der Poeſie und den hieſigen Kunſtbeſtrebungen hinzugeben. Dafür aber zieht ſeitdem auch ein ſo bemerkbarer Dilettantismus durch dieſe Regionen, daß eine kleine Epidemie faſt wünſchenswerth erſcheint, um die Träger des Erſteren wieder auf das ihnen eigenthümliche Feld zurückzuführen.

Hiermit ſchließen ſich meine Erinnerungen aus den erſten zwei Jahren meines Hierſeins, die ich über alle Schichten der Geſellſchaft und des öffentlichen Lebens zu verbreiten verſuchte. Eine Ueberſchreitung der Gränzen dieſes mir noch vorſchwebenden überſichtlichen Baldes damaliger Zeit würde mich zu meinen eigenen Erlebniſſen führen, die ſich noch in zu engen Kreiſen bewegten, um die Wirkung des Dargeſtellten noch erheblich zu ſteigern. Läßt nun auch das Ergebniß meiner Aufzeichnungen gewiß noch viele Lücken, ſo wird man mir doch zugeſtehen, daß ſich die erſten Eindrücke meiner Ueberſiedlung hieher in ziemlich friſchem Andenken bei mir erhalten. Dazu mag allerdings die für Frankfurt mitgebrachte Vorliebe viel beigetragen haben. Ohne daß ich ſchon damals hoffen konnte, einſt ſelbſt ein Mitglied dieſes kleinen Familienſtaates zu werden, fühlte ich mich doch ſo bald hier heimiſch und fand ſo großes Intereſſe an deſſen innern und äußern Entwickelungen, daß ich jetzt noch nur ein Vorgefühl meiner mir bevorgeſtandenen Zukunft darin erblicken kann.

Ein jener Zeit angehöriger Schriftſteller ſagt in einem ſeiner Werke über Frankfurts ältere Geſchichte:

„Fürwahr! nehmt den Fleiß und die Sparſamkeit der „Väter, die Klugheit und den ſtarken Sinn der Vor„fahren und die Begünſtigung der Ereigniſſe von Frankfurt „hinweg; und wir würden längſt auf ganz andere Reſultate haben „ſtoßen müſſen und niemals auf dem Punkte angekommen ſein, „auf welchem wir ſtanden und uns erhalten haben."

Und in der That finde ich in dieſem Ausſpruche ebenſo viel Wahres für die Vergangenheit, wie Bezeichnendes für die Gegenwart und Zukunft. Die darin gegebene kurze Charakteriſtik nationalen Bürgerſinnes paßte noch vollkommen auf Frankfurts Bewohner zur Zeit meiner Ueberkunft. Unternehmender Handelsgeiſt, warmes Gefühl für Recht und Unrecht, Mitleid, Gaſtfreundſchaft und tiefwurzelndes Bewußtſein lang genoſſener bürgerlichen Freiheit und Unabhängigkeit, waren noch immer die ſich am ſchärfſten ausprägenden Charakterzüge des Frankfurter Bürgers, der zwar das Unabweisbare über ſich ergehen laſſen mußte, aber noch weit davon entfernt war, ſeinen Nationalſinn darüber aufzugeben oder zu verleugnen. —

Alle dieſe Eigenſchaften existiren mehr oder weniger auch heute noch unter uns; allein ungeachtet der wieder gewonnenen Freiheit, hat die Maſſe der Bevölkerung den vielſeitigen ſeitdem auf ſie eingewirkten Einflüſſen doch ſchon in ſo manchen Beziehungen und in einer Weiſe nachgegeben, die ſich mehr und mehr dem Indifferentismus zuneigen wird, wenn ihr nicht Männer erwachſen, die den alten Geiſt in veredelter Geſtalt neu zu wecken und zu beleben verſtehen. Die heranwachſene Generation wird in den hier entworfenen Schilderungen freilich nur das ehemalige Philiſtertum belächeln; aber mag es auch ſein, daß die Entfaltungen des Fortſchrittes nicht mehr unter den engen Geſichtskreis damaliger Zeit zu bringen ſind, ſo müſſen doch auch die weiteſten Ausſchreitungen einer freieren Bewegung wieder eine gewiſſe Begränzung finden, wenn dieſelbe nicht auch über das noch Haltbare des Dageweſenen rückſichtslos hinwegſchreiten ſoll, und darum kann die zeitweilige Auffriſchung des Bildes unſerer Vergangenheit nicht ſchaden, damit wenigſtens die Schule deſſelben nicht gänzlich verloren gehe.

(1812—1816.)

Nach einem faſt zweijährigen Aufenthalt in Frankfurt ſollte ſich mir endlich im Laufe des Jahres 1810 einer meiner liebſten, längſt erſehnten Wünſche erfüllen. Meine zweitälteſte Schweſter nämlich hatte weit früher wie ich Berlin verlaſſen, um zu ihrer Tante, Schweſter meiner Mutter, zu gehen, die als eine begüterte Wittwe zu Gummersbach, einem Oertchen des damaligen Großherzogthume Berg, Napoleoniſchen Andenkens, lebte. Sie hatte ſich ſeitdem dort verheirathet und mein Verlangen, ſie einmal wieder zu ſehen und damit zugleich ihre neuen Verhältniſſe und den Zuwachs der Familie näher kennen zu lernen, war um ſo größer, da wir Beide uns unter den Geſchwiſtern ſtets am nächſten geſtanden und ſeit unſerer Trennung einen lebhaften Briefwechſel miteinander unterhielten.

Dieſer Beſuch führte mich in ein Erdenwinkelchen, ſo ſtill und abgeſchieden vom Geräuſche der großen Welt, ſo anmuthig mit ſeinen waldbekränzten Bergen, duftenden Thälern und kühlen Bächen, und ſo einfach in den Sitten ſeiner Bewohner, daß ich den Beſuch deſſelben immer noch als die Idylle meiner Erlebniſſe betrachte. Jemehr jene im Allgemeinen aus dem Leben verſchwindet, das, gleich einem ſchwellenden Strome daherbrauſend, mehr und mehr die Poeſie ſeiner Begränzungen überflutbet: je lieber blicke ich jetzt auf die einfache Naivität jener Epiſode zurück, deren Bild ſich um ſo mehr in der erſten Friſche ſeiner Auffaſſung bei mir erhalten, da ich mich ja ſelbſt darin immer wieder unter der jugendlichen Staffage deſſelben erblicke.

Ich kann daher dem Drange nicht widerſtehen, es hier noch einmal an mir vorüber gehen zu laſſen und damit zugleich unſerer Gegenwart voller Glanz und Wunder einen Spiegel vorzuhalten, wie ſo wenig die im Abtreten begriffene Generation einſt bedurfte, um ihren Anſprüchen auf Lebensgenuß zu genügen. —

Es war heber Sommer und ich hatte meinen Weg über die naſſauiſchen Berge nach Montabaur und Hachenburg zu genommen, wo zwar die Welt noch nicht, wohl aber die gebnete Heerſtraße damals ſchon ein Ende hatte und eine Unwegſamkeit ihren Anfang nahm, die ein ſchnelleres Erreichen meines Zieles durch Poſt oder Hauderer gänzlich unthunlich machte. Dieſe noch ſo unchauſſirte Natur erſchien mir übrigens keineswegs als ein unangenehmes Hinderniß: im Gegentheil wurde ſie mir zur Quelle vielſeitigen Genuſſes, der mir, im märkiſchen Sande aufgewachſenen, in ſo friſcher grüner Fülle bisher noch nicht geboten worden war. Nicht daß hier von großartigen Scenerien die Rede geweſen wäre, ohne welche unſere heutigen Touriſten nicht mehr zu befriedigen ſind, reichte vielmehr gerade das Anſpruchsloſe und dabei doch ſo Anmuthige dieſer Hebenzüge ſchon vollkommen aus, meiner noch nicht verblaſirten Genügſamkeit jeden Hohlweg und jeden Waldbach, im Lichte maleriſcher Anſchauung erſcheinen zu laſſen.

In ſolcher Stimmung hatte ich das geſchichtlich nicht unintereſſante und hübſch gelegene Hachenburg erreicht, wo ich im Gaſtzimmer eine nicht minder pittereske Geſellſchaft beim Nachteſſen verſammelt fand. Sie gehörte meiſtens zu jenen Rittern von der Tafelrunde, die damals ſo häufig auf ihren mit ſchweren Mantelſäcken bepackten Roſſen die Landſtraßen illuſtrirten und als ſogenannte „Muſterreiter" nicht minder wie einſt jene Paladinen auf Wegelagerung auszogen, nur daß ſie ihre Runden in viel friedlicherer Weiſe zu brandſchatzen wußten.

Damals waren ſie noch die Seelen des merkantiliſchen Lebens, weshalb denn auch nicht ſelten die Principale ſelbſt dieſe wichtige Rolle übernahmen; meiſtens aber waren es die Söhne derſelben, die ſich in dieſem Wirkungskreis ihre Sporen zu verdienen hatten.

Ich flocht mich in ihr Geſpräch, was mir die Meiſten als der nahen Umgegend angehörende Handelsleute verrieth, und als ſie das

Ziel meiner Reiſe und damit erfuhren, daß dieſelbe einem Beſuche bei meinem Schwager Daniel Heuſer zum Zwecke habe, da wurden ihre breiten weſtphäliſchen Mienen noch einmal ſo freundlich und Jeder von ihnen war bemüht, dem Verwandten eines, wie ich mich hier freudig überzeugte, ebenſo bekannten, wie geachteten Mannes, mit Zuvorkommenheit das weitere Fortkommen durch dieſe ſo höchſt berichte Romantik möglichſt zu erleichtern. Sofort wurde der Wirth veranlaßt, mir ſeine Bergchaiſe, eine Art breitſpuriges, gegen das Umwerfen auf dieſen, mit tief ausgefahrenen Geleiſen ſo geſegneten Straßen, eingerichtetes Cabriolet von verweltlichter Phyſiognomie zur Verfügung zu ſtellen, das mich nach Hamm a. d. Sieg geleiten ſollte, wohin man mir Empfehlungen mitgab, die weiter für mich ſorgen würden.

Dieſes ſo biedere Entgegenkommen von mir bisher fremd geweſenen Männern war noch ganz im Charakter damaliger Zeit und machte einen ebenſo wohlthuenden Eindruck auf mich, als auch ſonſt die mir damit in Ausſicht geſtellten, ſo neuen und abenteuerlichen Reiſegelegenheiten meiner Stimmung beſtens zuſagten und meine Erwartungen ſpannten.

Freudig beſtieg ich demnach am nächſten Morgen zur frühеſten Stunde das altertümliche Fuhrwerk, deſſen Lenker, quer auf ſeinem Gaule Platz nehmend, denſelben, nach Fuhrmanns Sitte, mit vielem Peitſchenlärmen antrieb und mich Berg auf und ab, durch Dick und Dünn, nach mehreren Stunden glücklich, gleich einer übernommenen Fracht, an die ihm mitgegebene Adreſſe im Städtchen Hamm ablieferte.

Die letztere verfehlte keineswegs ihre in Ausſicht geſtellte Wirkung, denn nach herzlichem Empfang und kurzem, aber gaſtlichen Raſten, ſtand alsbald ein Pferd ſammt einem Boten zu meiner Verfügung, die mich meinem Ziele näher zuführen ſollten. Ich konnte, als ich aufſaß, mich nicht eines inneren Jubels über die Poeſie meines Zuges erwehren, mit welcher meine jugendliche Empfänglichkeit jeden Wechſel der Situation zu umgeben wußte, wozu es der noch ſo uncivilisirten Landſtraße keineswegs an ſo mancherlei pikanten Motiven gebrach.

Mein rüſtiger Führer, dem zwei muntere Bracken klaffend voransprangen, ſchritt, den Knotenſtock ſchwingend, tapfer darauf los, und bald hatte uns die auf- und abſteigende Straße tiefer in Wald und Büſche verſenkt, wobei mir die ſich entgegenſtellenden kleinen Hinderniſſe des Weges nur als ergötzliche Abwechſelungen erſchienen, um das Einförmige der Heerſtraße in unterhaltender Weiſe zu unterbrechen und einen romantiſchen Contraſt zu jenen flachen Sandwegen zu bilden, die mich früher durch die märkiſche Sahara führten.

Bald war es ein von den Bergen kommender Waldbach, deſſen kühles, von hohen Buchen beſchattetes Bette die Fahrſtraße bildete; bald eine ſteile Höhe, die mein wackerer Rappe, ſich durch das Dickicht arbeitend, hinaufkeuchen mußte, um mir droben die hübſche Fernſicht über die grünen Kuppen und Thäler der Umgegend zu verſchaffen, die ſich hier vor uns ausbreitete. Oder es ging in brennender Sonnenhitze über einſame Haiden, auf denen ſich nur der Grashüpfer behaglich fühlt, der, ſein Liedchen ſchrillend, von Halm zu Halm ſpringt. Einzelne Hafer- und Kartoffel-Aecker verkündeten uns hie und da die Nähe eines der zerſtreut liegenden Höfe, deren Bewohner gewöhnlich über die Hausthüre gelehnt, den vorüberziehenden Fremden mit beſcheidenem Gruße neugierig nachſchauten, während ihre Hunde uns das klaffende Geleite über das Weichbild des Gehöftes hinaus gaben. Dann wieder war es ein rüſtiges Hammerwerk, das ſich mit weithin tönenden Schlägen ſchon aus der Ferne ankündigte und den Vorüberziehenden mit Intereſſe an den rothglühenden Eiſenklumpen feſſelte, die ſich unter den rieſigen Hämmern ſtreckten. Einſamer ward dann bald wieder die Straße, durch anmuthige Wieſenthäler führend, deren friedliche Stille nur dann und wann ein von den Bergen herüber ſchallender Hirtenruf oder die vereinzelten Glockentöne einer weidenden Heerde unterbrachen. Nie aber war mir die Natur friſcher und heimlicher erſchienen, als hier zwiſchen dieſen Bergen, deren Bewohner ſich jeder ein Lieblingsplätzchen ausgeſucht zu haben ſchien, auf dem er ſich angebaut und deſſen, wenn auch ſpärlicher Ertrag, für ſeine Genügſamkeit ausreichte.

Unter ſolchen lieblichen Bildern und Eindrücken, die ich mir mit der bekannten Weiſe des hübſchen Wenzel'ſchen Wanderliedes:

„Die Straßen hin und wieder,
Die Berge auf und nieder,
Im Innern froh und frei;
Mit Wind und Wolken wallen,
Dem Wege zu Gefallen,
Daß er nicht ohne Leute sei" u. s. w.

in Musik zu übertragen versuchte, erreichte ich **Waldbroel**, wo sich die Romantik meiner Fahrt alsbald noch um einen Grad steigerte, indem sie mich zu meinem weiteren Fortkommen auf die allernatürlichsten Mittel, das heißt auf meine eigenen Beine, reducirte. Das paßte vollkommen, mir die Lust des Reisens in ihren verschiedensten Abstufungen zu gewähren, und so sah ich mich denn auch bald wieder unter dem Geleite eines neuen Führers auf dem Wege nach meiner noch vier Stunden entfernten Bestimmung, überall unter Wegs einkehrend, wo mich ein schattiges Plätzchen zum Rasten und die Waldeinsamkeit mit ihren in üppigster Fülle servirten Erd- und Heidelbeeren zur Erfrischung einluden.

So hatten wir uns bereits ziemlich lange zwischen diesen grünenden Bergen hindurchgewunden, als wir endlich einen sich an einem Abhange hinziehenden Waldpfad betraten, der uns im Schatten hoher, dunkler Buchen bei sinkender Sonne in's Freie führte. Wir waren am Ziele unserer Wanderung, und überrascht blickte ich auf das sich hier vor mir ausbreitende grüne Thal, in dem sich zwischen Gärten halb versteckt die Häuser des Oertchens **Gummersbach** auf das anmuthigste gruppirten.

Ich blieb ein Weilchen stehen, um mich des malerischen Anblicks zu erfreuen, dessen lieblicher Eindruck mir noch heute in so lebhafter Erinnerung geblieben. Die hinter die Berge tauchende Sonne hielt mit ihren letzten Strahlen den aus den tiefer liegenden Häusern aufsteigenden leichten Rauch nieder und verbreitete so jenen eigenthümlichen Duft über die Landschaft, der dem Bilde einer solchen von so wohlthuender Wirkung ist. Von dem noch hell beleuchteten Thurme der um vieles höher gelegenen Kirche schallte gerade in dem Augenblick jenes wunderbar tönende Geläute zu mir herüber, was man in dortiger Gegend „baiern" nennt und das mit seinen, im eigenthümlichen Takt

gehaltenen Glockenſchlägen den Vorabend eines Feſttages verkündet. Darin miſchte ſich das friedliche Blöken der von den nahen Bergen heimkehrenden Heerden, ſowie die einzelnen dazwiſchen klingenden Töne ihres Geläutes, was zuſammen ſich in eine Harmonie auflöſte, die von der, mit dem Aroma der duftenden Wieſen- und Haidekräuter durchwürzten Luft, als ein lieblicher Willkomm zu mir herübergetragen wurde. Den Zauber und das Friſche dieſer reizenden Umgebung in vollen Zügen genießend, ſtieg ich an einem mit Heckenroſen eingefaßten Pfade abwärts dem Orte zu, wo mir gleich links am Eingange deſſelben die uralten, dunkelbelaubten hohen Ulmen und Buchen den gaſtlichen Gruß entgegenrauſchten, der mir ſpäter hier in dem ſich unter ihrem Schatten bergenden Amthauſe ſo manche frohe Stunde zu Theil werden ließ.

„Dat is dat Daniel Hüſer's Huus"! rief mir in ſeinem weſtphäliſchen Plattdeutſch mein Führer zu und deutete auf ein rechts etwas höher gelegenes, freundlich ausſehendes Gebäude, deſſen grüne Läden hübſch zu der ſchwarzen Schieferbekleidung contraſtirten, welche ſeinen oberen Theil bedeckte, während die untere, licht angeſtrichene Hälfte nur hin und wieder durch die Rebengelände ſchimmerte, die das Haus umgaben. Ein ſorgfältig angebautes Gärtchen nahm die Südſeite deſſelben ein, an dem entlang mich ein anſteigender Pfad zu der in der Mitte ſich theilenden Pforte führte, deren gerade offenſtehende obere Hälfte mir den Einblick in das geräumige Innere geſtattete. Ein Geländer mit Bänken faßte einen Halbkreis davor ein und die Ausſchmückung dieſes Raumes mit Blumen und blühenden Sträuchen verrieth mir ſofort den Geſchmack meiner Schweſter, die ſich gerne darin genet, in dieſer Weiſe ihren Umgebungen eine gewiſſe heitere Zierlichkeit zu verleihen.

Sie ſelbſt kam bei meinem Eintreten im Hausgang dahergeſchritten und ließ, mich erkennend, vor Ueberraſchung den Teller mit ſüßem Reibekuchen fallen, den ſie den Kindern eben zum Nachtmahl bringen wollte. Wir lagen einander in den Armen und es dauerte ein Weilchen, bis wir den Eindruck des Wiederſehens nach langer Trennung überwunden hatten. Nun aber ging es an ein Fragen und

Erzählen, und das älteſte Töchterchen ſah dabei verwundert zu dem unbekannten Ohm hinauf, dem es dagegen ebenſo wunderlich vorkam, zu einem ihm noch ſo neuen Verwandtſchaftsgrade gelangt zu ſein.

Der Schwager befand ſich auf der Reiſe, aber ſchon am folgenden Tage ſollte ich auch dieſen näher kennen lernen. Ich ſaß mit der Schweſter traulich zuſammen beim Kaffee in der Geisblattlaube des Gärtchens, als ſchwerer Hufſchlag vom Dorfe herauf ſchallte, an welchem dieſelbe alsbald den Schritt des kräftigen Braunen ihres Mannes erkannte. Bald beſtätigte dies der vorausſchreitende treue Caspar, der dem Gaul den Stall zu öffnen eilte und gleich darauf reichte mir Herr Daniel, hoch zu Roß, die brüderliche Rechte zum Gartengeländer hinauf. Ich bin ſo bald nicht wieder einem ähnlichen Ausdruck biederer Rechtſchaffenheit und wohlwollenderen Herzensgüte begegnet, als ich hier in dieſer hohen, breitſchulterigten Geſtalt vereinigt ſah. Es war durchaus nicht nöthig, dieſe Tugenden erſt durch näheren Umgang an ihm herauszufinden; ſie waren ſo deutlich in ſeinen Zügen ausgeprägt, daß Jeder ſie auf den erſten Blick erkannte und darum war er auch der beſte Reiſende ſeines Hauſes, denn Jedermann mochte es vorzugsweiſe gerne nur mit ihm zu thun haben. Dieſer Wirkungskreis verlieh ihm außerdem noch eine Welt- und Menſchenkenntniß, die ſo Manchem im Orte zu Gute kam, dem er mit verſtändigem Rathe zur Seite ſtand, und das verſchaffte ihm die allgemeine Zuneigung in einem Grade, der nirgends eine feindliche Geſinnung gegen ihn aufkommen ließ. Der Name Daniel Heuſer war bei einem Jeden mit dem Bilde eines ächten Biedermannes identiſch geworden.

Bald ſollte ich nun auch nähere Bekanntſchaften im Orte machen und mich den übrigen Gliedern der Heuſer'ſchen Familie verſtellen. Peter Heuſer Söhne, war die Firma des angeſehenen Handelshauſes, welches ein einfacher Mann in dieſem vereinſamten Oertchen durch ſeinen Fleiß begründete und das durch die umſichtige Thätigkeit ſeiner Söhne ſich zu einem ſo großen Flor emporgeſchwungen. Die Theilhaber deſſelben waren die drei Brüder: Georg Heuſer, Maire des Orts, Caspar und Daniel Heuſer. Der Betrieb ihres Geſchäfts

umfaßte theils Manufacturwaaren, theils Indigo, Farbſtoffe und Wein. Eine vierte Branche deſſelben, Colonialwaaren, hatte der Schwiegerſohn des Hauſes, Herr König, ein Neffe meiner Mutter, für ſich übernommen und ſo wunderbar wirkte der redliche Fleiß und die kaufmänniſche Umſicht dieſer Männer, daß ſie den Debit einer weiten Umgegend und ſelbſt entfernteren größeren Handelsplätze an ſich feſſelten, ungeachtet damals weder eine chauſſirte noch ſelbſt eine gut fahrbare Landſtraße nach ihrem einſamen Wohnſitze führte. An ihren am Ausgange des Orts, im ſogenannten „Baumhofe“ gelegenen Waarenlagern hielten fortwährend Fuhrleute, die mit ihren zweiräderigen Karren die ausgefahrenen Hohlwege heraufſchlockerten, um Ladung einzunehmen und nach allen Gegenden hin zu verführen, während ihre Reiſenden nur heimkehrten, um neue Muſter mitzunehmen und friſche Beſtellungen darauf einzuſammeln. Das gehörte noch zu dem Segen der guten alten Zeit, die der Fortſchritt noch nicht aus ihrem Gleichgewicht geworfen. Mit dem Ableben der Begründer des Heuſer'ſchen Hauſes und dem Eintreten neuer Verhältniſſe mußte der damalige Flor deſſelben allerdings auch dort verbleichen, doch nur, um auf einem andern Wirkungskreiſe glänzend wieder zu erſcheinen; denn Abkömmlinge dieſes Hauſes zählen heute zu den angeſehenſten Handelsleuten in Cöln.

So ungekünſtelt wie Mutter Natur ihren friſchgrünenden Schmuck dieſen Bergen und Thälern verliehen, ſo auch war es jener, an der heutigen Bildung noch nicht irre gewordene natürliche Mutterwitz, durch den ſich ihre Bewohner in ſo einnehmender Weiſe charakteriſirten und der ihnen ſo mancherlei aus ſich ſelbſt zu ſchaffen lehrte, was dem geſelligen Leben zu Gute kam. Dabei bewegte ſich das Letztere noch in ſo einfachen Formen, daß ihm die Probe guter Sitte um ſoviel leichter wurde. Da wußte man noch nichts von jenen modernen Vereinen, in denen ſich die Geſelligkeit den Weg durch die Feuerprobe einer öffentlichen Beurtheilung bahnen muß und in deren Kreiſen alles andere, nur nicht ihre eigentliche Beſtimmung, zu finden iſt. Das war hier bei den gemüthlichen Zuſammenkünften nicht nöthig, die alltäglich in dem freundlichen Zimmer ſtattfanden, welches die Beſitzerin der Apotheke

den Honoratioren des Ortes dazu eingeräumt. Waren auch vorzugsweise nur ein gutes Glas Wein und eine Partie L'Hombre hier die Hauptstützen der Unterhaltung, so wußte doch auch manch gut angebrachtes Witzwort den Philister zu verscheuchen und der frohen Laune ihr Recht zu gewähren. Hier fand man sich noch ganz auf ähnlichem Terrain, auf dem einst die Gottwerth Müller, Knigge, Claudius u. A. ihre charakteristischen Figuren nach dem Leben zeichnen konnten, zu denen unsere heutigen Novellendichter in unserer blasirten Gegenwart nur noch selten mehr ein Original finden, wenn sie nicht auf die unteren Schichten zurückgehen wollen.

Verstand es nun die öffentliche Geselligkeit, mit ihren Zerstreuungen so genüglich Haus zu halten, so verstand es das Familienleben noch um so mehr, sich damit auf sich selbst zu beschränken; und ich habe in dieser Beziehung den wohlthuenden Eindruck noch nicht vergessen, den mir mein erster Besuch bei dem zweiten Prediger des Kirchspiels, dem Pastor Forstmann, gemacht, der in einer kleinen Entfernung vom Orte auf einer Niederlassung residirte, die sich aus mehreren Bauernhöfen gebildet. Man konnte es noch nicht eigentlich Dorf, nicht einmal Dörfchen, sondern nur eine Ansiedelung nennen, worauf auch ihr Name „Seßmer" deutete. Eben dieser Beschränktheit aber verdankte es den anmuthigen Charakter des Romantischen, der mir während den schönen Sommertagen meines damaligen Aufenthaltes dort um so reizender erschien.

Den Windungen eines Pfades folgend, der neben einem tief ausgefahrenen, mit blühendem Gesträuche überwucherten Hohlwege bergab führte, gelangte man zu einem kleinen, rings von bewaldeten Höhen umschlossenen frischgrünenden Wiesenthale, welches sich die ebenerwähnten Gehöfte zum friedlichen Asyl erkoren. Gleich das erste derselben, links am Eingange, war eine Mühle, deren Rad sich unter dem Sturz eines von den dicht dahinter aufsteigenden Bergen kommenden Waldbachs bewegte, dessen Plätschern und Tosen die hier herrschende Stille in wohlthuender Weise unterbrach, während er zugleich dem sich darbietenden romantischen Bilde zur pikanten Staffage wurde.

Der Mühle gegenüber lag etwas tiefer der Pfarrhof; ein zwar nur gewöhnliches, aber doch geräumigeres Bauernhaus, deſſen hohes bemooſtes Strohdach den alljährig wiederkehrenden Schwalben zur gaſtlichen Herberge diente.

Schon von Außen bekundete der reinliche, mit Platten belegte Eingang, ſowie ein zierliches Blumengärtchen, die Ordnungsliebe der hier waltenden Hausfrau, während die Vorübergehenden den Herrn Paſtor ſtets im Wohnzimmer gleicher Erde am Fenſter wahrnehmen konnten, wo er ſeinen Amtsgeſchäften obzuliegen, oder ſeine Muſeſtunden mit dem Repariren von Taſchenuhren auszufüllen pflegte, welche Liebhaberei ſeinen Pfarrkindern ſehr zu Statten kam. Die bewegliche, damals recht hübſche jugendliche Hausfrau dagegen pflegte, wenn das Gebell eines wachſamen Philares das Nahen eines Fremden verkündete, gewöhnlich ſelbſt eiligſt an der geöffneten oberen Hälfte der Hausthüre zu erſcheinen, um ſich zu überzeugen, wem der nahende Beſuch gelten könnte, und ſofort denjenigen mit zuvorkommender Freundlichkeit den Weg zum Herrn Paſtor zu zeigen, die ein Anliegen hieher führte, oder den Beſuch mit Herzlichkeit zu empfangen, der hier in dem Hauſe des Friedens zu jeder Zeit willkommen war.

Wie oft habe ich das nicht an mir ſelbſt erfahren und wie viel Mal mich hier nicht davon überzeugt, daß Genügſamkeit vor Allem die reichſte Quelle häuslichen Glückes iſt. Ein prunkloſes Zimmer, deſſen Hauptzierden die reizenden Bouquets bildeten, welche die kunſtfertigen Hände der Frau Paſtorin aus Wald- und Wieſenblumen ſo ſinnig zuſammenzuſetzen verſtand, eine kleine Handbibliothek, ein die Harmonie eben hinreichend zuſammenhaltendes Clavier, womit der Paſtor ſeine mit Wärme und Gemüth vorgetragenen Lieder zu begleiten pflegte, gewiſſenhaft vollzogene Amtspflichten und ein mit jener Sparſamkeit beſorgter Hausſtand, in welchem die Grazie der Hausfrau die geringfügigſten Dinge bis zur Delicateſſe zu würzen wußte, reichten vollkommen aus, das liebenswürdige Ehepaar in ſteter Geiſtesfriſche zu erhalten; und doch hatte die letztere in dieſer Einſamkeit die Hauptelemente der ihr dabei von Außen zukommenden Unterſtützung

faſt nur in der romantiſchen Scenerie der Umgegend, dem Geſang der Waldvögel und dem Rauſchen des Mühlbaches zu ſuchen.

Und nach eben demſelben Maßſtabe fand ich in dem Kirchdorfe Gummersbach ſelbſt die meiſten der Familien eingerichtet, in denen ſich bei einem angemeſſenen Wohlſtande ein darin herrſchender Grad von Bildung zur äußeren Anſchauung zu bringen trachtete. Ungeachtet der erſtere es wohl mancher Hausfrau erlaubt hätte, zu einem ſich höher verſteigenden Luxus überzugehen, war es doch vielmehr der Geſchmack, mit dem man das Unentbehrliche auszuſtatten verſtand, der ſich in ſolchen Haushaltungen vorzugsweiſe bemerkbar machte. Die Schweſter hatte zu dieſer Richtung weſentlich beigetragen und die andern Frauen hatten es bald erlernt, mit ihr ſo darin zu rivaliſiren, daß die Sitte der Väter überall mit der Verfeinerung der erſteren Hand in Hand gehen konnte.

So ſpärlich noch ſah ſich damals dieſes in ſeiner Einfachheit glückliche Erdenwinkelchen von der Außenwelt berührt, daß ſelbſt zwölf Jahre ſpäter, als ich 1826 mit Frau und Kind daſſelbe wieder beſuchte, es noch als ein Mirakel betrachtet wurde, daß ich den Weg dahin in einer vierräderigen Reiſe-Chaiſe gefunden. Freilich bedurfte es dazu auch einiger Leute mit Werkzeugen, um mir ſtellenweiſe die Straße zu ebenen; aber die geſellige Bildung ließ ſich trotz dieſer Unwegſamkeit nicht abhalten, doch dahin zu gelangen und Allem im Orte ihren verfeinerten Anſtrich mitzutheilen. Die Mittel dazu trugen ihnen die Boten von Cöln, Elberfeld und anderen größeren Oertern in Körben auf dem Rücken zu, und der von den Bergen der Umgegend herabſteigende Beſuch überwand die Schwierigkeiten der Wege zu Pferde, wobei die Damen hinten auf der Kruppe deſſelben bequem wie auf Stühlen ſaßen, ſich am Reiter im Gleichgewicht haltend, und im traulichen Geſpräch die Zeit kürzend, oder ſich die Herzen erleichternd, wenn zufällig Amor gerade dabei im Spiele war. — Gaſtfreundſchaft wurde in jeder Hütte geübt und das Fremdenzimmer war überall das ſchönſte im Hauſe. Zur Kirmeßzeit, die volle acht Tage dauerte, war es für jede Familie ein Bekümmerniß, wenn ihr der Beſuch fehlte, der zur fröhlichen Belebung des Dorfes beitragen konnte, und die Ehre des Hauſes ſtei-

gerte ſich mit der Zahl der Gäſte, die ſein wohnlich Dach in Anſpruch nahmen.

Sechsundvierzig Jahre ſind nun ſeit dieſem jugendlichen dolce far niente dahin geſchwunden, dem ich dieſe Abſchweifung gewidmet, die an Inhalt und Intereſſe inmitten des heutigen, ſo hoch gehenden Umſchwunges aller Lebensverhältniſſe freilich kaum mehr den Erinnerungen eines unſerer Sextaner an ſeine Ferienreiſe noch zur Seite geſetzt werden kann; aber:

Wie weit uns auch das Schickſal trug
Nach Oſten und nach Weſten;
Da wo noch jung das Herz uns ſchlug;
Da ſchien's uns doch am Beſten. —

und dies Gefühl mag mir allerdings die Farben zu dem Bilde geliehen haben, deſſen Original nun längſt im Lauf der Zeiten untergegangen iſt.

* * *

Nach längerem Verweilen in dem eben geſchilderten Kreiſe mir mit Liebe zugethaner Verwandten und gemüthlicher Freunde, mußte ich endlich die Idylle wieder mit der Poeſie des Berufs vertauſchen und mich aufs neue einer Geſchäftsthätigkeit zuwenden, die mich dieſesmal nach Marburg zu Joh. Chriſt. Krieger führte, in dem ich das größte Original der damaligen Buchhändlerwelt näher kennen lernen ſollte. Ich hatte hier zugleich Gelegenheit, mir ein Stück Univerſitätsleben anzueignen, über deſſen Inhalt ſich eine ganze Reihe humoriſtiſcher Studien verfaſſen ließe, wenn dieſelben in den Rahmen dieſer Blätter paßten, der jedoch vorzugsweiſe nur den Frankfurter Geſichtskreis umſchließen ſoll. Dahin mich wieder zurück und zugleich in eine Stellung zu verſetzen, die mir die Ausſicht auf eine ſtabilere Zukunft eröffnen konnte, war inzwiſchen die angelegentlichſte Sorge meines alten Freundes Willmanns geweſen, und das damalige Ableben des Chefs der alten H. L. Brönner'ſchen Buchhandlung, Herrn Senators Brönner, hatte eine paſſende Veranlaſſung dazu gegeben. Der noch jugendliche Erbe dieſes Geſchäfts vertraute mir die Leitung deſſelben, womit ſich meine ſpätere Aufnahme als Theilhaber darin einſtweilen vorbereitete.

Dieſer neue Wirkungskreis war ganz geeignet, auf meine geſchäftliche Laufbahn den vortheilhafteſten Einfluß zu üben, da mir darin nicht allein hinlänglich freie Hand zu ſelbſtſtändiger Thätigkeit gelaſſen wurde, ſondern ich mich auch mit einem ſolchen Reichthume intereſſanter Literatur- und Kunſtſchätze umgeben ſah, wie ihn mir meine ſeitherigen Verhältniſſe in dieſem Umfange nicht geboten hatten. Es gehörte ein ſo kenntnißreicher, dabei aber auch ſo paſſionirter Sammelgeiſt wie jener dazu, von welchem die Gründer dieſer vielen literariſchen Schatzkammern beſeelt geweſen ſein müſſen, die ich hier vorfand, um alles das zuſammenzubringen, womit ſie dieſelben gefüllt. Zehn Jahre, die ich darin zugebracht, reichten nicht aus, um neben den Geſchäften des Tages ſich gründlich in dieſem großartigen Weſen zu orientiren und deren geeignete Verwerthung anzubahnen, wozu ſich der günſtige Moment auch erſt dann finden ließ, als nach den langangedauerten Kriegsjahren die Literatur wieder frei aufzuathmen begann.

Ich kann nicht unterlaſſen, hier eine kleine Skizze nach dem Leben aus der Werkſtätte einzuſchalten, in welcher ſich meine hieſige Thätigkeit auf's neue eröffnete. Es wird nicht unintereſſant ſein, damit zu der urſprünglichen Quelle eines darin angeſammelten ſo bedeutenden Vermögens geführt zu werden, das, nachdem es in langjährigem Fleiß und weiſer Sparſamkeit ſeine ſoliden Stützen gefunden, wieder im liberalſten Bürgerſinn abfloß. Die Brönner'ſchen Vermächtniſſe, von denen hier die Rede, geben gleich den Städel'ſchen, von Guaita'ſchen und in neuerer Zeit auch den Röger'ſchen in ehrenvollſter Weiſe noch von den ächt patriotiſchen Geſinnungen Zeugniß, wie ſolche ſeitdem im damaligen Geiſte hier nicht wieder erſchienen, viel weniger von ſpäteren ſelbſt weit coloſſaleren und gewiß mühelofer errungenen Hinterlaſſenſchaften im Verhältniß übertroffen worden ſind.

Die Brönner'ſche Buchhandlung blickte zu jener Zeit ſchon auf eine ehrenhafte Exiſtenz von länger denn einem Jahrhundert zurück, in deren Verlauf ſie von den Räumlichkeiten der ehemaligen Kirchlichen Commandantur Beſitz genommen, welche ſo lange in dem uralten Gebäude der ſogenannten Dechanei hinter dem Pfarreiſen ihren Sitz hatte, an deren Stelle ſich gegenwärtig das Palais der

Jäger'ſchen Buchhandlung aufgebaut hat. Dieſelbe hatte übrigens mit dieſer veränderten Beſtimmung keineswegs auch den klöſterlichen Charakter abgelegt, der ihr ſo eigenthümlich geworden und den ſie auch noch zur Zeit behauptete, wo ſie mir zur Reſidenz überwieſen wurde. Kein weibliches Weſen wohnte darin und das Perſonal der Buchhandlung und Druckerei theilte das alte Gemäuer nur mit Käuzen und Fledermäuſen, die dem Abends Eintretenden von den hohen Hollunderbäumen des Hofraums herab mit unheimlichen Klagelauten begrüßten.

Auch durch die von einander entlegenen Wohnzimmer zog ſich dieſe geiſtige Phyſiognomie, und ich betrat die Einſamkeit des meinigen, deſſen Ausſicht nach dem hinteren Kloſtergärtchen ging, in der That nie ohne eine heimliche Scheu vor dem möglichen Erſcheinen irgend einer Ahnfrau.

In den übrigen Räumen des weiten Gebäudes aber herrſchte thatſächlich die geiſtige Bewegung von Jahrhunderten; denn das erſte Stockwerk z. B. beherbergte das große deutſche Bücherlager, welches die Umſicht und Sachkenntniß der Herren Brönner hier angeſammelt hatte, und das jeder Citation der eminenteſten Geiſter aller Zeiten auf der Stelle zu entſprechen im Stande war.

Das enge, aber hohe Ladengewölbe ebener Erde dagegen diente gleichſam als Friedhof bereits aufgelöſter Geiſtesthätigkeiten, denn es bewahrte in nie geſtörter Ruhe die vergilbten theologiſchen und juriſtiſchen Controverſen, alchemiſtiſchen Traktate und hiſtoriſchen Antiquarien u. ſ. w., die ſeit der letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts hier ihrem Stoffwechſel entgegenharrten.

Die heutige Zeit weiß nichts mehr von einer derartigen literariſchen Pietät. Die leichte Waare ihrer Preſſen verliert ſich eben ſo ſchnell, wie ſie in den Wogen geiſtiger Sturmfluthen auftaucht, die, wenn ſie abgelaufen, ſelten mehr als aufgewühlten Boden hinterlaſſen.

Im Hintergrunde dieſes typographiſchen Mauſoleums führte eine ſteile und gebrechliche Hühnerſtiege zu dem analogen Comptoir, welches durch eine ſogenannte Babelage des Ladengewölbes gebildet, und nur von einem daranſtoßenden Gange ſpärlich erleuchtet, ſtets das Licht eines hier brennenden ewigen Lämpchens bedurfte, was den alten

Herren zugleich die Bequemlichkeit gewährte, ſich die Pfeifen daran anzünden zu können. Der Rauch beider Inflammabilien verhalf den Wänden zu der eigenthümlichen ſchwarzen Tapete, die dem Comptoir-Perſonale als Memorandum diente, indem es ſeine flüchtigen Notizen darauf zu kritzeln pflegte.

Ein mehr wie einfacher Schreibpult nebſt ein Paar dazu harmonirenden Comptoir-Schemeln bildeten die Stützen der ſpeculativen Thätigkeit, die ſich während eines ſo langjährigen Wirkens durch unzählige ihnen entſchnitzelten Gedankenſpäne oder ſonſtige bezügliche Eingrabungen ein ſo beredſames Epitaphium darin geſetzt hatte.

Hier nun war es, wo der ehrenfeſte Rittmeiſter der, das Geleit einbolenden Cavallerie, Heinrich Remigius Brönner, ſammt ſeinem Bruder, Senator Johann Carl Brönner, im geräuſchloſen, aber emſigen Schaffen das bedeutende Vermögen anſammelten, was nicht engherzig in der Kiſte verſchloſſen geblieben, ſondern auf vielen fruchtbringenden Wegen meiſtens wieder den edelſten Beſtimmungen zugeführt worden iſt. —

Die jüngere Generation meiner gegenwärtigen Collegen wird neugierig nach dem Zaubermittel fragen, welches ſich in einer ſo unſcheinbaren Werkſtätte zu einem bei weitem größeren Reichthum anſammelte, als es heute ungeachtet der blinkenden Schaufenſter und der ſchönen Augen nicht mehr gelingen will, die hie und da ſo verlockend dahinter zum Kaufen einladen. Daſſelbe lag jedoch einfach in der Zeit, die noch den Spruch: „Trachtet zuerſt nach dem Reich Gottes“ auf ihr Banner ſchrieb. Die Preſſen der Brönner'ſchen Officin waren nämlich fortwährend mit Bibeln, Teſtamenten, Pſaltern, Catechismen, Gebet- und Geſangbüchern u. ſ. w. beſchäftigt, in deren Abſatz im Großen das Brünnchen zu finden war, was das Beten der Sparſamkeit nach und nach und ſo lange füllen half, bis „Stark's Handbuch in guten und böſen Tagen“ nicht mehr ausreichen wollte, den ſchweren Druck der Zeit zu lindern und „Bunian's Reiſe in die Ewigkeit“ den Credit verloren hatte, ſeit Napoleon die Menſchen ſo maſſenhaft ohne dieſes geiſtliche Itineraire dahin ſpedirte.

Außerdem führte noch ein anderes Artikelchen dem Geschäft einen alljährig wiederkehrenden namhaften Umsatz zu, und das war jener, schon aus ältester Zeit stammende Volkskalender, der sich als „der hinkende und stolpernde, jedoch eilfertig laufende und fliegende Rheinische Bote" fast in jeder Hütte so unentbehrlich gemacht hatte, daß bei seinem Erscheinen zur Herbstmesse jedesmal viele tausend Dutzend davon ihren Weg nach allen Landen nahmen. Er war als die beliebteste Quelle zu betrachten, aus welcher der Bauer und Kleinstädter ihren homöopathischen Antheil an der Politik und den Welthändeln so lange ungehindert zu schöpfen pflegten, bis die Einführung des Kalenderstempels ihrem freien Abfluß plötzlich einen Damm entgegenstellte. Damit erschwerte sich seine Verbreitung mehr und mehr, und da auf der andern Seite das Entstehen der Bibelgesellschaften, welche die Erbauungsbücher massenhaft verschenkten, nicht minder dazu beitrugen, den Debit dieser frommen Literatur ebenfalls bedeutend zu schmälern, so würden die in der eben geschilderten Werkstätte durch „Gottes Wort" angesammelten weltlichen Güter schwerlich hingereicht haben, im Geiste ihrer Erwerbung und in dem Maße wieder ihre Verwendung zu finden, wie dieses thatsächlich durch den sel. Senator Brönner geschehen ist, wenn nicht dessen weiser Haushalt sie seinen edeln Zwecken zu erhalten gewußt hätte. Noch heute aber stehen seine Vermächtnisse, und namentlich jenes im Senckenbergischen Stifte, wo ihnen so mancher Pfründner ein sorgenfreies Alter zu danken hat, im gesegnetsten Andenken. —

Am politischen Horizonte war es inzwischen immer düsterer und die Zeit in Deutschland zu einer solchen geworden, die in mehr wie einer Beziehung eine eiserne genannt werden konnte. Das mochte wohl mit die Schuld tragen, daß ich bei meiner Rückkehr (1812) die Physiognomie des alten Frankfurts nicht wesentlich verändert fand. Mehrere neue Bauten waren allerdings entstanden und die meisten der alten Kameraden vollends verschwunden, deren Todesurtheil bereits bei meiner Abreise gefällt war. Auch die Umgebungen hatten sich erweitert und namentlich die Promenade verschönert; aber von einem Aufschwunge, den die ehemalige Reichsstadt als nunmehrige Residenz des neuen

Großherzogthums genommen, war noch nichts zu bemerken. Im Gegentheil hatte sie neue und schwere Bedrängnisse erdulden müssen, ohne daß es in der Macht der Regierung gestanden, sie dagegen zu schützen.

Dem Kaiser Napoleon nämlich war jede Beeinträchtigung seines Continentalsystems ein Dorn im Auge und Frankfurt stand in dieser Beziehung nicht zum Besten bei ihm angeschrieben. Sein Unmuth gegen die Stadt brach endlich in dem bekannten Gräuel der englischen Waarenverbrennung über uns aus, welche die Franzosen unter Anführung des Generals Friant im October 1810 hier vollzogen und den die Geschichte als einen Act roher Gewaltthätigkeit bezeichnet hat. Da ich nicht Augenzeuge desselben gewesen, so beschränke ich mich hier nur auf einige nachträgliche Bemerkungen darüber. Der Großherzog spielte unstreitig die bedauerlichste Rolle bei dieser Calamität, in der er sich nur mit der Hoffnung zu trösten wußte, daß es gelingen werde, viele der in Beschlag genommenen Waaren für deutsches Fabrikat auszugeben und sie so vom Untergange zu retten. Seine Abhängigkeit von dem Willen seines kaiserlichen Herrn trat bei dieser Veranlassung ganz besonders zu Tage; doch mochte ihm das klägliche derselben wohl weniger fühlbar sein, da er längst schon seine deutsche Gesinnung gegen ein unbegränztes Vertrauen auf die Unwandelbarkeit der Napoleon'schen Herrschaft vertauscht hatte.

Einer solchen Rathlosigkeit von oben gegenüber ist um so mehr hervorzuheben, wie sich der hiesige Handelsstand in diesen so schwierigen und bedrohlichen Verhältnissen mit einer Umsicht und Energie benommen, die seinen damaligen Repräsentanten zu nicht geringen Ehren gereicht. Durch die patriotischen Verwendungen vieler dieser wackeren Männer wurden die Folgen jenes Gewaltstreiches bedeutend gemildert und namentlich soll Herr Alexander Bernus, damals im Dufay'schen Hause betheiligt, durch seine besonnene und einflußreiche Mitwirkung sich das dankbare Vertrauen seiner Mitbürger erworben haben, dessen sich derselbe auch von da an in allen Staatsangelegenheiten zu erfreuen hatte, deren er sich bei späteren Veranlassungen mehrfach unterzogen.

Napoleons großer Heereszug gegen Rußland hatte inzwischen begonnen, und unser Quartieramt, was seit 1809 in Permanenz geblie-

den, hatte vollauf zu thun gehabt, um allen Ansprüchen dieser gebarmischten Völkerwanderung zu genügen, die sich zum größten Theil über hier dem Norden zuwälzte. Dort hatte nach mehreren blutigen Kämpfen der Sieg von Smolensk, 17. August 1812, dem Kaiser auch bereits den Weg nach Moskau eröffnet, auf dem er seinem verhängnißvollen Geschicke entgegen ging. — Hier war man einstweilen in der gespanntesten Erwartung der Dinge, die da kommen würden.

Landkarten zählten damals zu den gesuchtesten Artikeln für die durchziehenden militärischen Gäste. Im Frieden ruhen dergleichen, meistens wenig begehrt, in den Portefeuillen des Buch- und Kunsthandels, gleich wie das schwere Geschütz in den Arsenalen. Setzt sich aber dieses in Bewegung, so werden jene den Führern desselben oft zum unschätzbaren Kleinode und daher führte auch ihre Aufsuchung der alten Dechanei häufig Besuche hochstehender Militärs zu, da es bekannt war, welche dahingehörende Schätze dieselbe beherbergte. Eine den Geist des damals hier herrschenden Franzosenthums bezeichnende Anekdote ist mir dabei in der Erinnerung geblieben.

Ich empfing nämlich unter andern auch den Besuch eines französischen Generals mit seinem Adjutanten, der unseren Kartenvorrath zu sehen wünschte. Das große Interesse, was er demselben widmete, die Erkundigungen nach den Preisen und das bei Seite legen mehrerer der werthvollsten ließ mich den Abschluß eines ansehnlichen Geschäfts erwarten, welche Hoffnung sich jedoch für diesmal in die mir in höchst origineller Weise gestellte Aussicht auf eine spätere Acquisition meiner Karten auflöste, bei der ich aber in der That nicht wußte ob ich, wie man zu sagen pflegt, dazu lachen oder weinen sollte. „Vous avez là une excellente collection de cartes, mon cher Monsieur!“ rief mir, nach Hut und Handschuhe greifend, mein hoher Gönner in acht militärischer Laune zu. Je n'en ai pas encore vu de plus belles, parole d'honneur! Si la bonne ville de Francfort avait le malheur d'être pillée, Dieu la préserve! mais dans ce cas, je vous l'avoue franchement, *je mettrais mes mains sur vos cartes! Ah! je vous en réponds, mon ami!* und damit empfahl er sich, es mir überlassend, in der Nutzanwendung dieses Fingerzeigs den

Lohn für meine gehabte Mühe zu ſuchen, denn daß ein ſolcher Fall nicht eintreten könnte, war damals keineswegs zu verbürgen.

In Frankfurts politiſchen Zuſtänden waren nun auch während meiner Abweſenheit jene ſchon früher erwähnten, tiefer in ſeine alten Verhältniſſe einſchneidenden Umgeſtaltungen eingetreten, welche das Großherzogthum ganz auf franzöſiſchen Fuß organiſirt hatten. Von der alten „des heil. römiſchen Reichs freien Wahl- und Handelsſtadt" mit ihren Bürgermeiſtern, Schöffen, Senatoren und Rathsherren war keine Rede mehr. Der Großherzog führte ein ziemlich unbeſchränktes Regiment mit drei Miniſtern und dem Staatsrathe. Der Code Napoléon war eingeführt; das Gouvernement der Stadt dem Grafen Louis Taſcher de la Pagerie vertraut und an der Spitze der Adminiſtration ſtand der Präfect und der Maire. Freiherr v. Albini, der an die frühere Stelle des als Geſandter nach Paris gegangenen Grafen v. Beuſt getreten, erfreute ſich der beſonderen Gunſt.

Das Alles war freilich himmelweit von dem patriarchaliſchen Regimente verſchieden, dem die Bürgerſchaft bis daher in Freud und Leid Folge geleiſtet. Mit dem Großherzoge war nach und nach auch die Hofluft zu uns eingedrungen, in deren Regionen die Schmarotzerpflanzen der Intriguen und Günſtlinge ſo gedeihlich emporſchießen. Beide gefährdeten nicht allein die ſolideren Stützen bürgerlicher Wohlfahrt, ſondern übten auch bereits ihren verderblichen Einfluß auf die geraden und offenen reichsbürgerlichen Geſinnungen, die durch den Einfluß des franzöſiſchen Spionierſyſtems ohnehin Gefahr liefen, vom Roſte der Corruption angefreſſen zu werden. Schon wurde das Briefgeheimniß ohne Rückſichten verletzt, und ſelbſt hochſtehende Beamte mußten ſich dazu hergeben, eine gewiſſe Fertigkeit im Aufmachen der Briefe zu erlangen, von deren Inhalt beſonders von Paris geſandte Commiſſäre Kenntniß nahmen. Wie eifrig man der öffentlichen Meinung nachſpürte, davon zeugt ein gleichzeitiger Polizeierlaß, der dazu auffordert, ſich aller unvorſichtigen Reden über politiſche Zuſtände zu enthalten, und diejenigen mit den ſtrengſten Strafen bedroht, welche ſich dergleichen zu Schulden kommen laſſen oder ſich auch nur durch Anhören daran betheiligen würden, ohne es zur Anzeige zu bringen. Drückende Einquartierunge-

laſten zehrten den Verdienſt auf, der ſich durch die Unſicherheit des Kriegszuſtandes ohnehin ſchon ſehr geſchmälert ſah, und das zuſammengenommen mußte natürlich eine weit gedrücktere Stimmung erzeugen, als ich ſie früher an den ſo kecken Frankfurtern gewohnt geweſen.

Bei alledem zog doch immer noch ein gewiſſer Hoffnungsſchimmer durch das Dunkel der gebeugten Gemüther. Hatte auch Napoleons ruhmvolles Waffenglück ſeither faſt Unglaubliches vollbracht, ſo entbehrte dagegen ſeine Politik doch ſchon zu ſehr jener weiſen Vorausſicht und Mäßigung, die den Glauben an die Stabilität der von ihm herbeigeführten Umgeſtaltungen hätte mehr befeſtigen können. Alle Blicke blieben daher auf den Kriegsſchauplatz gerichtet, und ſo ſiegreich auch die von daher kommenden Bülletins der großen Armee fortwährend lauteten, ſo fingen doch ſchon entgegengeſetzte Gerüchte an, den Nebel der politiſchen Atmoſphäre zu durchdringen, die, immer raſcher aufeinander folgend, die Hoffnungen wieder neu belebten und die bereits Verzagenden wieder aufrichteten.

Was man ſich anfangs nur verſtohlen einander zuzuflüſtern wagte, ſollten wir zu unſerer Ueberraſchung bald vollkommen bewahrheitet ſehen.

Moskau war in Aſche gelegt worden und die Bereczina hatte ihre Opfer verſchlungen. Kaiſer Napoleon ſelbſt wurde zum Boten ſeiner erlittenen Niederlagen; denn während das Nähere derſelben noch immer nur unvollſtändig bis zu uns gelangte, eilte er plötzlich und unerwartet am 16. December (1812) hier durch und ließ ſich nicht ohne Gefahr bei Mainz über den mit Eisſchollen bedeckten Rhein ſetzen, nachdem er Tags zuvor in Hanau im ſtrengſten Incognito übernachtet hatte. Der dortige Gaſthof „zum Rieſen", wo er abgetreten, bewahrte lange nachher noch jene von ihm dort liegen gelaſſene, hiſtoriſch gewordene Nachtmütze, mit welcher der große Feldherr jedoch keineswegs auch den Kopf verloren hatte; denn kaum drei Monate ſpäter führte er auf's Neue große Heeresmaſſen über den Rhein dem Sturme entgegen, der ſich gegen ihn erhoben.

Unterdeſſen war am 30. Decbr. (1812) die erſte That geſchehen, mit welcher Deutſchland ſeinen Unterdrückern, wenn auch vorerſt nur in indirecter Weiſe, aufs Neue den Fehdehandſchuh hinwarf. Napoleon

hatte der über uns gebrachten Schmach damit die Krone aufgeſetzt, daß er Preußen und Oeſterreich zwang, an dem Kreuzzuge gegen Rußland Theil zu nehmen. War auch den Ruſſen eben keine beſondere Vorliebe für Deutſchland nachzurühmen, ſo waren ſie doch diejenige Macht, welche noch große materielle Kräfte gegen den Erbfeind in die Wagſchale zu werfen vermochte, die nun vernichten zu helfen dem Fürſten Schwarzenberg mit 30,000 Oeſterreichern, ſowie einem Corps Preußen unter General Yorck zur beklagenswerthen Aufgabe geworden. Letzterer war es jedoch, der im rechten Augenblick und auf eigene Gefahr hin die Initiative ergriff, indem er ſich dem Oberbefehl des retirirenden Marſchalls Macdonald entzog und an obigem Tage mit den Ruſſen die Convention zu Tauroggen abſchloß, durch welche er ſich mit ſeinem Corps vorläufig in eine neutrale Stellung verſetzte. Bald darauf erfolgte der denkwürdige Aufruf des Königs von Preußen an ſein Volk, dem daſſelbe mit einer Begeiſterung Folge leiſtete, die es, mit den Ruſſen vereinigt, bereits am 2. Mai 1813 den Franzoſen bei Lützen gegenüberſtellte. Gab auch Napoleon hier den Alliirten wieder den erſten Beweis ſeiner noch ungeſchwächten Thatkraft, ſo vermochte er das Schlachtfeld doch nur mit großen Opfern zu behaupten, und zum erſtenmale ſollte er erfahren, daß er es von nun an mit einem den Verzweiflungskampf beginnenden Volke zu thun habe.

Durch Zufall erhielt ich die Kunde dieſer ſo blutigen Schlacht aus erſter Hand und zwar durch einen direct vom Schlachtfelde kommenden Armeecourier, dem ich, ſpät Abends von Bockenheim kommend, auf der Chauſſee begegnete. Die Couriere der großen Armee wurden damals durch eigens auf der ganzen Strecke bis Paris dazu aufgeſtellte franzöſiſche Poſtillons gefahren, und in der Dunkelheit hatte hier ein ſolcher, des Weges Unkundiger, die Chauſſee nach Mainz mit jener nach Bockenheim verwechſelt. Der Courier mochte das gewahr geworden ſein, rief mich an und bat mich, zu ihm zu ſteigen, um den Poſtillon auf die rechte Straße zu bringen. Von ihm nun erfuhr ich den heldenmüthigen Widerſtand der Verbündeten bei Lützen und wenngleich er auch den Sieg für ſeinen Kaiſer in Anſpruch nahm, fügte er doch bedenklich ſeufzend hinzu: „Qu'une seconde victoire aussi sanglante

que celle de Lutzen serait pour la grande armée non moins périlleuse qu'une défaite complète"; und daß er Recht hatte, bewies bald darauf der am 21. Mai erfochtene Sieg bei Bautzen, nach welchem der Kaiser den Waffenstillstand vom 4. Juni gewiß mehr in der Absicht einging, seiner Armee die unumgänglich nöthig gewordenen Ergänzungen zuzuführen und ihr die bedürftige Ruhe zu gönnen, als einen definitiven Frieden zu schließen, dessen Basis damals wohl noch weit außer dem Bereiche seiner zuversichtlichen Siegeshoffnungen liegen mochte. Der ihm mehrere Male geglückte Versuch, nach einer dem Feinde beigebrachten Niederlage dieselbe rasch zu einem vortheilhaften Frieden zu benutzen, scheiterte zum ersten Male in Moskau und sollte zum Heile Deutschlands auch bei den Verhandlungen in Dresden erfolglos bleiben.

Unterdessen waren schon während des verflossenen Winters alle transportabele Kranke und Verwundete von der großen Armee hierher zur Verpflegung geschafft worden und Frankfurt war thatsächlich als ein Hauptspital derselben zu betrachten. Die Stadt hatte enorme Kosten dafür zu bestreiten; die öffentlichen Krankenhäuser reichten nicht mehr aus, und um nur den dringendsten Bedürfnissen einigermaßen zu genügen, war man genöthigt, auf der Pfingstweide große hölzerne Baracken aufzuführen und sie zu Militärlazarethen einzurichten. Dabei sah sich die Bürgerschaft der eingeschleppten Epidemie des Lazarethfiebers preisgegeben, das nicht minder verheerend hier auftrat, wie heut zu Tage die Cholera zu erscheinen pflegt.

Da nur die wirklich bettlägerig krank hier Anlangenden in die Hospitäler aufgenommen wurden, so geschah es häufig, daß ein scheinbar Gesunder oder nur leicht Blessirter, der bei einem Bürger einquartiert wurde, den Keim der Seuche mit in's Haus brachte und denselben in die Familie verpflanzte. Und doch gab es Beispiele genug, wo demungeachtet die erkrankten Fremdlinge nicht verstoßen, sondern im Hause sorgfältig verpflegt wurden. Eine Selbstaufopferung, zu der man nur dann, ohne an sich zu denken, fähig ist, wenn der ganze Ernst des Lebens die Gemüther empfänglich dazu gemacht und jene Selbstsucht in den Hintergrund gedrängt hat, die ein ungetrübtes Wohlsein nur zu leicht erzeugt.

Von der damaligen Calamität, die jeden Augenblick in anderer Geſtalt erſchien, vermag ſich überhaupt unſere heutige Generation keinen Begriff mehr zu machen, weil ſie mit der ihrem Geſichtskreis längſt entrückten Situation es verlernt hat, von der Zukunft Aehnliches zu fürchten. Und doch liegen ähnliche Zeiten noch lange nicht außer den Gränzen der Möglichkeit; und darum verſichere ich, daß viel Reſignation und geprüfter Gemeinſinn dazu gehört, ſich mit Ruhe in das Unabwendbare zu fügen und überall mit Beſonnenheit da einzugreifen, wo Beiſtand oder Abwehr erforderlich ſind. Die Eloquenz, die in der Neuzeit eine ſo große Rolle in unſerm kleinen Staate ſpielt, nützt dann nichts mehr und wehe, wenn die practiſche Geſinnung, die in ſolchen Bedrängniſſen nur allein noch helfen kann, ſich bereits damit zu Grunde gerichtet hat.

Groß war die Zahl der Unglücklichen, die nach ſo vielfältigen harten Strapatzen und Kämpfen in dieſem für die franzöſiſche Armee ſo unheilvollen Feldzuge, am Ende hier doch noch der Seuche erliegen mußten, und die Bornheimer Haide iſt das weite Grab, das ſo manchen braven Krieger mit kühler Erde deckt, der hier eine ruhmvolle Laufbahn endete. Jeden Morgen und jeden Abend brachten beſonders dazu hergerichtete Wägen die Hingeſchiedenen zu dieſer Ruheſtätte, und ſelbſt diejenigen, welche mit ihrer Beſtattung betraut, in dieſem Dienſte ſich abgehärtet, fingen davor zu ſchaudern an. Nur Einer unter ihnen, der ſeinen Muth ſtets neu aufzufriſchen wußte, hielt tapfer dabei aus und beſtattete die ihm anvertrauten Todten ſelbſt mit einer Art von Liebhaberei.

Gewöhnlich waren die Leichen bei der ſtrengen Winterkälte ſteif gefroren, und bevor er ſie aus dem Wagen in die weite Grube kegte, pflegte er ſie ſich erſt ein wenig zu ſortiren. Die nichtsſagenden Geſtalten wanderten ohne weitere Theilnahme in dieſelbe; waren es aber dem Anſcheine nach gediente Leute, ſo legte oder ſtellte er ſie der Reihe nach vor ſich hin, um ſie ſich ein wenig näher zu betrachten und ihnen eine kleine Standrede zu halten, die ſich nach dem Intereſſe richtete, welches ihm ihr Aeußeres einflößte. Aehnlich wie Shakeſpeare's Todtengräber im Hamlet, ſuchte er aus ihren Zügen die Schickſale derſelben

zu entziffern, und ließ ein martialiſches Anſehen auf eine rühmliche Tapferkeit ſchließen, ſo wurde ihr die bedauernde Anerkennung, „daß es Schade um ſo einen braven Kerl ſei“ und ſchließlich der Troſt mit in's Grab gegeben, „daß ein rechter Soldat eben das Leben nicht zu hoch anſchlagen dürfe“.

So wird der Menſch auf die natürlichſte Weiſe zum Philoſophen, wenn ihn die Nothwendigkeit zwingt, dem mit Gleichmuth in's Auge zu ſehen, was ihm unter andern Verhältniſſen mit Entſetzen erfüllen würde. —

Das dem Frankfurter von jeher in ſo charakteriſtiſcher Weiſe beiwohnende Mitgefühl für fremde Leiden fand demnach vollauf Gelegenheit, ſich nach allen Seiten hin für Feind und Freund zu bewähren, und zeigte ſich auch überall bereit, dem Einen wie dem Anderen beizuſpringen.

Seit den letzten Schlachten von Lützen und Bautzen wurden öfters kleine Transporte von Kriegsgefangenen hier durchgebracht, die natürlich allgemeine Theilnahme erregten. Beſonders waren es die preußiſchen Freiwilligen, die ſich derſelben zu erfreuen hatten, und da möglicherweiſe Leute von bekannten Familien darunter zu erwarten waren, ſo bildete ſich unter hier anweſenden jungen Preußen ein kleiner Verein, dem auch ich mich anſchloß, und der es ſich zur Pflicht machte, unter den eintreffenden Gefangenen etwaige Freunde und Bekannte ausfindig zu machen.

So traf einſt an einem ſehr heißen Junitage auch mich die Reihe, einen ziemlich anſehnlichen Transport von eben Angekommenen zu beſuchen, die man auf den Speichern der Reitbahn untergebracht hatte. Die Erlaubniß dazu wurde mir vom Commandanten der Bewachung bereitwilligſt ertheilt, und bald durchſchritt ich forſchend die langen, auf Stroh hingeſtreckten Reihen dieſer Freiheitskämpfer, worunter ich jedoch um ſo weniger irgend jemand Diſtinguirten unterſcheiden konnte, da ſie ſämmtlich, der großen Hitze wegen, völlig nackt umherlagerten.

Daß jenes Sprüchwort: „Kleider machen Leute“ nicht ohne begründete Bedeutung iſt, davon hatte ich hier bei meiner Umſchau nach Perſonen aus der eben bezeichneten Claſſe den beſten Beweis. Der Menſch

in dem Zuſtande wie ihn Gott erſchaffen, unterſcheidet ſich nur allein noch als ſchön oder häßlich. Aber ſelbſt der Seelenadel des Antlitzes verliert viel von ſeinem Ausdruck, wenn nicht eine angemeſſene Kleidung das Imponirende der Geſichtszüge unterſtützt. Der Standesadel aber hängt vollends gänzlich vom Schneider ab; unſer Herrgott hat nichts von ihm wiſſen wollen, und wie ſchwierig die Rangordnung zu handhaben geweſen ſein mag, als das Feigenblatt noch das einzige Uniformsſtück geweſen, davon gab die vor mir liegende Militärgruppe den beſten Beweis.

Ich mochte von den Gefangenen wohl für irgend einen Funktionär gehalten werden, denn nach mancherlei an mich geſtellten Forderungen requirirte mich auch ein im preußiſchen Dialekte an mich gerichteter Zuruf: „He! kick je mal hier, der Koſak will ſterben!“ — Wirklich lag eine breitſchulterigte nackte Geſtalt in meiner Nähe, die ſichtbarlich mit dem Tode rang, was der eigenthümlichen Gruppirung dieſer hier vor mir ausgebreiteten Kriegsmiſere einen ſchauerlichen Effekt mehr hinzufügte. Ich konnte natürlich hier nicht helfen, da jede Einmiſchung vergebens geweſen ſein würde, und mußte mich alſo auf die Beſchaffung einer Extraration von Bier, Brod und Tabak beſchränken, womit ich die Armen ihrem Schickſale überließ. In einer Zeit, wo einem das menſchliche Elend auf allen Gaſſen begegnete, war an eine nachhaltige Hülfe für Einzelne kaum zu denken; dem momentanen Bedürfniß abhelfen, war alles, was man thun konnte, da ſich jeden Augenblick neue Bedürftige zeigten.

So brachte bald darauf jener Ueberfall der Franzoſen und Württemberger, der, mitten im Waffenſtillſtande, den Lützower Jägern am 17. Juni bei Kitzen ſo verderblich wurde, viele Gefangene dieſes Corps hier durch, die, als Theodor Körner's Waffenbrüder, ein beſonders theilnehmendes Intereſſe erregten. Manchem derſelben war ſchon während des Transports zur Flucht verholfen worden, was freilich für die Zurückbleibenden eine um ſo ſtrengere Bewachung zur Folge hatte. Hier war es faſt unmöglich geworden, zu ihnen zu gelangen, da ſie meiſtens auf der Hauptwache im ſtrengſten Gewahrſam gehalten wurden.

Unter ihnen befand ſich auch der Buchhändler Dümmler aus Berlin, der mir von dort her noch ſehr wohl bekannt war. Nachdem mehrere Unterſtützungsverſuche am Abend ihrer Ankunft erfolglos geblieben, mußten ſich die Armen am nächſten Morgen durch ein eigends von der Hauptwache bis zum Leonhardsthor gebildetes und ſtreng überwachtes Militärſpalier zum Main begeben, wo ſie nach Mainz eingeſchifft wurden. Die franzöſiſchen Soldaten waren menſchlich genug, zu geſtatten, daß den Verbannten in der Geſchwindigkeit Wein, Tabak, Geld und ſonſtige eiligſt zuſammengebrachte Bedürfniſſe zugeſteckt wurden, die dem Anſcheine nach ſämmtlich einem ſehr traurigen Schickſal entgegen gingen. Ihre Einſchiffung erregte die größte Theilnahme, und alle Umſtehenden waren tief ergriffen, als die wackern deutſchen Männer im Moment ihrer Abfahrt und in der möglichen Vorausſicht, für immer vom deutſchen Vaterlande Abſchied zu nehmen, in feierlichem Tone ein patriotiſches Lied anſtimmten.

Es waren dieſes wohl die erſten Opfer einer deutſchen Geſinnung, die, für ihre Ueberzeugung in den Kampf gehend, hier fielen wurden, da eine deutſche Freiſchaar in dieſer intelligenten Zuſammenſetzung ſonſt wohl noch nirgendwo auf dem Schlachtfelde erſchienen. Aber eben wegen dieſer Geſinnung ſchienen ſie um ſo härter büßen zu ſollen, denn die deutſche Vaterlandsliebe, die wir an ihnen bewunderten, galt bei ihren Gegnern als ein Verbrechen ſtrafbarer Auflehnung gegen die herrſchende Macht, und ſtellte ihnen ein härteres Loos in Ausſicht, wie das einer gewöhnlichen Kriegsgefangenen. Es iſt es immer im Kampfe politiſcher Geſinnung, wo ſo mancher ſeine patriotiſche Hingebung als ſchwereres Verbrechen auf das härteſte büßen muß, für die, hätte ſie nicht unterlegen, er Ruhm und Ehre geerntet haben würde. — Dieſesmal ging es glücklicherweiſe beſſer mit dieſen Freiheitskämpfern, wie ſie es wohl ſelbſt geglaubt hatten, denn ſowie ich erfahren, wurden ſie in Frankreich ziemlich gut behandelt und meiſtens auch in nicht allzulanger Zeit wieder in Freiheit geſetzt, ſo daß auch Freund Dümmler ſich ſeinem Geſchäfte in Berlin bald wiedergegeben ſah.

Während nun im Norden von Deutſchland der ſo muthvoll begonnene Freiheitskampf die Keſſeln der franzöſiſchen Militärdeſpotie bereits

gebracht hatte, lebte der Süden, und namentlich wir hier in Frankfurt, noch in strengster Abhängigkeit. Eine jede Unterdrückung wird für die Dauer unerträglich; aber doppelt fühlbar lastet ihre Härte, kommt sie von fremder Hand, wie sie uns damals von den Franzosen kam, von denen der gänzliche Ertödtung aller deutschen Nationalgefühle unerbittlich heischen wollte.

Am 20. April brachten die heutigen Blätter eine Proclamation des Prinzen Eugen Napoleon, Vice-Königs von Italien, welche Bezug nehmend auf die als vorübergehend geschilderten Niederlagen der großen Armee, einen jeden mit dem Tode bedrohte, der es wagen würde, die Feinde Frankreichs in irgend einer Weise, sei es auch nur durch brieflichen Mittheilungen oder sonst dergleichen Handlungen, zu begünstigen. Die Presse war aufs vollständigste geknechtet, so daß die meisten Blätter der heutigen Tagesliteratur, wie „das Frankfurter Journal", das „Staats-Rüstrette" u. s. w., schon seit 1811 zu erscheinen aufgehört hatten. Nur die Postzeitung erschien noch unter dem Titel einer „Zeitung für das Großherzogthum Frankfurt", sowie auch das „Journal de Francfort", welches unter der Redaction des mit dem croix d'honneur decorirten Abbé Hencart sich noch viel weniger bestrebte, die deutsche Gesinnung aufrecht zu erhalten.

Napoleon hatte durch die Erschießung des unglücklichen Palm dafür gesorgt, daß die Presse in Deutschland gänzlich verstummen mußte, und so geschah es in dieser Beziehung auch hier bei uns geworden, daß selbst in unserer Geschichte eine Lücke dadurch entstanden ist, die schwerlich jemals ausgefüllt werden wird. Wir entbehren gänzlich einer ausführlichen Schilderung jener geschichtlich so interessanten Zeit, und außer was darüber in unseren Archiven etwa aufbewahrt sein mag, selbst aller gleichzeitigen Materialien, die zur Zusammenstellung einer solchen dienen könnten, so reich inhalts- und folgenreich diese Epoche auch für unsere Stadt gewesen.

Was in neuerer Zeit hie und da in Memoiren oder Selbstbiographieen darüber erwähnt worden ist, beruht meistens auf einseitigen Ansichtungen oder persönlichen Beziehungen, die nicht selten das Wahre mehr entstellen, als aufklären oder vervollständigen. Was aber unser

Kurzner darüber hinterlassen, ist nur als flüchtige Denkstücke zu betrachten, die unter dem Einfluß der sich so rasch folgenden Ereignisse meistens die Frische des Momente wieder einbüßten. Als man Zeit zum schreiben hatte, durfte man nicht schreiben, und als man wieder schreiben durfte, hatte man keine Zeit mehr; vielleicht auch keinen Drang mehr dazu, da man keine Ahnung davon hatte, daß das Geschehene jemals so vergessen oder verläugnet werden könnte.

In Preußen waren dagegen längst schon die Federn wieder in erfolgreichster Thätigkeit, die deutsche Gesinnung neu zu beleben, den Muth der Kampfbereiten zu entflammen und den bereits Kämpfenden überall beizuspringen, wo es Noth that. Arndt, Jahn, Körner und Andere verstanden es trefflich, durch den Posaunenruf der Presse Alles zum Streite für Deutschlands Befreiung aufzurütteln, was seither in gänzlicher Apathie versunken gewesen. Ihre Schriften und Lieder wirkten in dieser Beziehung mit bewunderungswerthen Erfolgen, und wenn auch nicht zu läugnen, daß in der so muthvollen Haltung des Königs von Preußen, in der Tüchtigkeit seiner Armee und in der Intelligenz ihrer Führer, die sie so rasch zu schulen und so einsichtsvoll zu leiten verstanden, die Hauptelemente zu suchen waren, die für das Gelingen der großen Sache eingetreten, so gebührt doch auch der damaligen Presse ihr rühmlicher Antheil daran, für das sie jedoch später, als die Gefahr vorüber, den Undank genug einerndete.

Welche Schmach im Vergleich zu der freien Bewegung derselben im Norden, diejenigen deutschen Ländertheile zu erdulden hatten, wo dieselbe noch unter dem Joche des Franzosenthums schmachtete, davon fand ich zufällig in meinem Antiquarium aus jenen Zeiten noch einen Beleg der Unverschämtheit, mit welcher man uns zu täuschen suchte.

Während nämlich dies- und jenseits der Elbe schon tausende von deutschen Kriegern für die Befreiung des Vaterlandes geblutet, brachte hier die „Zeitung für das Großherzogthum Frankfurt" einen Artikel aus dem damals noch von Franzosen besetzten Erfurt, worin erzählt wurde, „wie die dortigen (deutschen) Conscribirten sich beeiferten, dem Ruf der Ehre! zu folgen, in den Reihen der französischen Armee zu fechten." — „Nachdem sie sich," hieß es

darin, „von den Gegenständen ihrer Neigung (ihren Schätzen) mit innigem Bedauern getrennt, verließen sie, von edlern Gefühlen beseelt, voller unbefangener Fröhlichkeit ihr Vaterland, unter tausendfältigem Ausruf: „Es lebe der Kaiser! Auf! nach Spanien!“ —

Dahin nämlich wurden damals die noch diesseitigen deutschen Contingente geführt, um dem Vaterlande so das edle Blut zu entziehen, was zu seiner Wiedergeburt zu fließen bereit war. Und dergleichen unsinnige Jubelrenaden mehr mußten wir arme Deutschen geduldig hinnehmen und selbst von unseren Regierungen als wirklicher Ausdruck deutscher Gesinnung hingestellt sehen!

Es läßt sich leicht denken, daß derartige Bestrebungen, den französischen Einfluß eben und uns in steter Abhängigkeit zu erhalten, während auf der andern Seite alle Blicke forschend auf die Wendungen des Kriegsglücks gerichtet blieben, eine große Unsicherheit in den merkantilischen Bewegungen erzeugte. Der speculative Handelsgeist mußte sich im offenen Kampfe gegen die Napoleon'sche Continentalherrschaft seine Wege zum Absatz bahnen, und es galt, durch Gewandtheit und Scharfblick die Macht der Bajonnette zu besiegen, die sich dem freien Verkehr entgegenstreckten. Ueberall wurden neue Quellen aufgesucht, durch welche man dem großartig betriebenen Colonialwaarenhandel frischen Absatz verschaffte, und gar Manchem wurde ein reichlicher Gewinn damit zugeführt, so lange die politischen Verhältnisse eine Stabilität in Aussicht stellten, die jedoch in jenem Augenblick keineswegs vorhanden war.

Wirkte nun diese Geschäftsunsicherheit schon so nachtheilig auf den Waarenhandel, als den damaligen Hauptgeschäftsbetrieb, so war dieser noch bei weitem fühlbarer auf dem Geldmarkte. Zu welcher leichten Waare Staatspapiere zählen, davon bewahre ich als Beleg noch ein Blatt aus dem großen „Breviere des Börsen-Cultus“, das alle diejenigen jeden Morgen so begierig zur Hand nehmen, die den Mammon anbeten.

Ich meine nämlich damit einen Courszettel des Jahres 1813 (23. August), der inmitten dieser zahllosen Verlockungen, von der sich unsere Gegenwart in so verführerischer Form umgeben sieht, gleichsam

wie eine grimmende Bestie in dieselbe hineinschaut und mit bitterem Hohn auf den damaligen Werth der Habe deutet, die man den Wechselfällen der Verhältnisse vertraut hatte. Nach demselben bestimmte sich das papierne Besitzthum damals in folgender Weise:

		Pariser.	Berl.
Oesterreich	4% Obligationen	13½	—
	4½% dto.	14	—
	5% dto.	14½	—
	5% Wiener Stadt-Banco	13½	—
	50 fl. Strenge Lotterie	49	—
	100 fl. Banco-Lotterie	—	—
	500 fl. dto. dto.	—	—
Frankfurt	4% Obligationen	55	—
	5% dto.	65	—
	4½% vom 1. Novbr. 1800	—	—
Darmstadt	4½% Obligationen	—	52
	5% dto.	—	47½
	5% Landstände	—	55
Bayern	5% Obligationen	80	—
	5% dto.	80	—
	5% Landstände	—	—
Baden	4% Obligationen	—	71
	5% dto.	—	86
	4½% Amortisations-Casse	—	75
Preußen	4½% Obligationen	—	—
	4% dto.	—	—
Rußland	5% Obligationen	—	60

Nichts ist wohl fähiger, den in der politischen Atmosphäre herrschenden Grad von Vertrauen mehr Sicherheit anzudeuten, als die Course-Preise, die schon von der leisesten Veränderung darin auf das empfindlichste berührt wird. Das hier mitgetheilte Bulletin ihrer damaligen Bewegung kann daher einen um so deutlicheren Begriff davon geben, wie tief unter Null die allgemeine finanzielle Entmuthigung gesunken sein mußte, um selbst einen so höchst bescheidenen Markt in diesem Stande herunterzudrücken. Man würde Unrecht thun, die eigentliche Ursache jener Werthlosigkeit der Staatspapiere jetzt vielleicht darin suchen zu wollen, daß man es noch nicht so verstanden, den öffentlichen Credit in einer Weise anzuwenden, wie dieses heut zu Tage

mit so beispiellosen Erfolgen gekrönt. Mag auch zum Theil wohl etwas Wahres darin liegen, so liegt dagegen eben in dieser an Leichtsinn gränzenden Zuversicht um so viel Erschreckenderes bei dem Gedanken der möglichen Wiederkehr einer ähnlichen Periode.

In dieser Beziehung kann nicht leicht etwas Treffenderes gesagt werden, als was ein bewährter Kriegsmann jüngst auf die Frage über sein vorzugsweises Vertrauen in diesem oder jenem Falle erwiderte: „Wir fahren," meinte derselbe sprichwörtlich, „alle mit einander in einem und demselben großen Schiffe; kommt einmal ein andauernder Sturm über dasselbe, so bleibt uns nur der eine Trost, nämlich der, daß wir alle gemeinschaftlich darin zu Grunde gehen." —

Und ein solcher Sturm war damals thatsächlich über Deutschland hereingebrochen; über zwanzig Jahre tobte er bald in diesem, bald in jenem Theile desselben, bis er endlich mit vernichtender Macht über das gesammte Vaterland herzog. Dennoch hielt es aus, bis es ihn glücklich bewältigt, was jedoch gewiß weniger jener politischen Ansicht, als vielmehr den noch nicht aufgegebenen soliden Grundsätzen und einer weisen Beschränkung in allen Lebensverhältnissen zu danken war, an welchen allein der Muth die rechte Stütze zu der Ausdauer finden konnte, die das gänzliche Zusammenbrechen desselben verhinderte.

Wie wäre es sonst auch möglich gewesen, ähnliche Lasten zu bewältigen, wie sie z. B. nur allein unserer Vaterstadt aufgebürdet waren? — Vom November 1812 bis zum März 1813 hatten wir hier an Einquartirungen, nach der darüber aufgestellten durchschnittlichen Vertheilung, täglich 30 Generäle, 1030 Offiziere, 12,671 Soldaten und 382 Kranke beherbergt und verpflegt, die, zum größten Theil wenigstens, an den Tischen der hiesigen Bürgerschaft speisten. Für alle, Menschen und Pferde, wurden gefällige, ungeachtet die Einwohnerzahl noch bedeutend geringer war und die Vermögen noch bei weitem die Höhe nicht erreicht hatten, wie gegenwärtig.

Die außerordentlichen Anstrengungen, welche Kaiser Napoleon zu machen genöthigt war, um die enormen Verluste an Menschen im Verlaufe dieser Kriegszüge zu decken, ging übrigens schon an, in Frankreich einen sehr fühlbaren Mangel an tauglicher Mannschaft zu erzeugen.

Alles wurde zu den Waffen gerufen, um die erlittenen Verluste zu ersetzen. Selbst das Corps der Gardes d'honneur, dieser aus 10,000 Mann der schönsten und vornehmsten Jugend Frankreichs bestehenden Elite, mußte marschiren, und wir sahen während der Zwischenzeit des Waffenstillstandes viele dieser schönen Truppen hier durchkommen und dem Gefechte entgegenziehen, von dem wohl so mancher unter ihnen schon eine trübe Vorahnung haben mochte.

Unterdessen hatte nach schwierigen fruchtlosen Negociationen die Waffenruhe am 17. August ihr Ende erreicht, und die Feindseligkeiten begannen sofort aufs Neue mit so rasch aufeinander folgenden Schlägen, daß man in einiger Entfernung vom Kriegsschauplatze die Erfolge kaum mehr zu unterscheiden vermochte, und zwar hier um so weniger, da wir unter den bereits oben geschilderten Einflüssen lebten. Bekanntlich wurden in den kurzen Zwischenräumen weniger Tage die denkwürdigen Schlachten von Groß Beeren am 23. August, an der Katzbach am 26. August, bei Dresden am 27. August, und bei Culm am 30. August geschlagen, die, mit Ausnahme von Dresden, den französischen Waffen entschieden ungünstig waren. Von diesen Vorgängen kamen uns nur vage Gerüchte zu, die um so verwirrender waren, da noch am 31. August ein Artikel aus Mainz das Einziehen der Franzosen in Berlin verkündete, und am 9. September das sehr ausführliche Bülletin über den entscheidenden Sieg bei Dresden hier ausgetheilt wurde.

Diese letztere Siegespost wirkte um so entmuthigender, da schon am 15. Sept. der erste Transport der bei Dresden gefangenen Oesterreicher, Russen und Preußen, 200 Officiere und 10,000 Mann, hier eintraf; alle wurden bei ihrer kurzen Rast nach Möglichkeit versorgt und erweckten die allgemeine Theilnahme, aber auch eine eben so große Niedergeschlagenheit, da wir die kaum erfaßten Hoffnungen aufs Neue schwinden sahen und es fast unmöglich schien, den Zauber zu lösen, mit welchem Napoleon das Kriegsglück an seine Waffen fesselte. In den uns hier näher bekannt gewordenen drei norddeutschen Schlachten bei Lützen, Bautzen und Dresden, in welcher letzteren sogar ein alter Rival des Kaisers, General Moreau, sich ihm gegenüberstellte, hatten sich demnach

die Chancen in den Momenten, wo alles für den auf dem Spiele stand, stets so entschieden zu seinen Gunsten gewendet, daß dessen große Schicksalsstatistik aufs Neue anfing, in unbegreiflichem Glanze zu erscheinen. Das Gegentheilige wurde uns freilich auf das sorgfältigste verheimlicht, und selbst nach der Schlacht von Leipzig berichtete uns noch eine Depesche aus Erfurt, „der Kaiser hätte den Feind aufs Haupt geschlagen und befände sich," wie sehr naiv hinzugesetzt wurde, „bei außerordentlich guter Gesundheit!" —

Bald jedoch konnten die entscheidenden Niederlagen der französischen Armee (Groß-Beeren, Katzbach, Culm), ungeachtet aller Vorsicht, doch nicht länger mehr verborgen bleiben. Von allen Seiten trafen Privatberichte darüber ein und versetzten die Bürgerschaft aufs Neue in eine nicht zu beschreibende Aufregung. Jeden Augenblick mußte ein Nachbar dem andern etwas Neues zu berichten, und der Gedanke, daß es doch noch anders werden und daß aus der sechsjährigen Fremdherrschaft die freie Reichsstadt am Ende doch wieder hervorgehen könnte, machte so mächtig, daß die alten reichsbürgerlichen Gesinnungen, die sich durch unzählige erlittene Drangsale der Entmuthigung schon so nahe gebracht haben, unter der Bürgerschaft überall wieder hell aufflackerten. Daß eine harte Krisis dabei zu überstehen sein würde, sah ein Jeder wohl voraus, und man hatte sich auch wahrlich darum nicht getäuscht; aber wer heute noch auf die damaligen Ereignisse zurückzublicken vermag, wird sich dieser auch mit dem Selbstgefühl erinnern können, der gefahrdrohenden Katastrophe muthig ins Auge gesehen und sie mit seinen Zeitgenossen zusammen tapferkämpfend bestanden zu haben.

Immer rascher auf einander folgten sich nun die Ereignisse und lichteten uns die wahren Verhältnisse stets deutlicher erkennen. Am 25. October eilte der König von Neapel (Murat) hier durch, um seine Umgebung bekannt werden zu lassen, daß mit der erlittenen Niederlage bei Leipzig das Ende der Dinge gekommen sei. Gleichzeitig erfuhren wir die Abreise des Königs Hieronimus aus Cassel, den General Czernitscheff verdrängt hatte. Am 29. Octbr. erschien auch endlich das große Bulletin über die Ereignisse vom 15. bis 24. Octbr., welches wenigstens den Betrug der bisherigen lügenden Aeußerungen der fran-

ersehnten Armee offen entgegenjauchzt. Alles, was zu berichten gebrauchte hier noch anwesend war, rüstete sich zum Abzug, und am 30. Octbr. begann die Bürger die Wachen. Frankfurt war wieder deutsch!! und um 5 Uhr Nachmittags zog Prinz Karl mit seinem, vom Aschberg'schen Corps über Offenbach detachirten Bayern, 60 Reitern an der Spitze, über die Brücke in die Stadt.

Es war dieses einer von den Momenten, den man erlebt haben muß, um den Eindruck in dem Umfange mitzufühlen, den solche Ereignisse hinterlassen. Eine lange Reihe der hergewehten und trüben Jahre lag plötzlich hinter uns. Seit 1796, mit wenig Unterbrechungen, stets von den Franzosen bedrängt, war deren, wenn auch indirecte Herrschaft, mit der Gründung des „Großherzogthums Frankfurt" seit 1806 bei uns zur Thatsache geworden, wie denn auch sonst die schmachvolle Abhängigkeit der übrigen Deutschlands offenkundig genug war. Unter dem Einflusse dieser so entmuthigenden Bewußtseine nun sich desselben plötzlich entboben zu sehen, wieder frei aufathmen zu können, und die deutschen Stämme, welche so lange den Adlern der fremden Zwingherrn folgen und ihre Siege unterstützen mußten, nun endlich wieder als freie Deutsche begrüßen und sich über das Erduldete ohne Scheu gegenseitig aussprechen zu können: das war ein Gefühl, was die heutige Generation zu ihrem Heil nicht kennen gelernt und wovor sie der Himmel bewahren möge*).

Die ganze Bürgerschaft war auf den Beinen; die Deutschen wurden mit unbeschreiblichem Jubel empfangen, und nie werde ich es vergessen, wie der Pulk der ihnen voranjubelnden, hier noch nie gesehenen Reitern auf ihren kleinen Pferden von der Menge die Zeile hinauf bis zum Hegel'schen Hause, wo sich die Commandantur etablirt hatte, buchstäblich mehr getragen wurden, als sie voranschreiten konnten. Was

*) Die Bürgerschaft im allgemeinen hatte natürlich keine Ahnung davon, daß die Bayern zum Theil auch darum so rasch hier einrückten, um das ihnen durch den mit den Verbündeten abgeschlossenen Vertrag von Kiel (8. Octbr. 1813) zugesagte Großherzogthum Frankfurt für sich in Besitz zu nehmen, weshalb, wenn der Vertrag vollständig zum Vollzug gekommen wäre, sich unsere so brüderlichen wohlwollenden Vertheidiger allerdings auch Mann in Mann gegenüber stehen hatte.

ſich begegnete, ſchüttelte ſich freudig die Hände, und Jeder wußte ein neues Begegniß zu erzählen, ohne zu ahnen, was ſich gerade in derſelben Stunde ganz in unſerer Nähe auf dem Schlachtfelde bei Hanau zutrug. Erſt gegen Abend erhielten wir nähere Kunde darüber, die uns um ſo mehr in neue Schrecken und Beſorgniſſe verſetzte, je unerwarteter ſie uns kam und je unbeſorgter wir uns dem Freudenrauſche hingegeben, endlich einmal die Franzoſen los geworden zu ſein.

Die Schlacht von Hanau war den Waffen der Alliirten nicht günſtig geweſen. Napoleon hatte ſich den ungehinderten Rückzug erzwungen, und die Trümmer der großen Armee wälzten ſich nun im bunteſten Durcheinander auf der Straße von daher unaufhaltſam unſerem Gebiete zu.

Schon in der Nacht auf den 31. Octbr. hatten die Tage vorher eingerückten Bayern, das Mißliche ihrer eingenommenen Poſition erkennend, die Stadt wieder geräumt und ſich nach Sachſenhauſen zurückgezogen, wo ſie in und um dem deutſchen Hauſe, ſowie an der Brücke mit dem Main ihre Stellung befeſtigten. Die erſtere war, ſoviel es geſchehen konnte, abgeworfen worden, ſo daß man nur noch die Trottoirs paſſiren konnte, und jenſeits derſelben hatte man auf verſchiedenen Punkten ſtarke Batterien errichtet.

Der 31. Octbr. war ein Sonntag, und ich entſinne mich, daß ich ſchon früh Morgens der Brücke zueilte, um mich über den Stand der Dinge zu unterrichten. An dieſen Gang knüpft ſich eine jener kleinen Epiſoden, die uns als intereſſante Staffagen ſolcher Erlebniſſe ſtets im Gedächtniß bleiben. Es hielt hier nämlich ein Poſten unſerer Bürger-Cavallerie, um die Paſſage der Brücke zu beaufſichtigen. Indem ich mich mit demſelben (es war der Herr J. G. B. Treſt aus der Judengaſſe) unterhielt, trat ein über die Brücke kommender bayeriſcher Offizier zu uns heran, um ſich nach einem Schwertfeger zu erkundigen, bei dem er eine neue Degenklinge kaufen könne. Die alte mochte ſich im Dienſte für die Franzoſen abgenutzt haben und ihm nun, wo es einmal an ihre eigenen Häute gehen ſollte, nicht mehr ſcharf genug dünken.

Ich erbot mich, ihm dabei behülflich zu ſein, und führte ihn, nach einigen in der Nähe vergeblich gemachten Verſuchen, nach der Catharinenpforte zu dem damaligen Schwertfeger Streng.

Auf dem Wege dahin sprengte ein anderer unserer Cavalleristen in gestrecktem Carriere an uns vorüber die Zeile hinauf, nach der von Bürgern besetzten Hauptwache, um das Andringen der Franzosen dort zu melden. Ohne davon etwas zu ahnden, waren wir eben im Handel über die Degenklinge begriffen, als plötzlich der eben erwähnte Herr Trost am Fenster des Waffenladens erschien, um den Offizier zu benachrichtigen, daß die ersten Franzosen bereits in die Stadt gedrungen seien und er Gefahr laufe, gefangen zu werden, wenn er nicht eile, die Brücke wieder zu erreichen.

Im schnellsten Laufe ging es nun durch die am nächsten führenden Nebengassen der Brücke zu, an der bereits einige französische Tirailleurs zu feuern begonnen hatten. Die bayerischen Vorposten waren eben zur Ladung mehr nach der Mitte der Brücke zurückgegangen und der Offizier demnach um so mehr der Gefahr bloßgestellt, da er sich ihnen nicht anschließen konnte, ohne dem überlegenen Feinde in die Hände zu laufen. Dies erkennend, wollte er den Main schwimmend passiren, woran ihn jedoch die wachhabenden Bürger am Metzgerthore mit der beruhigenden Versicherung zu verhindern suchten, daß im Fall er sich bedroht sehen sollte, sie für seine Sicherheit schon sorgen würden. In demselben Augenblick jedoch rückten die bayerischen Posten wieder vor, was der junge Mann nun schnell benutzte, um sich unter den feindlichen Kugeln seinen Leuten wieder anzuschließen.

Dieses kleine Intermezzo ging damit aus, daß ich demselben Offizier, am dritten Tage darauf, nach dem erfolgten gänzlichen Abzug der Franzosen, wieder wohlbehalten mit seinem Bataillon über die Brücke einrücken sah, und hier Gelegenheit hatte, ihm über seine glückliche Rettung meine Freude zu bezeigen.

Nach einigen ähnlichen Plänkeleien in der Nähe der Brücke, wobei es mehrere Todte und Verwundete gab, wie z. B. unter andern auch ein französischer Gensdarm, der ganz in meiner Nähe, mit sammt seinem Rosse, an der Mehlwage durch zwei bayerische Kugeln zusammengeschossen wurde, gestaltete sich die Sache bald ernsthafter. Ein französischer Artillerie-General, am Kopf und Arm verwundet, aber doch noch fest im Sattel, erschien mit seinem Stabe, ertheilte rasch das ihm

folgende Geſchütz in Batterien, theils in der Fahrgaſſe, meiſtens aber auf dem Kai links der Brücke, und bereitete überhaupt alles zu einer energiſchen Beſchießung des deutſchen Hauſes vor, die auch ſehr bald darauf ihren Anfang nahm.

Bis dahin hatten wir mit ſteigender Neugier dieſem ſich hier entwickelnden Kampfſpiele zugeſehen und uns keck mitten darunter gewagt, indem wir, je nach den Umſtänden, bald retirirten oder mit vorgingen. Als aber plötzlich „Feuer" commandirt wurde und die erſte Kartätſchenlage gegen die Mauern der Brückenmühlen und des deutſchen Hauſes praſſelten, die dann von drüben ſofort mit einem gegen den Kai gerichteten Kugelregen erwiedert wurden, da gaben wir Ferſengeld. In einem Nu waren die Gaſſen von Neugierigen wie gekehrt, und die krachenden Feuerſchlünde konnten ungeſtört ihren alles vernichtenden Dienſt verrichten.

Während alles das unter unſeren Augen vorging, hatte die Avantgarde der franzöſiſchen Armee die Stadt erreicht. Damit wurde die Lage derſelben mit jeder Minute gefahrdrohender, denn drangen die Truppen in die Stadt, ſo war nicht abzuſehen, was aus uns werden würde.

In dieſem kritiſchen Augenblick befand ſich der Obriſtlieutenant des zweiten Bataillons unſerer Nationalgarde, Herr Bernhard Aubin, gerade bei dem Poſten derſelben am Obermainthor, als die Meldung von der Annäherung des Kaiſers dahin gelangte. Ohne zu zaudern, beſtieg derſelbe das erſte beſte ſich ihm darbietende Pferd, um ihm entgegen zu reiten, und dieſer ſchnell ausgeführte Entſchluß hatte für die Stadt die erſprießlichſten Folgen.

Kein beſſerer Mann hätte für eine ſolche Miſſion, wenn ſie beabſichtet geweſen wäre, gewählt werden können; denn Herr Bernhard Aubin, obgleich in ſeinem bürgerlichen Stande dem Comptoir angehörend, wußte in der Uniform nicht weniger zu imponiren, wie ein franzöſiſcher Marſchall, und verſtand es meiſterhaft, ſeine militäriſche Haltung durch gewandte Rede in fließendem Franzöſiſch zu unterſtützen. Der Kaiſer, dem ein ſolches Auftreten wohl gefallen haben muß, nahm ihn ſofort an ſeine Seite, um ſich nach dem für ſein Quartier auser-

ſchenen Bethmann'ſchen Garten, am Neuen Thore, geleiten zu laſſen, von wo er die ganze Retirade überſehen konnte, die an demſelben vorüberziehen mußte.

Unſer Aubin wußte dieſe Gelegenheit klug zu benutzen, indem er den Kaiſer den Weg über die Pfingſtweide nehmen ließ, wo die großen Lazarethe für die franzöſiſche Armee errichtet worden waren. Der Kaiſer, auf ſeine Fragen über den Zweck dieſer Gebäude unterrichtet, äußerte ſich beifällig darüber und nahm hier wohl den erſten Eindruck einer milderen Stimmung gegen die Stadt mit ſich, die ſpäter durch das verſtändige und gemeſſene Benehmen ſeines Werths, unſeres Moritz von Bethmann, ſowie auch durch die Deputation, welche, mit dem Präfecten an der Spitze, dem Kaiſer aufwartete, unterhalten und zum Vortheil der Stadt in erfolgreichſter Weiſe benutzt wurde. Wenn man es jedoch dieſer Stimmung allein zuſchreiben will, daß Napoleon ſeiner Armee die Thore ſchließen und ſie an denſelben vorüberziehen ließ, ſo geht man darin wohl zu weit. Hätte man den bis auf das äußerſte erſchöpften Soldaten es geſtattet, die Stadt zu betreten, ſo war es vorauszuſehen, daß die raſche Bewegung der Armee nach Mainz dadurch in Verwirrung und Stocken gerathen und ihr Rheinübergang ſehr gefährdet geweſen wäre. Man war daher gezwungen, den ermüdeten Truppen nur eine kurze Raſt unter freiem Himmel und die nöthigſten Erfriſchungen zu geſtatten, und dieſer gebieteriſchen Nothwendigkeit war es wohl hauptſächlich zuzuſchreiben, daß wir von den Calamitäten einer Retirade durch die Stadt verſchont blieben, die uns ſonſt die Großmuth des Feindes unter günſtigeren Umſtänden wohl ſchwerlich erſpart haben dürfte.

Zu welchem hohen Grade die Schrecken eines ſolchen Rückzuges, bei längerem Verweilen der Armee, geſtiegen ſein würden, davon überzeugten uns ſpäter die gräulichen Spuren, welche ſchon der raſche Vorüberzug derſelben zurückgelaſſen. Man muß das geſehen haben, um ſich eine Vorſtellung davon zu machen, und wer heute jene Erlebniſſe noch zu überſchauen und mit ſeinen früheren Erfahrungen zu vergleichen vermag, wird geſtehen, daß unſere damalige Lage eine weit gefahrdrohendere geweſen, als ſie Frankfurt wohl jemals erlebte.

Umgeben von zahlloſen Schaaren eben aus einer heißen Schlacht kommender Soldaten, die erſchöpft, um jeden Preis ihre Bedürfniſſe zu erlangen ſtrebten; auf ihren Ferſen den nachrückenden Feind, der den Kampf im Innern der Stadt an der Mainbrücke bereits aufgenommen und mit dem wir Tages zuvor ſo jubelnd fraternißirten, hatten wir in der That nur das Schlimmſte zu erwarten. Doch herrſchte bei alledem weder Zagen noch Verwirrung unter uns; alles war an ſeinem Poſten, wobei uns eine ſo langjährige Praxis gut zu Statten kam, die uns handeln gelehrt hatte.

Wie viel in ſolchen kritiſchen Momenten, die ebenſowohl das Allgemeine wie den Einzelnen betreffen, das einmüthige Zuſammenhalten einer Bürgerſchaft werth iſt, und wie ſehr gefährdet wir ohne ein ſolches geweſen ſein würden, wird ein Blick auf die oberſte Behörde leicht erkennen laſſen, von der uns vor Allem in der damaligen Lage Rath und Hülfe kommen konnte.

Der Großherzog ſelbſt war nicht anweſend. Seine Miniſter, ſowie viele der höheren Beamten gehörten uns durch Nationalität nicht an und waren theilweiſe ſeither die Vollſtrecker jenes höheren Willens geweſen, der in demſelben Augenblick ſein Hauptquartier vor den Thoren der Stadt genommen. Der auf dieſen Regionen haftende Verdacht des überwiegenden franzöſiſchen Einfluſſes drohte uns demnach bei den nachrückenden Verbündeten eben ſo nachtheilig zu werden, wie uns bereits der jubelnde Empfang der Deutſchen in eine gefährliche Lage verſetzt hatte. Zwiſchen dieſen zwei Bedrängniſſen war es glücklicherweiſe die ſo überaus taktvolle Haltung unſeres Präfecten, des ſchon eben rühmlichſt erwähnten Friedrich Max v. Günderode, welcher beide Befürchtungen zu paraliſiren wußte, während derſelbe zugleich in unermüdlicher Sorge um das Wohl der Stadt allen Anderen voranleuchtete. Auch unſerem Maire, Jacob Guiollet, obgleich zu den von auswärts gekommenen Staatsdienern zählend und darum mancherlei Anfeindungen ausgeſetzt, gebührt der Nachruhm, ſeinen wichtigen Poſten, namentlich in dieſen Tagen der Gefahr, mit aller Energie und vollkommen im Intereſſe der Stadt verwaltet zu haben, ſowie auch beſonders ſämmtliche Präfectur, Departements- und Municipalräthe,

die den Achtbarſten unſerer Bürgerſchaft angehörten, eine Hingebung und Ausdauer dabei bewieſen, die weſentlich zur glücklichen Ueberſtehung dieſer harten Prüfung beitrug. Vor Allem aber war es der einmüthige Geiſt der Bürgerſchaft, in welchem die leitenden Elemente ihre rechte Stütze fanden, während jene ſich wieder durch das vorangehende Beiſpiel der höheren Stände in ihrer patriotiſchen Aufopferung ermuthigt ſah.

Wenn es möglich geweſen wäre, eine überſichtliche Schilderung von Allem dem zuſammenzuſtellen, was ſich in den Tagen dieſes denkwürdigen Rückzuges in der nächſten Umgebung unſerer Stadt zugetragen, ſo würden wir ſicher um einen merkwürdigen Beitrag zur Geſchichte menſchlichen Elends und wechſelnden Geſchicks reicher ſein. Es waren dieſes die letzten Momente einer Gewaltherrſchaft, die ſeither mit eiſerner Wucht auf Deutſchland gelaſtet und die, den Inhalt einer langen Leidensgeſchichte mit ſich nehmend, hier unter convulſiviſchen Zuckungen den Geiſt aushauchte, der gleichſam wie ein böſer Dämon über ſeine uns damals noch ſo nahen Gränzen entwich, um — ſo Gott will — niemals über dieſelben wiederzukehren.

Mag es auch ſein, daß während den darüber hingegangenen vierzig Jahren manch anderer harter Kampf fern von uns ausgefochten wurde, und daß z. B. der letzte Menſchenſchlächterei im Orient maſſenhaftere Opfer für ein immer noch in Frage geſtelltes Reſultat gekoſtet: einen Kampf wie jenen, der hier vor unſeren Thoren mit dieſem Vorüberzuge ſeine Endſchaft auf deutſchem Boden erreichte, hat die Geſchichte ſeitdem nicht wieder aufzuweiſen. Gerade darin liegt eben auch das Denkwürdige dieſer ſeiner letzten Momente, von deren Einzelnheiten jedoch nur wenige vage Ueberlieferungen auf unſere Gegenwart gekommen ſind, ſo mannigfaltig, ergreifend und inhaltsreich ſie auch wohl geweſen ſind. Alle menſchlichen Leiden und Leidenſchaften haben hier in ihren verſchiedenartigſten Abſtufungen eine Rolle geſpielt; von dem ſich allmächtig dünkenden Kaiſer, der aus den Fenſtern des Bethmann'ſchen Gartens, mit den an denſelben vorüberziehenden Trümmern ſeiner für unbeſiegbar gehaltenen Armee, ſeinen Stern mehr und mehr erbleichen ſah, bis abwärts zu dem bärtigen Grenadiere, der, nach

mancher ſiegreichen Schlacht, und ſelbſt den Schrecken der Bereſzina glücklich entronnen, ſich hier ſo nahe der Heimath, mühſam irgend einem Obdach zuſchleppen mußte, um in Folge zu groſſer Strapazen doch noch verſchmachtend umzukommen, — durch dieſe ganze Gradation hindurch würden ſich Situationen und Seelenzuſtände ſchildern laſſen, welche die pſychologiſchen Denkwürdigkeiten auf das intereſſanteſte bereichern müßten. Von allem dem aber wiſſen wir nicht viel auszuſagen, da bei der Abſperrung der Stadt nur wenige ihrer Einwohner Augenzeuge dieſer unüberſehbaren Miſere ſein konnten. Diejenigen aber, die ſich in ihrem Beruf oder zum Schutz ihres Eigenthums darunter bewegten, nahmen aus dieſem Durcheinander einer mit der Erſchöpfung ringenden Gewalt nur die Eindrücke wilder Begierde, oder des Fluchens, Stöhnens und Sterbens mit hinweg, die in der Fluth der uns ſo plötzlich überraſchten Ereigniſſe ſchnell wieder untergingen, deren Spuren ein Jeder zu verwiſchen ſtrebte, ſobald ſie abgelaufen.

Nicht weniger angſt- und ſorgenvoll ging es im Innern der Stadt zu, und wer in jenen Tagen den Geiſt Asmodi zum Führer gehabt hätte, um mit Hülfe ſeiner Zauberlaterne in das Innere unſerer Familienkreiſe zu blicken, der würde darin, zwar wohl weniger grauenvolle wie draußen vor den Thoren, aber dafür wohl um ſo buntere Scenen zu beobachten Gelegenheit gehabt haben, die ſich je nachdem in Schrecken und ruhiger Faſſung, Muth und Feigheit, Mitleiden und roher Gewalt, Dankbarkeit und frechem Uebermuth u. ſ. w. abſpiegelten, und in dieſen Gegenſätzen ſicher den pikanteſten Stoff zu den charakteriſtiſchſten Schilderungen geliefert haben würden.

Waren auch die Thore der Stadt abgeſperrt und die Zugänge durch unſere Cavallerie, im Verein mit franzöſiſchen Gendarmen, aufs ſtrengſte überwacht, ſo wußte ſich doch eine Unmaſſe von Offizieren aller Grade, Militärbeamten, Maroden, Nachzüglern u. ſ. w. den Eingang zu verſchaffen oder zu erzwingen, die überall bei den Bürgern eindrangen, um ihrer Noth oder ihren Bedürfniſſen durch Trotz oder Bitte, Kauf oder Requiſition abzuhelfen. Von einer geregelten Ordnung in dieſer Beziehung konnte bei dem unüberſehbaren Gewirr von Anforderungen, welche die Stadt zu befriedigen hatte, kaum die

Rede ſein, und Jeder mußte daher dem ihm Zugemuthetem, ſo gut es geben wollte, ſelbſt zu entſprechen ſuchen.

Daß man ſich unter ſolchen Umſtänden auf alle Eventualitäten gefaßt machte und für ſein Haus ſorgte, iſt begreiflich; auch ich mußte eine Rolle dabei übernehmen, obgleich ich gehofft hatte, daß die wenig verſprechende Außenſeite meiner kloſterlichen Burg mich vor dem Andrange der Erquickungſuchenden ſchützen würde. Die Obhut des alten Gemäuers, das zur Zeit noch den größten Theil des Brönner'ſchen Geſchäfts enthielt, war mir allein zugetheilt, da unſer Chef mit ſeiner jungen Frau in ſeiner entfernteren Behauſung für eigene Einquartierung und ſonſtige häusliche Bedrängniſſe vollauf zu ſorgen hatte. Ich fand mich daher mit dem Handlungsperſonal gänzlich iſolirt und mußte ſelbſt die nöthigen häuslichen Dispoſitionen treffen, die bald um ſo dringender wurden, da die ungebetenen Gäſte nicht lange auf ſich warten ließen.

Zuerſt erſchien ein Capitän mit ſeinem Lieutenant, die beide auf gut Glück an das Thor des verlaſſenſcheinenden Hauſes pochten und um ſo freudiger überraſcht waren, als ſie einen Blick in ſein gaſtliches Innere thun konnten. Ihnen folgte bald ein Chef d'escadron mit Bedienung, und endlich ein Secretär aus dem Kriegsminiſterium, gleichfalls mit Dienerſchaft. Alle wollten eſſen, trinken, ſchlafen, und es fehlte mir in meiner Junggeſellenwirthſchaft an Allem, was dieſen Anforderungen gehörig entſprechen konnte. Ich ließ daher alle Betten im Hauſe in ein geräumiges Zimmer gleicher Erde ſchaffen und rings an den Wänden umher ausbreiten, ſtellte einen großen Tiſch in die Mitte, beſetzte ihn mit, aus der Nachbarſchaft beſchaffter kalter Küche und Weinen, und lud meine Gäſte ein, es ſich comfortable zu machen.

Das ließen ſich die Herren denn auch nicht zweimal heißen, und es war eine Freude, dieſelben in bunter Reihe zulangen zu ſehen. Dies geſchah übrigens in aller Gemüthsruhe und unter jovialen Geſprächen, während draußen keine fünfzig Schritte von uns in der Fahrgaſſe und an der Brücke die Kanonen krachten und die Kartätſchen fingen über den Main hin und her flogen. Ich machte meine Gäſte darauf aufmerkſam, daß ihre Lage in ſolcher Nähe des Kampfplatzes

eben nicht allzuſicher ſein möchte, da ein plötzliches Vordringen der Bayern ſie in Gefahr bringen könnte, gefangen zu werden. Das geniirte jedoch Niemand; der erſchöpfte Körper behauptete ſein Recht, und nachdem ſich Alle geſättigt, worüber die Nacht eingebrochen, bereitete ſich ein Jeder zur Nachtruhe, und bald ſchnarchte es rechts und links, als hätte ſie Nachtigallengeflöte in den ſüßeſten Schlummer gewiegt.

Nur der Secretär aus dem Kriegsminiſterium bat um ein beſonderes Zimmer, ſowie um Licht und Schreibzeug, weil er die Materialien zu dem Bülletin zu ordnen habe, welches am nächſten Tage über die Schlacht von Hanau ausgegeben werden würde.

Während dieſer kleinen Ereigniſſe im Innern unſerer kläſterlichen Mauern, die ſich in ähnlicher Weiſe, wenngleich in verſchiedenartiger Abſtufung wohl über die ganze Stadt verbreiten mochten, hatte ſich draußen auf dem Hofraume ein kleines kriegeriſches Bivouac zum maleriſchen Bilde gruppirt. Die Dienerſchaft umſtand hier ein hellloderndes Wachtfeuer unter den alten Hollunderbäumen, neben welchem unter Waffen und Gepäcke aller Art die abgetriebenen Pferde in Ermanglung der Fourage, begierig das Stroh der Bücher-Emballagen ſammt darunter befindlichen Papierſchnitzeln verzehrten, und freudig aufwieherten, wenn ſie einen guten Biſſen darunter fanden. Drinnen im Zimmer die Reſte des geleerten Buffets, umlagert von den in Schlaf verſunkenen kriegeriſchen Gäſten, welche alle Schrecken des Kriegs für ein Weilchen ruhig verträumten. Droben dagegen die noch einſam ſchimmernde Lampe bei der Phraſen eines ſiegverkündenden Bülletins aneinander reihenden Secretärs, der ſich abmühen mochte, einen Feind gänzlich zu vernichten, der in demſelben Moment ganz in der Nähe ſein Daſein mit krachendem Kanonendonner aufs Neue beſtätigte. Alles das bildete ein Ganzes in ſo maleriſcher Beleuchtung, daß es mir noch heute gegenwärtig iſt; daß ſich jedoch nicht überall ähnliche Scenen in gleich friedlicher Beſchauung darſtellten, davon überzeugte uns der von allen Seiten zu unſerer Abgeſchiedenheit herüberdringende wilde Lärmen, ſowie der feurige Widerſchein, der den Horizont weithin erleuchtete.

Bald auch drohte uns der inzwiſchen immer heftiger werdende Kampf draußen am Main gefährlicher zu werden und ſich ſelbſt in unſere Nähe zu ziehen. Ein Bataillon der Grenadiere und Voltigeurs des Oudinot'ſchen Corps hatte Ordre bekommen, einen Scheinangriff auf die Stellung der Bayern zu unternehmen; die Letzteren ließen die Andringenden bis in die Nähe der Mühlen kommen, richteten dann aber ein ſo mörderiſches Feuer auf dieſelben, daß jene in Brand geriethen und im Gedränge der Retirirenden viele ihrer Todten und Bleſſirten in den Fluß ſtürzten. Es war dies ein Moment, der mir ſo bedrohlich erſchien, daß ich meinen Capitän weckte, damit die meiner Hoſpitalität Vertrauenden wenigſtens nicht im Schlafe das Opfer eines möglichen Ueberfalles werden möchten. Der etwas beleibte, mit einem **tonnere de dieu!** vom Lager aufſpringende Capitän rieb ſich die Augen und folgte mir, um den Gräuel der Verwüſtung näher zu überſchauen. Kaum hatte er ſich jedoch von dem Stande der Dinge überzeugt, ſo kehrte er beruhigt und mit der Verſicherung zum Lager zurück, daß man die Brücke nicht nehmen könne, die Bayern aber nicht ſtark genug ſeien, die Retirade zu hindern. Er hatte recht; es war nur eine Demonſtration, die jedoch manchem armen Teufel das Leben gekoſtet hatte. Sein Pferd beſteigend, reichte er mir am Morgen mit den Worten die Hand zum Abſchiede: „**Adieu mon ami; vous nous êtes quitte pour jamais!** Ob er wahr geſprochen und ein zweites „Sie ſollen ihn nicht haben!" ausreichend ſein wird, etwa wieder aufſteigende Gelüſte zu unterdrücken, muß die Zeit lehren.

Der 1. November verlief bei weitem ruhiger. Die Kanonade war in Folge von Unterhandlungen von Seiten der Stadt eingeſtellt worden, an denen ſich auch unſer Bethmann auf das lebhafteſte betheiligt hatte, und die Retirade nahm daher ihren ungehinderten Fortgang. Um 2 Uhr brach auch der Kaiſer nach Mainz auf, und da inzwiſchen Jedermann ſchon um vieles vertrauter mit ſeiner Lage geworden, ſo gab man ſich auch ſchon wieder mit weit mehr Zuverſicht dem öffentlichen Leben hin. Man betrachtete ſich die Dinge mehr in der Nähe und beſtieg den Pfarrthurm, um Rundſchau über die Umgegend zu halten.

Hier nun bot ſich dem ſpähenden Auge der intereſſante Ueberblick jener letzten Lagerſtätte franzöſiſcher Gewaltherrſchaft auf deutſcher Erde dar, deren ſo verhängnißvolle Momente ich bereits oben angedeutet. Die ganze Umgegend der Glacis, vom Allerheiligen- bis zum Gallusthore und noch weiter hinaus, bildete ein großes, von unzählbaren Wachtfeuern rauchendes Bivouac, in dem ſich die fortwährend Ankommenden erfriſchten, die Maroden ausruhten und die Hinfälligen ihre letzte Lagerſtätte bereiteten, von der gar mancher nicht mehr aufgeſtanden, der ſich hier noch einmal niedergelaſſen. Unaufhaltſam wälzte ſich die Retirade im bunteſten, unabſehbaren Gemiſche nach Mainz zu, dem Rheine entgegen, während von Hanau her fortwährend dichte Maſſen nachdrängten. Es waren dieſes übrigens ſchon die Arriergarde unter dem Marſchall Mortier, die allerdings keine Zeit zu verſäumen hatten.

Mit einem guten Fernrohre konnte man ſchon die letzten Schaaren der Retirade überſehen und deutlich erkennen, wie ſie, dicht hinter ſich, von nachrückenden Koſacken umſchwärmt, fortwährend mit denſelben ſcharmützelten. Darüber brach die Nacht an, die im Ganzen ziemlich ruhig verlief. Mit anbrechendem Morgen recognoscirte ich die Brücke, um zu erſpähen, welchen Ereigniſſen wir entgegengehen würden, bei welcher Gelegenheit ich über mehrere Todte ſtolperte, die mir von ihrem kothigen Ehrenbette in der Fiſchergaſſe die gebrochenen Augen zukehrten und ihre zerſchmetterten Glieder in geronnenen Blutlachen badeten. Ein Schlachtfeld im Kleinen, was jedoch vollkommen hinreichte, mich mit Schauder gegen die Beſtialität des Kriegs zu erfüllen.

An der Brücke hielten nur noch zwei franzöſiſche Geſchütze, deren Bedienung um ein hellloderndes Wachtfeuer ganz in der Nähe der gefüllten Munitionswägen ſaß, welche gefährliche Nachbarſchaft dem löblich zwölften Quartier ſehr übel mitgeſpielt haben würde, wenn der Zufall dem Pulvervorrath einen zündenden Funken zugeführt hätte. Glücklicherweiſe ſollte dieſe Beſorgniß nicht mehr von langer Dauer ſein, denn gegen 7 Uhr wurden die Trainpferde vor Wägen und Geſchütze gelegt, die Poſten in der Stille eingezogen und das Zeichen zum Abmarſche gegeben, der nun auch vollſtändig erfolgte.

Kaum war dieſer geräuſchloſe, durch den Morgennebel begünſtigte Abzug jenſeits der Brücke wahrgenommen worden, als ſich ſofort ein ungemein reges Leben auf derſelben bemerkbar machte. Alles legte Hand an, die aufgehobenen Bohlen wieder einzuziehen und die Paſſage wieder herzuſtellen, was denn auch in kaum einer Stunde geſchehen war. Schon um 8 Uhr begann der abermalige Einmarſch der nun auch durch Oeſterreicher verſtärkten Bayern, deren leichte Cavallerie mit den Koſacken durch die Stadt ſprengten, um den retirirenden Franzoſen auf der Straße nach Mainz nachzuſetzen; wir aber athmeten von neuem hoch auf, die Letzteren nun endlich glücklich los geworden und ſo mit dem Schrecken davongekommen zu ſein.

Wir waren nun abermals wieder frei und deutſch, und durften uns unſerer Freude ſchon mit etwas mehr Zuverſicht überlaſſen, wenngleich die Zukunft noch keineswegs ſo unumwölkt vor uns lag. Aber ſo erhebend war das Gefühl, den Drängern endlich auf den Rücken ſehen zu können, daß das damit wiedererlangte Vertrauen nun auch raſch den Entſchluß heranreifte, dieſer Zukunft unſere ganze Thatkraft zu weihen. Wir hatten uns endlich ſelbſt wieder gewonnen, und nur ein Ruf drang durch das neue, wieder zum gemeinſamen Vaterland gewordene Deutſchland: Vorwärts!!

Der Schritt vom Entſchluſſe zur That erheiſchte allerdings ſehr große Opfer. Die in Maſſe heranziehenden Armeen drohten uns mit Einquartirungen zu erdrücken, und da Frankfurt noch immer bei gar vielen von ihnen im Geruche des Franzoſenthums ſtand, ſo mußten wir uns ſchon manche deßhalb an uns verübte Unbill gefallen laſſen.

Bereits am 5. November hielt Kaiſer Alexander hier ſeinen Einzug, deſſen ſchöne ritterliche Geſtalt ſchnell alle Herzen, beſonders aber die der Damen eroberte, die ſeines Lobes nicht müde wurden. Tages darauf kam Kaiſer Franz, der mit ungeheurem Jubel empfangen wurde. Die Stadt war Abends feſtlich erleuchtet und in jeder Bruſt waren die Erinnerungen an die ehemaligen Kaiſerkrönungen wieder wach geworden. War doch Kaiſer Franz ſelbſt vor einundzwanzig Jahren hier noch gekrönt worden, und ſein Wiederbetreten unſerer Stadt nach ſo langer und inhaltsſchwerer Zeit mußte unter

den obwaltenden Verhältniſſen ohne Zweifel auch auf ihn einen großen Eindruck machen, der ſich auch in mancherlei Einzelnheiten äußerte.

Einem dieſer mir in friſchem Andenken gebliebenen Begebniſſe entnahm ich ſiebenundzwanzig Jahre ſpäter (1840) den Stoff zu einem darauf bezüglichen Gedichte, welches ich für das zur damaligen Feier des Buchdrucker-Jubiläums veranſtaltete Album lieferte, und das ich hier, als meine Erinnerungen damaliger Zeit ergänzend, einſchalte, da es in ziemlich treuer Schilderung nicht allein die Momente und Gefühle wiedergiebt, denen es ſeine Entſtehung verdankt, ſondern auch der patriotiſchen Hingebung eines unſerer Mitbürger (Dr. Feierlein) gedenkt, der bei dieſer Veranlaſſung ein Opfer ſeiner Begeiſterung für Frankfurts Wiedergeburt wurde.

Kaiſer Franz I. von Oeſterreich

in Frankfurt a. M. 1813.

Im Taxis'ſchen Palaſte
Zu Frankfurt an dem Main,
Räumt man dem hohen Gaſte
Die Fürſtenwohnung ein;
Doch nicht zum Feſtgepränge
Schmückt ſich das weite Schloß.
Es füllt die langen Gänge
Kein bunter Höflings-Troß.
Nur Kriegertritte ſchallen
Die Stiegen auf und ab,
Und durch des Hofes Hallen
Der Roſſe flücht'ger Trab.
Aus hohen Fenſterbogen
Schaut mancher Knebelbart
Mit Mienen wild verwogen,
Nach ächter Ungarn Art,
Der noch vor wenig Tagen
Auf Leipzig's blut'gem Feld
Die Freiheits-Schlacht geſchlagen,
Wo fiel ſo mancher Held. —

Sie harren hier der Stunde
Der Ankunft ihres Herrn,
Mit ihm zu Kampf und Wunde
Zu zieh'n in weit're Fern'.

Im Schmuck der Siegeseisen
Zieht Oeſtreichs Helden-Chor,
Zieht Deutſchlands letzter Kaiſer
Zu Frankfurt ein durch's Thor. —
Durch die belebten Gaſſen
Tönt lauter Jubelſchall
Den dicht geſchaarten Maſſen
Entgegen überall;
Des Anblicks deutſcher Krieger
Hat lang man hier entbehrt,
Nun kommen ſie als Sieger
Und ſind d'rum doppelt werth.

Voran den Grenadieren,
Die ſtolz im Waffenglanz
In Reih' und Glied marſchiren,
Mit huldreich — Kaiſer Franz.
Des milde Blicke gleiten
Auf Volk und Krieger hin,
Und Bilder früh'rer Zeiten
Gehn ernſt durch ſeinen Sinn.

Hier war's, wo von dem Throne
Die Fürſten er belehnt,
Als Deutſchlands Kaiſerkrone
Sein hohes Haupt bekrönt.
Dieſelben Glocken ſchallen
Vom alten Dome heut',
Wie, als in ſeinen Hallen
Man einſt ihn hier geweiht;
Und die ſein Roß umgeben,
Sie fühlen's mit ihm tief;
Noch mancher iſt am Leben,
Der damals Vivat rief.
Und Vivat! ruft nach Jahren
Das Volk ihm heute nach,
Ihm, der mit ſeinen Schaaren
Die fremden Ketten brach.

Und weiter zum Palaſte
Wogt voran Volk und Held,
Wo ihm, dem hohen Gaſte,
Das Hauptquartier beſtellt.

Hier gibt ſich ihm aufs Neue
Im lauten Jubel kund,
Daß Frankfurts alte Treue
Noch lebt in Herz und Mund;
Das friſcht ihm die Gebilde
Der alten Zeiten auf,
Und mit gewohnter Milde
Frägt bald der Kaiſer drauf:
„Wo ſind die alten Degen,
„Cap'täne vom Quartier,
„Die auf den Krönungswegen
„Ich ſah im Dienſte hier?
„Laßt mir die Wack'ren rufen,
„Die für die Bürgerſchaft
„Mir Treu' an Thronesſtufen
„Gelobt durch Eideskraft."

Kaum ward zu ihrer Kunde
Die nie geträumte Ehr',
So eilten ſie zur Stunde
Zu folgen dem Begehr.

Wer hat in unſern Tagen
Den Bürger-Capitän,
Wie er ſich ſonſt getragen,
Im Luſtſpiel nicht geſeh'n?
So in demſelben Staate
Mit Schärp' und Epaulett',
Dem Capitäne-Ornate,
Mit Jabot und Manſchett',
Wie bei dem Krönungsfeſte,
Gepudert und friſirt,
Mit ſcharlachrother Weſte
Und Stiefeln blank polirt,
Die Hand am Degenknopfe,
Im Aug' beſcheid'nen Muth,
Und würd'voll auf dem Kopfe
Den breiten Treffenhut:

So ſchritten die Geſtalten,
Zu vierzehn an der Zahl,
Im militär'ſchen Halten
Erwartungsvoll zum Saal. —

Es lebt' in jenen Tagen
Ein Mann in unſ'rer Stadt,
Der, wie man pflegt zu ſagen,
Am rechten Flecke hatt',
Was andre leicht verlieren
In Freuden oder Schmerz
Noch öfters ſchlecht regieren,
Wir meinen — Kopf und Herz. —
Sein Name, faſt verklungen,
Sein Wirken ohne Schein,
Sind kaum zu uns gedrungen:
Denn Doctor Feierlein,
Er zahlte mit dem Leben
Prompt ſeinen Ehrentag,
An dem, im ſchönſten Streben,
Er ſich den Lorbeer brach. —
Zu mancher Richter-Fehde
Half treulich er der Noth,
Die Feuerkraft der Rede
Stand ſtets ihm zu Gebot;
D'rum hatten ihn auch heute
Die Vierzehn ſich erſeh'n,
Daß er an ihrer Seite
Zum Kaiſer möchte geh'n;

Zwar war von ihnen Allen
Wohl keiner, was man ſagt,
Grad auf den Mund gefallen,
Auch ſonſt wohl nicht verzagt;
Doch iſt's nicht wohl zu rathen
Und ſchickt ſich eben nicht
Bei hohen Potentaten,
Wenn mehr wie Einer ſpricht. —
Genug, an ihrer Spitze
Führt Feierlein ſofort
Sie ſtracks zum Kaiſerſitze
Und läßt ſie melden dort.

Umringt von Generalen,
Die hier im höchſten Glanz
Den Herrſcher hell umſtrahlen,
Steht einfach — Kaiſer Franz.
Sein ſanftes Aug' verbreitet
Vertrauen, Glück und Ruh',
Und unſer Häuflein ſchreitet
Voll Ehrfurcht auf ihn zu.
„Laßt euch willkommen nennen,
„Cap'täne vom Quartier!
„Ich denk', ihr Herren, wir kennen
„Uns wohl von früher hier?
„Das war in beſſ'ren Tagen,
„Denn beſſer war die Welt,
„Die jetzt im Lauf' und Jagen
„Nach Neu'rung ſchwankt und fällt. —
„Im Wechſel der Geſtalten,"
So fuhr der Kaiſer fort, —
„Hängt feſt ihr ſtets am Alten,
„Am Glauben und am Wort?"

Drauf ehrfurchtsvoll begehret
Der Doctor Feierlein,
Daß ihm das Wort gewähret
In Gnaden möge ſein.
Dann hebt er an zu ſchildern
Der Jahre Wechſellauf,
Und faßt in treuen Bildern
Die Thatenreihe auf:
Wie man in deutſchen Landen
Dem Kaiſer warm und treu,
Trotz aufgelöſten Banden
Noch ſtets ergeben ſei;
Daß die Erinn'rung wohne
Zu Frankfurt, unverletzt,
Wie Deutſchlands Kaiſerkrone
Er hier auf's Haupt geſetzt;
Wie drauf der blut'ge Knäuel
Von Freiheit, Kampf und Sieg
Hieher gewälzt die Gräuel
In zwanzigjähr'gem Krieg;
Wie machtlos, ſich zu ſchützen,
Die Stadt der Feinde Schaar

Und ihren Feuerblitzen
Oft preisgegeben war;
Wie Brandſchatz zu Millionen
Der Feind ſich hier erpreßt,
Und Geißeln ohne Schonen
Gefangen nehmen läßt;
Wie ſtändige Armeen
Sich lange hier genährt,
Die Landmanns mühſam Säen
Oft vor der Ernt' verzehrt.
Wie dann die Stadt am Ende,
Von allem Schutz entblößt,
Verfiel der Fremden Hände,
Als deutſches Reich gelöſt:
Doch daß in Noth und Drängen
Wir hielten treulich aus,
Und ſtets die Herzen hängen
An Oeſtreichs Kaiſerhaus. —

Und als er ſo geſprochen,
Da packt's den Doctor tief,
Als wenn durch Mark und Knochen
Ein brennend Fieber lief —
Er ſtürzt zu Kaiſers Füßen
Und ſieht zu ihm empor:
„O Herr! mögſt nicht verſchließen
„Den Bittenden Dein Ohr,
„O Kaiſer! mögſt nicht wenden
„Von uns den gnäd'gen Blick,
„Gib uns aus Deinen Händen
„Der Freiheit Gut zurück." —

Ergriffen von der Scene,
Bewegt der Kaiſer winkt,
Und eine ſtille Thräne
Zu ſeinem Auge dringt:
„Steht auf — ihr ſollt verehren
„Nur knieend Gott den Herrn,
„Doch Gleiches zu begehren
„Iſt eurem Kaiſer fern.
„Ihr möget Hoffnung faſſen,
„Die nen uns Allen blüht,
„Geht hin — ihr ſeid entlaſſen,
„Was ſein kann — das geſchieht." —

In ehrfurchtsvollem Schweigen,
Den Dank in ihrem Blick,
Die Vierzehn ſich verneigen,
Und treten ſtill zurück.

Doch fieberhaft durchzittert
Den Doctor heiße Glut,
So tief hat ihn erſchüttert
Sein ächter Bürgermuth. —
Kaum Freundesgruß vernommen,
Die innigſt ihm gedankt,
War heimwärts kaum gekommen,
Er auch ſchon ſchwer erkrankt.
Er fiel der Nervenſeuche,
Ein Opfer ſeiner Treu';
Der Doctor — ward zur Leiche,
Und Frankfurt? — das ward frei!! —

* * *

Der Inhalt dieſes Gedichtes iſt im Ganzen durchaus geſchichtlich; inwiefern jedoch die hier eben geſchilderte patriotiſche Hingebung des Dr. Feierlein zu der wiedererlangten Selbſtſtändigkeit Frankfurts weſentlich beigetragen, iſt wohl nur Denen näher bekannt geworden, die thätig dazu mitgewirkt.

Die Franzoſen hatten ſich bei Hochheim nochmals feſtzuſetzen verſucht, um ihren Rheinübergang zu ſichern, aus welcher Stellung ſie übrigens bald durch die Oeſterreicher verdrängt und damit vollends über die damalige Gränze Deutſchlands getrieben wurden.

Am 13. November kamen der König von Preußen und mit ihm zugleich der König von Bayern, mit deren Ankunft unſere inneren Verhältniſſe, die ſeither in einem Zwiſchenzuſtande verblieben, alsbald anfingen, wieder eine beſtimmtere Form anzunehmen. Ueber das Großherzogthum Frankfurt wurde ein General-Gouvernement eingeſetzt, an deſſen Spitze Prinz Philipp zu Heſſen-Homburg trat; inzwiſchen gelang es den patriotiſchen Bemühungen mehrerer Mitglieder des alten reichsſtädtiſchen Senats, das erſtere zu dem Be-

ſchluſſe zu bewegen, durch welchen die verbündeten Mächte die Stadt Frankfurt bereits am 14. December von dem Gebiete des Großherzogthums trennten und anordneten, daß dieſelbe vorläufig in ihre alte Municipalverfaſſung zurücktrete. Damit war für unſere Zukunft ein großer Schritt voran gethan, mit dem ſich natürlich auch unſere patriotiſchen Geſinnungen für die deutſche Sache um ein bedeutendes ſteigerten.

Schon am 17. December erſchien der erſte Aufruf zur Errichtung eines Corps Freiwilliger, und ich habe die Namen Derjenigen aufbewahrt, welche ſich zuerſt dazu einzeichnen ließen. Es waren dieſes Ludwig Rumpf (ſpäter Hauptmann in unſerer Linie), Karl Malß, Georg Bunſen, H. F. Farrenſchon, Karl v. Heyden (unſer gegenwärtiger verehrl. Bürgermeiſter), Leop. Heinr. Ott, Jacob Friedr. Paſſavant, Jacob Karl de Bary, Dr. Chr. Schloſſer, J. Chr. Belſchner, Valent. Reidinger. Ihnen folgten raſch viele andere, und bereits am 26. Januar 1814 rückte die Freiwilligen-Schaar unter Commando des Grafen v. Ingelheim ins Feld. Graf Degenfeld organiſirte inzwiſchen unter Mitwirkung des preußiſchen Majors Rühl von Lilienſtern den allgemeinen Landſturm, aus dem ſich ſpäter unſere Bürgerwehr gebildet.

Ein buntes Kriegsgetümmel durchwogte jetzt unſere Stadt und bot der Neugierde und der Schauluſt jeden Augenblick neue und belebte Scenen dar, die durch die Mannigfaltigkeit der vielen Uniformen, je nach den verſchiedenen Nationalitäten, ungemein intereſſant waren. Beſonders waren es die Ruſſen und die ſich bei ihrer Armee befindenden Koſacken, Baſchkiren und anderen Aſiaten, welche die Blicke der Menge auf ſich zogen, wie denn auch die hübſchen ungariſchen Regimenter der Oeſterreicher nicht minder auffielen, obgleich ihre Equipirung durch Märſche und Strapatzen ſehr gelitten hatte. Am wenigſten imponirten die Preußen durch militäriſche Aeußerlichkeiten, deſto mehr aber durch den Geiſt der Volksthümlichkeit, der durch ihre Reihen ging. Man ſah es ihnen an, daß ihnen Zeit und Mittel gefehlt, große Sorgfalt auf ihre Ausſtattung zu verwenden, und ſowohl ihre Freiwilligen wie auch der Landſturm erſchienen ganz im Gepräge einer allgemeinen Volksbewaffnung. Das aber gerade war es, was ihnen, mit dem ſymboliſchen Kreuze

an der Mütze, besonders die allgemeinen Sympathieen erweckte und Alles zu ähnlichen Aufopferungen hinriß.

Wer diese Zeit des überall erwachenden deutschen Bewußtseins und begeisterter Erhebung mit durchlebt und Zeuge gewesen, wie sich alle deutschen Stämme als ein einiges Volk gegen ihre Bedrücker erhoben und freudig zur Wiedereroberung ihrer Selbstständigkeit in den Kampf gingen, und wer in seiner Erinnerung den darauf gefolgten Ereignissen bis zum Siege von Waterloo noch zu folgen vermag, den muß es freilich mit Trauer erfüllen, wenn er heute, zweiundvierzig Jahre später, die mahnende Geisterstimme aller der wackeren Kämpfer immer noch nicht zur Ruhe gebracht sieht, die in dem Glauben an ein einiges, fest zusammenhaltendes und groß dastehendes Vaterland freudig in den Tod gegangen, und in deren Sinne unser gefeierter Uhland schon am 18. October 1816 seinem Volke die bedeutungsvollen Worte zurief:

„Wenn heut ein Geist herniederstiege,
„Zugleich ein Sänger und ein Held,
„Ein solcher, der im heil'gen Kriege
„Gefallen auf dem Siegesfeld;
„Der sänge wohl auf deutscher Erde
„Ein scharfes Lied, wie Schwertesstreich," ꝛc. —

Die verbündeten Armeen waren am 1. Januar 1814 auf mehreren Punkten über den Rhein gegangen und verfolgten unaufhaltsam, wenngleich nicht ohne große Anstrengungen und heißen Kämpfen, ihren Siegeszug nach Paris, dessen Einnahme am 30. März erfolgte. Erst am 8. April wurde uns diese so höchst wichtige Begebenheit in ihren Einzelnheiten durch die hiesigen Blätter mitgetheilt, was der bereits an die Blitzesschnelle der Telegraphen gewöhnten Gegenwart allerdings sehr vorweltlich erscheinen wird. Aber die heutige Blitzesschnelle hat bei alledem noch keine so entscheidende Thatsache zu berichten gehabt, wie jene, die uns damals das schwerfällige Briefstelleisen übermittelte. Das große Drama, das mit dem Jahre 1789 begonnen, und fast ohne Unterbrechung die Welt in Athem erhalten hatte, war, wenigstens dem Anscheine nach, damit zum Schlußakt gelangt, und die Welt durfte sich der Hoffnung hingeben, daß sich in einem dauernden Frieden die

alten Wunden endlich vernarben würden, die uns eine ſo verhängniß-volle Vergangenheit geſchlagen.

Wir hier in Frankfurt hatten auch bereits angefangen, uns von dem Schrecken und den Anſtrengungen der letztvergangenen Monate mehr zu erholen und uns nach der überſtandenen faſt erdrückender Einquartirungen wieder wohnlicher einzurichten. Alles kam wieder ins frühere Geleiſe; man ſah ſich wieder, befreundete ſich mit den fremden Gäſten, gab ſich den Freuden der Geſelligkeit hin und der noch heut zu Tage ſich in ſtets gleicher Weiſe recommandirende Paſtetenbäcker Schneider erſchien, als ein Zeichen derſelben, aufs Neue wieder im Blättchen mit den Annoncen ſeiner friſchen Gansleberu, gleichſam wie nach der Sündfluth die Taube mit dem Oelzweige, als ein Bote des wiederkehrenden Friedens.

Die Brönner'ſche Buchhandlung hatte inzwiſchen ihren Umzug aus der mittelalterlichen Dechanei hinter dem Pfarreiſen in das dem Chef derſelben zugehörige Haus zum Großen Goldſtein, auf dem Kornmarkte, begonnen, und einſtweilen den Theil des großartigen Etabliſſements dort eingerichtet, der das Vorzüglichſte der literariſchen Schätze umfaßte, welche die Vorgänger mit ſo vieler Sachkenntniß angeſammelt. Die Umſtände waren hier dem Detailverkauf günſtig, da nach dem Einmarſch der Alliirten das Bedürfniß von Karten derjenigen Ländertheile, auf denen ſich der Kriegsſchauplatz ſo plötzlich verſetzt ſah, um ſo dringender hervortrat, je weniger man ſich auf einen ſolchen Wechſel der Dinge vorbereitet hatte. Unſere anſehnlichen Vorräthe in dieſem Artikel waren glücklicherweiſe in dem Fall, die höheren Offiziere mit dieſen zum Kriegführen ſo unentbehrlichen Hülfsmitteln verſehen zu können, und dieſes verſchaffte mir die erwünſchte Gelegenheit, mit vielen der ausgezeichnetſten Männer damaliger Zeit in perſönliche Berührung zu kommen. Die erſte Notabilität, zu der ich unmittelbar nach dem Abzug der Franzoſen gerufen wurde, war der General Czernitſcheff, der ſich bei Banquier Metzler einquartiert hatte; damals ein noch jugendlich ſchöner Mann, deſſen Gewandtheit ganz zu der Rolle gemacht erſchien, die er damals geſpielt und die ihm gleich im Anfang ſeiner Carriere zu ſeiner Berühmtheit verholfen. Mit den nachrücken-

den Armeen kamen andere und gewichtigere Männer jener Epoche, wie Fürſt Schwarzenberg, Blücher, Scharnhorſt, Gneiſenau, Bülow, York, Fürſt Wolkonsky und Andere, die öftere Veranlaſſung zu directem und indirectem Verkehr mit ihnen gaben. Arndt war in unſerem Hauſe einquartiert; Jahn kam täglich ins Geſchäft Franzoſenhaß zu predigen, und Lord Caſtlereagh, der damals eine ſo hervorragende Rolle im Hauptquartier der Verbündeten ſpielte, hatte ich Veranlaſſung, durch Beſorgung einer ſelten gewordenen, ihm aber unentbehrlichen Karte in eine Stimmung zu verſetzen, deren Jovialität mir die Möglichkeit ſeines tragiſchen Endes nie hätte ahnen laſſen. Alle dieſe Männer haben an den großen Begebenheiten jener Zeit einen ſo entſchiedenen Antheil genommen, daß es ſich diejenigen wohl mit Recht als eines Vorzugs erfreuen, denen noch die Erinnerung vergönnt iſt, dieſelben perſönlich gekannt zu haben, da ſie ſelbſt meiſtens ſchon der Geſchichte angehören, zu deren glorreichſter Epoche ſie zählten. —

Am 16. Februar ſollten wir noch einmal in nicht geringen Schrecken verſetzt werden, und zwar durch den Brand des großen Hoſpitals auf der Pfingſtweide, das für die franzöſiſche Armee erbaut, jetzt den Verwundeten und Kranken der Verbündeten eingeräumt worden war. Nie habe ich einen ſo entſetzlichen, Moskauähnlichen Brand erlebt, wie den dieſe von Holz erbauten Baracken verzehrenden, die glücklicherweiſe zu jener Zeit gerade nicht ſehr zahlreich beſetzt waren. Als ich in meiner Wohnung am Pfarreiſen vom Feuerruf des Domthürmers erwachte, war mein Zimmer vom Wiederſchein des doch ſo weit entfernten Brandes ſo erhellt, daß jede Schriftart dabei zu leſen geweſen wäre, und ſchon fürchtete ich, daß ſich unſere Stadt in einer ähnlichen Kataſtrophe befände, wie jene Moskowiter-Reſidenz. Bei dieſem Brande entfaltete übrigens der Frankfurter Borjer einen Muth und eine Selbſtaufopferung, wie ſie glänzender nie erſchienen. Ungeachtet der großen Gefahr, in Mitten dieſer brennenden Holzhütten Hülfe zu leiſten, wurden faſt alle Kranke gerettet. Weder Typhus noch andere anſteckende Krankheiten wurden geſcheut, und ohne weiteres Alles freiwillig in Privathäuſern aufgenommen, was in den öffentlichen Hoſpitälern keinen Platz fand. Es war dieſes ein Akt der Humanität, der nicht hoch

genug angeſchlagen werden kann, denn Siechthum und Tod aus Menſchenliebe an den eigenen Herd zu verpflanzen, iſt wahrlich keine Kleinigkeit.

Eine weitere, jedoch erfreulichere Begebenheit iſt mir in der Erinnerung geblieben, nämlich die Uebergabe von Mainz am 3. Mai, bei welcher Gelegenheit zum erſtenmal nach den verfloſſenen ſtürmiſchen ſechs Monaten das Marktſchiff wieder dahin abging. Es war ein wahrhaft feſtliches Ereigniß, und die Menge ſtrömte jubelnd herbei, als der Thürmer zum erſtenmal wieder das lang entbehrte Zeichen zur Abfahrt gab, und gewiß Vielen wurde es nun erſt wieder heimiſch im alten Frankfurt, nachdem ſich die ſüße Gewohnheit wieder in ihr Recht eingeſetzt ſah, der Abfahrt und Ankunft dieſer Arche des öffentlichen Humors beizuwohnen.

Die geiſtigen Aufregungen dieſes mit Anſtrengung aller Kräfte geführten Befreiungskampfes konnten nicht verfehlen, auf die Geſinnungen einen großen, Alles umſtimmenden Einfluß zu üben. Kein Mittel war unverſucht geblieben, die phyſiſche und moraliſche Kraft im Volke anzuſpannen und deren Ausdauer zu ſtählen, und ſo ſah ſich Alles in eine patriotiſche Begeiſterung verſetzt, die in den mannigfaltigſten Formen zur Erſcheinung kam. Wie ſchon oben erwähnt, waren die Preußen als die Hauptträger derſelben zu betrachten, mit deren Vorrücken denn auch überall jene von ihnen hervorgerufenen patriotiſchen Inſtitutionen ſelbſt da Wurzel faßten, wo unter dem fremden Joche ſeither die Geſinnung faſt zum politiſchen Indifferentismus herabgeſunken war.

Bei uns Frankfurtern zündete das um ſo ſchneller, da die Elemente dieſer Inſtitutionen in der alten freien Reichsſtadt ihren naturwüchſigen Boden fanden, der ſich, ungeachtet allen ausgeſtandenen Drangſes, dazu noch empfänglich erhalten. So ſahen wir denn auch unter uns bald alle jene Einrichtungen in der Blüthe, deren Grundideen man dem Tugendbunde zuſchrieb, wiewohl derſelbe vielleicht nur in ſeinem Namen jenen Zauber bergen mochte, der unter vielem Trefflichen auch ſo manches Excentriſche und Abſurde ins Leben rief. —

Die Stiftung der Frauenvereine ſteht in erſterer Beziehung gewiß in vorderſter Reihe, und der ſich hier gleich Anfangs 1814 unter dem

Präſidium der allgemein verehrten Frau de Neufville-Gontard gebildete Verein hat bei den bedeutenden Mitteln, die ihm zufloſſen, unendlich viel Gutes geſtiftet, und kann noch heute als eine ungemein wohlthätig wirkende Hinterlaſſenſchaft jener Epoche betrachtet werden.

Zu den Ausſchreitungen der letzteren Art aber zählte die Deutſchthümelei, die ſowohl in Schrift und Rede, wie in mancherlei Aeußerlichkeiten ihren Ausdruck fand. Derartiges Beiwerk findet ſich indeſſen ſtets im Gefolge groſsartiger Bewegungen, und dient der ſchwachen Geſinnung immerhin als eine nützliche Stütze, ſich daran hinaufzuranken und ſo das ſchirmende Dach zu bilden, unter dem die beſſeren Früchte reifen können.

Die Mode, dieſe nie ruhende Verführerin, die ſtets bereit iſt, jede ſich ihr darbietende Maske vorzunehmen, um ſich die Herrſchaft nicht aus der Hand winden zu laſſen, war auch hier geſchäftig, uns ſofort in einer ſogenannten deutſchen Tracht entgegenzutreten, und uns dieſelbe als ein Erkennungszeichen ächt patriotiſcher Geſinnung zu empfehlen. Wir jungen Leute waren ſämmtlich bald davon angeſteckt, und ich ſelbſt war einer von denen, der am erſten ſein Deutſchthum in einem analog gewählten Anzug zur Schau trug. Alles wollte ſich darin hervorthun, der franzöſiſchen Mode offen den Krieg zu erklären, und unſere geiſtreiche Sophie Jaſſoy (Tochter des genialen Rechts-Anwalts) erließ damals jenen poetiſchen Abſagebrief gegen dieſelbe, der mir zur Veranlaſſung wurde, mit ihr und Anderen einen kleinen Cyclus patriotiſcher Gedichte (Volkstracht und Mode) zu veröffentlichen, dem wenigſtens das Verdienſt nachzurühmen iſt, daß er einer armen Familie durch ſeinen Ertrag zu einer reichlichen Unterſtützung verholfen.

In letzterer Richtung machte ſich das Ueberwältigende des Gefühls wieder gewonnener Freiheit überhaupt in einer Weiſe geltend, die nach allen Mitteln griff, daſſelbe zu bethätigen. Erinnert man ſich aber heute lebhaft wieder dieſes Aufſchwungs der Geſinnung, die unzählige Ideen und Pläne zu ihren Zwecken entwickelte, denen allen die feſte Ueberzeugung zum Grunde lag, daß noch unſeren ſpäteſten Nachkommen dieſe erhebenden Momente ſtets eingedenk ſein würden, ſo hat es, ſelbſt

bei den mitunter barocken Gestaltungen derselben, doch etwas Betrübendes für den noch vorhandenen Zeitgenossen, daß von allen diesen Bestrebungen auch fast keine Spur mehr auf unsere heutige Generation gekommen ist. Namentlich haben sich hier in Frankfurt seit der eingestellten Feier des 18. Octobers die Erinnerungen an diese, für uns doch so wichtig gewesenen Ereignisse so verwischt, daß selbst das letzte Zeugniß derselben, die alljährlich wiederkehrende Vertheilung der für die Helden von Waterloo gestifteten Summen, als ein der Gegenwart durchaus fremdgewordener Akt, seine Erledigung findet.

Wie anders war es damals! Schon die leiseste Anregung brachte einen wahren Zudrang zur Hülfeleistung hervor, wie sich das zum Beispiel bei dem uns benachbarten Rostheim bewährte. Fast unter den Kanonen von Mainz gelegen, hatte dasselbe bei dem Rückzuge der Franzosen allerdings viel gelitten und große Mühe, sich von seinen Drangsalen zu erholen, bis Jemand auf die Idee kam, im Juli 1814 desfalls einen Aufruf zu erlassen, der seinen Widerhall alsbald bis in die entferntesten Gegenden fand. Von allen Seiten kam Hülfe, an der sich auch unser Frauenverein in glänzender Weise bethätigte, so daß der Schaden bald wieder gut gemacht war.

Nicht minder sind auch die damaligen Bestrebungen nach und nach zusammengeschrumpft, den Tagen der Erlösung ein auf die Nachwelt übergehendes öffentliches Andenken zu sichern. Unter den mancherlei dazu aufgetauchten Projecten fand besonders ein, ich glaube von Arndt ausgegangener Plan hier den wärmsten Fürsprecher an unserem genialen Pfarrer Kirchner, der sich gern für solche patriotische Ideen begeisterte.

Eine Fläche von 50 bis 60 Morgen Landes sollte nämlich auf dem Terrain der Leipziger Schlachtfelder zu einem Eichenhain angelegt und in dessen Mitte auf einem Hügel die kolossale Riesensäule aus dem Odenwalde aufgestellt werden, auf deren Spitze ein dazu im Verhältniß stehendes großes Kreuz bezeugen würde, daß hier der Sieg nicht blos dem Schwerte, sondern auch einem höheren Walten zugeschrieben werde. In der Nähe dieses Hains sollte ein Dorf, Siegdorf, gegründet und mit bei Leipzig invalid gewordenen Siegern bevölkert werden.

Die Koſten des Unternehmens wurden auf etwa eine Million Gulden veranſchlagt und dargethan, daß wenn von den dreißig Millionen Deutſchen ein jeder nur zwei Kreuzer beitrüge, die erforderliche Summe ſofort beiſammen ſein würde. So ſichtlich dieſe Idee nun auch ihre Entſtehung einem ſich der großen That ganz hingebenden Gefühle verdankte, ſo wenig iſt zu läugnen, daß eben dieſe That des Gedankens würdig war, der aber leider, nach vielen vergeblichen Projecten, ſich endlich nur in dem einfachen Stein verkörpern mußte, der bekanntlich lange als das einzige Kennzeichen auf dem Thonberge bei Leipzig die Stelle bezeichnete, wo die Freiheitsſchlacht geſchlagen und die verbündeten Monarchen die Siegesbotſchaft empfingen.

Ein praktiſcheres Ergebniß hatte die mit dieſem patriotiſchen Aufſchwung gleichfalls in Verbindung geſtandene neue Organiſation unſerer ſeitherigen Nationalgarde. Nach dem Vorbilde Preußens wurde zur Bildung eines allgemeinen Landſturms geſchritten, unter welchem ſich wieder mehrere freiwillige Corps bildeten, die ſich als erſtes Aufgebot zur Dispoſition ſtellten. In ihnen gingen unſere bisherigen Geleitsreiter, die ſich ſo lange eben ſo wacker an der Tafelrunde, wie beſonders in den letzten Zeiten auch auf ihrem Poſten bewährt hatten, als ein neues Corps freiwilliger Cavallerie auf. Auch unſere alten Urſchützen metamorphoſirten ſich zu freiwilligen Scharfſchützen; außerdem gab es noch freiwillige Jäger des Landſturms, Freiwillige zu Fuß, Artillerie u. ſ. w. Alles wollte marſchiren und in den Kampf für die deutſche Sache ziehen, und ſelbſt die Ausrüſtung dieſer Freiwilligkeit theilte ſich in deutſchthümlicher Weiſe in Banner und Fähnlein, Ober- und Unterwaibel u. ſ. w., und übte ſich unter dem Commando des Obriſten von Ellenrodt, originellen Andenkens, faſt täglich in den Waffen.

Wir alle träumten einen ſüßen Traum von Deutſchlands Wiedergeburt, ohne uns im entfernteſten eine Ahnung davon beigehen zu laſſen, daß was unter Schmerzen geboren wird, auch den Keim zum Vatermorde in ſich tragen kann. —

Auch unſere alte reichsſtädtiſche Verfaſſung ſollte zwar nicht wiedergeboren werden, denn ſie hatte ihren Sitz im Römer bereits ſo factiſch wieder eingenommen, als ſei ſie niemals daraus entfernt geweſen; ſie

sollte nur neu geräumt werden, da man gefunden, daß, während sie die Großherzogliche Uniform getragen, ihr Manches davon ganz gut angestanden. Die Meinungen über das dabei einzuhaltende Maß waren allerdings divergirend, wobei drei Hauptbestrebungen als erste Regung des Verfassungsrechts unter uns in den Vordergrund traten, nämlich: eine directere Theilnahme der Bürgerschaft an der Regierung, Gleichberechtigung der drei christlichen Confessionen und Schmälerung des aristokratischen Elements im Senate, das seither durch unsere Patricier in bevorzugter Weise darin vertreten war.

Das damals noch die Hand über uns haltende provisorische General-Gouvernement, und an dessen Spitze der Minister von Stein, unterstützte diese Verfassungsbewegung, insofern dieselbe innerhalb der Grenzen blieb, die das bis daher Bestandene nicht gänzlich über Bord werfen würde, woran übrigens nicht im entferntesten zu denken war. Eine Commission von dreizehn Mitgliedern aus der Bürgerschaft wurde ernannt, um das Verfassungswerk in die Hand zu nehmen, und bereits am 9. März 1814 legte dieselbe einen ersten Entwurf dazu dem Rathe und dem Bürger-Collegium zur Prüfung vor, der jedoch nicht akceptirt wurde, da er sich von dem seither bestandenen zu weit entfernte.

Mit derartigen Umgestaltungen ging es überhaupt damals nicht so schnell; man nahm sich Zeit, die Sache von allen Seiten zu beleuchten, und da man von den herrschenden Parteien und deren Umtrieben noch nichts wußte, so nahm man um so weniger Anstand, das Werk in den Händen unserer sachkundigsten Männer zu belassen, da sich ja selbst unser Gesammtvaterland, gleich uns, mehr oder weniger noch in provisorischen Zuständen befand.

Inzwischen schien der Krieg in Frankreich beendigt. Napoleon hatte sich am 28. April in St. Raphael nach seinem ersten Exil, der Insel Elba, eingeschifft, wohin man ihm die Souveränität als Spielwerk mitgegeben, ohne zu bedenken, daß diese Hand zu lange schon mit Thronen gespielt hatte, um nicht zu wissen, wie auch selbst der Schatten eines solchen sich wieder zur Macht erheben könne.

Die Russen, als die von ihrer Heimath am weitesten Entfernten, sowie auch unsere Verbündete, traten indessen ihren Rückmarsch aus

Frankreich an, und wer hatten hier von Neuem das, wenn auch seltsamere, immerhin aber interessante Schauspiel durchziehender Baschkiren und anderer asiatischer Völker, die nach Nomadenweise, ohne Sprach- und Ortskenntniß, instinktmäßig, wie die Strichvögel, ihren Weg nach der weiten Heimath suchten. Ein äußerst pittoreskes Lagerleben derselben hatte sich auf einem jener kahlen noch ode liegenden Plätze des Walls gebildet, wo sich gegenwärtig in der Nähe der Allgäuer so viele neue Prunkgebäude erheben. Reisiaden und Baschkiren lagerten hier um brüllerende Wachtfeuer in Mitten von Pferden, Train- und Kastenwägen, und bildeten kriegerische Gruppen, die unseren heutigen Genremalern gar reichen Ausgrube von Motiven geliefert haben würden.

Am 15. Juli kam Kaiser Alexander wieder hier durch und stieg bei seinem Consul, M. v. Bethmann, im Baierischen Hof ab, dessen trüben Mauern man jetzt die ihnen gewordene Ehre nicht mehr ansieht, einst einen so hohen Gast beherbergt zu haben, der sich, wie es schien, auch recht wohl darin gefiel. Ihm folgte am 16. der König von Preußen, der in seiner gewohnten Einfachheit jeden öffentlichen Empfang vermieden sehen wollte, dem aber dennoch zu Ehren am Abend die Stadt freiwillig und festlich erleuchtet war. Dieser vielgeprüfte, aber darum auch wahrhaft volksfreundliche Monarch weilte, glaube ich, nicht ungern in Frankfurt, an welches sich für ihn Erinnerungen an seine unvergeßliche Gemahlin knüpften, die er 1793 hier kennen lernte. Der König nahm sein Absteigequartier verzugsweise gerne im ehemaligen Weidenhof, vor dem ich mich entsinne, ihn auch diesesmal in gewohnter Leutseligkeit und in langer Unterredung mit unserem Bethmann auf und abgehen gesehen zu haben.

Es ist für eine Stadt wie die unsrige nicht hoch genug anzuschlagen, wenn sie Männer unter ihren Bürgern zählt, die, durch ihre Stellung dazu berufen, sie bei solchen Veranlassungen mit Gewandtheit und Takt in würdiger Weise zu repräsentiren wissen, und wer, auf jene Zeiten zurückblickend, es sich erinnert, wie es uns an solchen, auch außer unserem dann excellirenden Bethmann, durchaus nicht fehlte, der sieht sich heute freilich etwas befremdlich nach den Elementen

um, aus denen der Erſatz derſelben zu erwarten ſein dürfte. Dennoch können dergleichen Repräſentanten vorzugsweiſe nur aus der Betheiligung der höheren Stände an den öffentlichen Angelegenheiten hervorgehen, und darum entbehrt der Beſitzſtand gewiß ſeiner ſchönſten Zierde, wenn er ſich faſt deſſen nur allein den Trivialitäten der Salons hingibt. —

Dieſesmal nahm der König das Mittagsmahl auf dem Herrnhauſe ein, welches ihm zu Ehren die Fürſtin von Thurn und Taxis dort, als dem vorzüglichſten Vereinigungspunkt Frankfurter Geſelligkeit, veranſtaltet hatte. Die ſchon früher erwähnte Frau Oberſteuerin feierte dabei einen Triumph, der ſeit der Zeit keinem ähnlichen öffentlichen Vergnügungsorte unſerer Umgegend mehr zu Theil geworden iſt.

Noch eine andere hochſtehende Perſönlichkeit beglückte damals unſere Stadt mit ihrer Gegenwart. Göthe nämlich beſuchte am 12. September, nach einer faſt zwanzigjährigen Abweſenheit, zum erſtenmal wieder ſeine Vaterſtadt. — Er kam von Wiesbaden und aus dem Rheingau, wo er einen Theil des Sommers im Freundeskreis zugebracht. Der lebhafte Antheil an den Angelegenheiten des Vaterlandes, von dem die Gemüther faſt ausſchließlich erfüllt waren, mochte wohl die Schuld tragen, daß das Wiederſehen unſeres großen und ſo allgemein geliebten Landsmanns früher vorüberging, als es wohl eigentlich hätte geſchehen ſollen. In den Kreiſen ſeiner ihm näher ſtehenden Verehrer mag ſich daſſelbe allerdings wohl bemerkbarer gemacht haben. Von den öffentlich gewordenen Ehrenbezeugungen jedoch iſt uns nur die Kränzſpendung ſeines Taſſo erinnerlich, wo er in bekränzter Loge empfangen und von ſeiner ehemaligen Schülerin, der Madame Vohs, mit einem Prolog von der Bühne aus begrüßt wurde.

Er blieb längere Zeit unter uns, und wohnte am 18. October dem erſten Erinnerungsfeſte an die gerade jährig gewordene große Völkerſchlacht und der damit wiedergewonnenen Freiheit bei. Man kann ſich denken, daß ſich bei dieſer Feier die patriotiſchen Gefühle in mannigfachſter Weiſe äußerten, und in der That hatte dieſelbe, bei der eigenthümlichen Stimmung der Gemüther, der erhebenden Momente ſo viele,

daß wohl anzunehmen iſt, auch Göthe ſei mehr oder weniger davon ergriffen worden; doch habe ich nie etwas darüber erfahren, ob der große Dichter, der ſonſt wohl gern Veranlaſſung nahm, ſeine Reflexionen an irgend einer Form niederzulegen, hier einer Anregung dazu nachgegeben hätte. —

Dieſes Feſt, deſſen ſo tief empfundener Sinn ſich im Lauf der Zeit mit dem Kanonendonner verpuffte, der ihm nebſt einer bedeutungsloſen Parade unſerer Garniſon und der Bürgerwehr von ſeiner erſten Feier hier allein noch geblieben, bis auch dieſe letzte Erinnerung an jene Großthat im Jahr 1848 unterging — athmete damals in allen Theilen ſeiner Anordnung ganz den Geiſt, der über das deutſche Volk gekommen. Noth lehrt beten, ſowohl zur Thatkraft als auch die Geſinnungen, und das ſprach ſich unmittelbar durch das ganze Feſt aus, ſo grotesk daſſelbe auch mitunter auftrat. Das von Seiten unſerer Stadt-Canzlei darüber ausgegebene erſte Programm überfluthete von Lob, Dank und Mildthätigkeiten, und kam noch aus dem vollen, durch nichts getrübten Bewußtſein der wiedergewonnenen Unabhängigkeit, welches Senat und Bürgerſchaft mit einander theilten und ſie gegenſeitig ſo eng an einander ſchloß.

Alle waffenfähige Mannſchaft zogen aus, nach der Gründungsurkunde, nicht um im eitlen Prunk zu paradiren, ſondern um in Mitte eines geſchloſſenen Vierecks, vor einem dazu errichteten Altare, ein Dankgebet [illegible] eine ergreifende, der Erinnerung an die Bedeutung des hohen Feſtes angepaßte Rede anzuhören. Ueberall ſprach ſich das religiöſe Gefühl aus: in den Kirchen, auf öffentlichen Plätzen, unter Alt und Jung, Arm und Reich. Alle fühlten, daß das Schwert nicht allein entſchieden hatte. Die bewaffnete Schaar zog heimkehrend in dicht geſchloſſenen Reihen am Rathe vorüber und brachte dem dort verſammelten Senat ein begeiſtertes Hurrah! gleichſam als eine Bekräftigung ihrer Bereitwilligkeit, für die deutſche Sache kämpfend mit einzuſtehen.

Und nun der Schluß der Feier, der mit beginnender Dämmerung auf allen Bergen und Höhen rings umher unzählige Flammen aufleuchten ließ, als Zeichen einer gleichen Geſinnung über all die Gränzmarken hinaus, die unſer Gebiet umſchließen und einengen. Wie ergreifend dieſer

Moment war und welche Begeisterung seine Bedeutung hervorrief, kann freilich unsere heutige Generation nicht mehr mitfühlen, die unter den Beziehungen nach dem status quo ante herangewachsen ist. Ich aber erinnere mich noch lebhaft dieses merkwürdigen Abends, den ich im heiteren, durch Witz und Humor belebten Kreise der geistreichen Familie des Doctors Jaffoy in dessen Garten vor Sachsenhausen zubrachte, und wie wir Alle uns mit der Hoffnung wiegten, daß dieser Aufschwung nationaler Gesinnung die Ehre und die Größe des Vaterlandes auf immer begründen und sichern würde.

Einstweilen stärkte sich unser darauf gegründeter zuversichtlicher Glaube an den Erwartungen, die man von Wien hegte, wohin sich aller Augen richteten, da sich in dessen Mauern gerade um diese Zeit alle Machthaber zu dem Europäischen Congresse versammelten, der die Neugestaltung des politischen Gleichgewichts begründen sollte. Auch unser Frankfurt hatte die nähere Bestimmung seines künftigen Schicksals von dort her zu erwarten, wiewohl dasselbe in der Hauptsache bereits so gut wie entschieden und wir eben deshalb auch bereits durch unseren Syndicus Danz dort vertreten waren. Es lag darin bereits eine factische Anerkennung unserer wiedererlangten Selbstständigkeit, wenngleich dieselbe uns erst später, bei Anlegung des General-Gouvernements, in aller Form zurückgegeben wurde.

Unter solchen anregenden Eindrücken und vielversprechenden Aussichten lief das Jahr zu Ende.

Seit meiner Rückkehr nach Frankfurt waren nun etwa achtzehn Monate verübergegangen, so reich an sich rasch aufeinander folgenden Ereignissen, daß die geselligen Verhältnisse sich fast gänzlich darüber in den Hintergrund gedrängt sahen. Der Ernst der Zeit hatte jeden Mann so ganz in Anspruch genommen, daß von solchen Beziehungen, die mehr einen öffentlichen Charakter an sich trugen, fast kaum die Rede war. Um so enger hatten sich dagegen die verschiedenen Familien-Kreise an einander geschlossen, und für einen Fremden in meiner Stellung war es um so schwieriger geworden, sich Zutritt darin zu verschaffen, sowohl sich dieselben meist innerhalb ihrer schon früher erwähnten verwandtschaftlichen Gränzen hielten.

Die lutherischen, als die bei weitem zahlreichsten Gemeinen, waren noch die kultivirtesten, da sie, im Bewußtsein ihres politischen Uebergewichtes, der Motive entbehrten, sich in exponirterer Stellung zusammenzuhalten. Die ihnen noch nicht gleichgestellten Reformirten dagegen legten, in Ermangelung ähnlichen Einflusses, ihren Neubürgern in die Wagschale, den ihnen die Intelligenz ihrer Väter begründet und später ein mit Erfolgen gekrönter Unternehmungsgeist bedeutend zu vermehren gewußt. Bei den Katholiken trat außerdem noch das religiöse Princip mit in den Vordergrund, und unsere Patricier, deren Vorrechte im Römer unter der Zuwanderung etwas Noth gelitten, besaßen eine Kräftigung ihres Elements an der als Vertreter des Bundestags bereits hier weilenden Diplomatie zu finden, die übrigens, im frischen Andenken der Ereignisse, im Ganzen noch eine sehr volksthümliche Stimmung mit sich brachte.

Die exceptionellste Stellung in geselliger Beziehung war unter allen unserer Judenschaft angewiesen, welcher, ungeachtet ihrer bereits wachsenden Vermögen, die Sonne ihrer späteren socialen Verklärung noch nicht aufgehen wollte. Dieselbe tauchte erst mit dem Grade und der Armuth ihrer bisher abgeschlossenen Ehen, Taufen (Mariane) u. s. w. unter ihnen auf, und selbst der gefeierte Börne war damals noch kaum der Furcht seiner Zukunft, als bissigen Polizei-Commissär, entronnen.

So hatten denn die verschiedenen Abgränzungen der damaligen Geselligkeit, je nachdem, auch ihre eigenthümliche Färbung, der es theilweise auch keineswegs an einer gewissen Originalität fehlte, wenngleich im Allgemeinen dem Katholicismus die Hauptrolle darin angewiesen war. Der Humor fand sich vorzugsweise unter den Lutheranern heimisch, die ihn auch unter jedem Glaubensbekenntniß bei sich willkommen hießen. Bei den Katholiken pflegte er sich nur zu den Tafelfreuden einzufinden, und die Reformirten suchten ihn durch die sogenannten jeux d'esprit zu ersetzen, die in ihren Cirkeln üblich waren. Zur Hälfte die Nachfolger der einstigen Pfänderspiele, die Goethe noch in seinem Werther zu der pikanten Scene benutzte, wo er Lotte die neuen Ehrengaben darin austheilen läßt, von denen Werther die kärglichste als ein besonderes Liebeszeichen für sich in Anspruch nimmt und darüber in Wonne über-

stirnt. Bei der überwiegend weiblichen Nachkommenschaft in den reformirten Familien war eine derartige Vermittlung zärtlicher Gefühle nicht ohne Einfluß auf die ehelichen Verbindungen, die sich in der That auch gestaltet sehen, seitdem die heutige Geselligkeit solcher interessanten Anknüpfungsmomente entbehrt. Dagegen sehen wir fast unsere ganze heutige Gesellschaft zum jeu d'esprit werden, und ein Paar renommirte Jungen treiben vollkommen aus, die nichtssagende Gesellschaft mit banalen Phrasen bis zum Souper in Athem zu erhalten. Dergleichen geistige Jongleure, die fremde Gedanken zu escamotiren und als ihr Eigenthum zu reproduciren verstehen, waren damals noch nicht so häufig.

Da nun das Casino seine bereits erwähnte strenge Abneigung noch immer so fest hielt, daß selbst die durch glückliche Speculation gewonnenen Vermögen der gewünschten Juden nie ganz sicher waren, wenn sie sich nicht in den Stammbaum irgend einer der älteren burgen Familien zu verzweigen wußten, so mußte ich meinen Eintritt in den größeren Kreis der burgen Gesellschaft vorläufig ein Stockwerk höher, nämlich durch die Loge zur Einigkeit zu vermitteln suchen, die damals in ihrer sehr exclusiven Fassung die intelligentesten Kräfte in sich vereinigte, mit denen ich hier vielfältig in nähere Berührung kam.

Außerdem aber hatte mir ein an sich betrübter Umstand den Kreis meiner Bekanntschaften auch noch nach manchen anderen Seiten hin erweitern, denen ich viele genußreiche Stunden zu danken habe.

Der Tod der jungen Gattin unseres Chefs nämlich, trübte ganz unerwartet das Band einer glücklichen Ehe. Kurz vor ihrem Hinscheiden, nach vorher erfolgter Wochenbette, hatte die junge Frau, wohl im Vorgefühl ihrer sich nahenden Auflösung, es noch versucht, ihrem Gatten ein Andenken in einem mit Vergißmeinnicht durchwebten Perlenbande zu hinterlassen, was jedoch den schon ermatteten Kräften zu mißlingen nur halb gelang. Sie vertraute mir dieses Bruchstück mit dem Auftrage, dasselbe, wenn ihre Augen sich schließen würden, als letzten Beweis treuer Liebe ihrem Gatten zuzustellen, und ich erfüllte diese Bitte in der Weise, daß ich einige Verse dazu dichtete und das Ganze, in einen Rahmen gefaßt, unter dem Bilde der Verblichenen aufhing.—

Der Antheil, den Bekannte und Fremde an dem frohen Ereigniß der jungen Frau nahmen, übertrug sich bald auch auf dieses von ihr hinterlassene Andenken, und so geschah es, daß dasselbe von Hand zu Hand ging. Auch die erblindete Mutter unseres gegenwärtigen weilenden M. v. Bethmann hatte es sich anbitten lassen und fand soviel Gefallen an dem Verein, daß sie die Bekanntschaft des Verfassers derselben zu machen wünschte, wodurch sich mir ein Haus eröffnete, dessen freundlicher Aufnahme ich mich stets mit um so mehr Interesse erinnere, da ich später meine lebenslängliche, Marie Schneemann (Nichte von Göthe's Lili) dann kennen lernte.

Nicht Jedem, dem Ansehen und Vermögen es gestatten, um mit dem sagt, „ein Haus zu machen", so kann auch die Befähigung gegeben, es so zu repräsentiren, daß ihm die Gäste nicht blos das Wegen derselben durch die glänzenden Säle und die reich besetzten Tafeln darin nachzurühmen wissen. Die Art und Weise, die ersteren zu beleben, und der eigenthümliche Geist, der den Kreuden der Tafel ihre rechte Würze gibt, bekommt weit mehr wie alles andere den Grad des Wohlbehagens, der die Erinnerung an derglichen Zusammenkünfte erhält oder verwischt. Durch die Wahl der Gäste wird beiden Erfordernissen nur zum Theil entsprochen; den rechten Impuls aber gibt der Ton, welchen der Anfänger zur Belebung des Ganzen anschlägt, und der Takt, womit er es zu beherrschen versteht. Beides war unserem Bethmann in hohem Grade eigen, und Ansehen und Reichthum konnten aus seinem Hause nicht die Ueberzeugung mit sich nehmen, wieviel Geist, Talent und Kunst zur Verherrlichung eines Festes beitragen können, wo Alles sich auf gleicher Linie gestellt und in rechter Weise zusammengehalten sieht.

Den sprechendsten Beweis seiner Befähigung dazu hat Bethmann anläßlich der ersten Messe gegeben, welche er im Herbste seines Jahres den an sein Haus attachirten Handwerkern für ein Fest gab, das ihm dieselben einige Jahre früher bei der Geburt seines ältesten Sohnes veranstaltet hatten. Es verdient dasselbe wohl um so mehr einer näheren Erwähnung, als es in seinem Arrangement gewiß als eine seltene derartige Festlichkeit dastand.

Jeder der Anwesenden war Alles dabei repräsentirt, was sich durch Rang, Reichthum oder geistige Vorzüge den Anspruch zur höheren Geltung zu erwerben weiß, und die Räume des dem Festgeber angehörigen Landhofs waren auf das glänzendste dazu hergerichtet worden. Der Anblick des Gebäudes selbst, die durch Kunst kaum übertroffene, nicht beschreibliche Anordnung: „ohne recht, schöne Normand!“ Das in einiger Entfernung davon sich befindende, mit Bedacht ausgewählte, etwas abseits stehende Zelt war in einen großen, prächtig geschmückten Empfangssaal umgewandelt worden, und hier fuhren nun in bunter Mischung die geladenen Gäste vor, in denen der gewandte Festgeber mit dem ihm eigenthümlichen Takt bald einen ehrenhaften Bürger oder Bürgermeister, bald einen hochgestellten Diplomaten, dann wieder einen genialen Künstler oder Literaten, und gleich darauf eine kunstsinnige Weltdame empfing.

Die hohe Frauen waren nicht minder durch ihre Damen vertreten, und dergleichen glänzten die neuen Uniformen der Landwehr-Cavallerie, zu deren Chef Bethmann ernannt war, und die den leichten Schritten der Tänzerinnen verliehen, der dem Beobachter eine interessante Abwechslung gewährt. Also verlief sich vortrefflich, da ein Jeder, nach dem Beispiele der Anderen, das seine Maaß einzuhalten wußte, bis die Morgenröthe nicht unwillkommen kam, einer das Scheiden zu überschieben.

Nach einem ziemlich langen währenden Empfang folgte ein glänzendes Souper in den verschiedenen Räumen des Landhofs und später ein heiterer Ball, den Herr und Frau v. Bethmann mit dem ehemaligen Paar der anwesenden Kaiserin eröffneten. Das heitere Fest währte bis zum anbrechenden Morgen und bestätigte bei Allen, die ihm beiwohnten, die Ueberzeugung, daß die Popularität nur im rechten Sinne zu erlangen ist, um der Mühe zu entgehen, sich darum weiterhin zu bemühen.

Mit den erwähnten kleinen weiteren Bekanntschaften trat ich nun auch in mehr oder weniger nahe Beziehungen zu den Männern, die als gütige Gönner mich zu den Freuden der damaligen Geselligkeit zuließen und denen ich noch immer ein anerkennendes Andenken bewahre.

Es würde mir nicht ſchwer fallen, hier manchen intereſſanten Beitrag zur Charakteriſtik mehrerer derſelben durch Erzählung von Anekdoten oder ſonſt perſönlichen Erwähnungen zu liefern, wie dies in neuerer Zeit, mitunter ſelbſt in indiscreter Weiſe, von Schriftſtellern geſchehen, die dergleichen als Staffage ihrer Erlebniſſe oder Anſchauungsweiſen benutzten. Da dieſe Blätter jedoch nur einen flüchtigen Totaleindruck jener denkwürdigen Epoche zu geben beſtimmt ſind, ſo beſchränke ich mich um ſo mehr darauf, hier nur den Standpunkt anzudeuten, welchen diejenigen intereſſanten Perſönlichkeiten in geſelliger Beziehung einnahmen, denen ich darin näher geſtanden. Selbſt die theilweiſe bloße Erwähnung ihrer Namen wird hinreichen, ihr ehrenvolles Andenken wieder aufzufriſchen.

Bei den ſo ſehr in Anſpruch genommenen Wohlthätigkeitsbeſtrebungen der Frauen war es beſonders die Geiſtlichkeit, an der dieſelben ihre einflußreichſten Stützen fanden, unter welcher der würdige Senior Hufnagel, der Stifter unſerer Mutterſchule, voranleuchtete, deſſen trefflichem Wirken leider eine zerrüttete Geſundheit ein zu frühes Ziel ſetzte. Ihm am nächſten ſtand Conſiſtorialrath Kirchner, ein ebenſo aufgeklärter Theologe wie glänzender Kanzelredner; dabei eben ſo ernſt und energiſch, wo es galt, Tüchtiges zu fördern, als liebenswürdig und ſarkaſtiſch im Kreiſe ihm näher Befreundeter. In hoher Achtung bei ſeiner Gemeinde ſtand der franzöſiſche reformirte Pfarrer Jeanremaud, eine noch jugendlich ideale Erſcheinung, die in mancher Beziehung an Lamartine erinnerte, die aber leider nach kaum begonnener glänzender Laufbahn, derſelben ebenfalls durch den Tod wieder entriſſen wurde. Gleiches Loos theilte mit ihm, und unter ähnlichen Verhältniſſen, der lutheriſche Pfarrer Alexander Stein, deſſen tief gefühlte religiöſe Erhebungen ſich in ſeinen Vorträgen den Weg zu allen Frauenherzen zu bahnen wußten. Aber auch ſonſt fanden ſie ihren Weg zu manchem ſtärkeren Herzen, wie z. B. merkwürdigerweiſe zu dem des Miniſters v. Stein, das trotz ſeiner anſcheinend rauhen Umhüllung doch einer ſich ihm anſchmiegenden Weichheit nicht entbehren konnte, die gewöhnlich ſonſt nur eine Frauenſeele zu gewähren vermag.

Nach den Geiſtlichen ſtanden die Aerzte den Frauen am nächſten, welche in der damaligen Wirkſamkeit der Letzteren eine nicht minder einflußreiche Rolle ſpielten. Geheime Rath Wenzel ſah ſich darin ſo beſonders bevorzugt, daß er ſeine Hülfeleiſtungen, je nach Laune, bald verſchleudern oder nach dem höchſten Werthanſatze abſchätzen konnte. Als Gegenſatz ſtand ihm der ſo überaus menſchenfreundliche Geheime Rath Sömmering gegenüber, der unter allen Umſtänden zum Helfen ſtets bereit war. Nicht minder geſchätzt waren die Männer der Praxis, die Doctoren Neuburg (durch ſeine Frau, geb. Melber, mit Göthe's Mutter verwandt), Löhrl, Koch, Melber, Lejeune, Ehrmann, Reef, Rieß u. ſ. w., die ihre Popularität nur allein dem Vertrauen zu danken ſuchten, welches ſie ſich durch ihre Hingebung für ihren Beruf zu erwerben wußten.

Den Männern näher ſtanden die Vertreter des politiſchen Theils der Geſellſchaft, das heißt vorzugsweiſe die Juriſten, in deren patriotiſchen Händen die Bürgerſchaft die Hauptleitung ihrer öffentlichen Intereſſen als vollkommen geſichert zu betrachten alle Urſache hatte. Zu den in dieſen Angelegenheiten maßgebenden Kräften zählten damals beſonders die Syndici Danz, Schmid, Bachmann, Scheff Büchner, Scheff Metzler, v. Richard, v. Adlerpflycht, v. Malapert, Senator Ihm, Senator Reſing, Dr. Brack, Dr. J. K. H. Schleſſer, Dr. Starck, Dr. Clauß, Dr. Kayſer, Dr. Jaſſoy u. ſ. w., worunter namentlich der Letztere ſtets die geniale Auffaſſung des Gegenſtandes in die Wagſchale zu legen wußte. Obgleich dem Fortſchritt huldigend, beweiſt ſeine Betheiligung an der Ergänzung unſerer Verfaſſung, daß ihm das rechte Maaß dabei ſtets bewußt geblieben. Ebenſo bewährte er ſich auf dem Congreſſe zu Wien als gewandter Unterhändler im Intereſſe unſerer Stadt.

Wenn ich hier von meinem Vorſatz, keine bezüglichen Anekdoten einfließen zu laſſen, ausnahmsweiſe abweiche, ſo geſchieht es, weil die, zu welcher Dr. Jaſſoy hier Veranlaſſung gibt, zwei geiſtreiche Männer zugleich charakteriſirt. Dr. Jaſſoy ſtand nämlich in nahen und vielfaltigen Beziehungen zu dem Miniſter v. Stein, bei dem er ſich öfters weilen ließ. Letzterer war bekanntlich gewohnt, ſeiner momentanen Stim-

mung zuweilen einen rückhaltloſeren, wenn auch meiſtens nicht bös gemeinten Ausdruck zu geben, und in einem ſolchen Augenblick empfing er einſt den zu ihm eintretenden Dr. Jaſſoy mit der etwas barſch hingeworfenen Frage: „was wollen Sie?“ — worauf Jener, ſich verbeugend, erwiederte: „Excellenz, kein Geld und keine Anſtellung,“ welche treffende Antwort hinreichte, die Cordialität des Herrn Miniſters ſofort wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Schöne Wiſſenſchaften und Künſte hatten ſich von der langen Andauer des Kriegslärmens nc.. nicht wieder erholen können. Nur hie und da verſuchte im geſelligen Leben eine ſchüchterne Muſe ihre Schwingen (Sophie Jaſſoy, Geh. Rath Willemer, v. Gerning u. ſ. w.), wozu ſich allerdings die beſten Kräfte in der Familie Brentano vereinigten. Die eigentlichen Träger dieſes wohlverdienten Ruſes, Bettina und Clemens, waren jedoch zur Zeit nicht hier anweſend und wurde daher die Familiengenialität nur durch den zweitältеſten Bruder Georg repräſentirt, der es auch vollkommen verſtand, ihr eine entſprechende äußerliche Form zu verleihen.

Noch einen Mann kann ich hier, und zwar beſonders darum nicht unerwähnt laſſen, weil, obgleich ſchon längſt im Grabe ruhend, ſeiner erſt jüngſt hier noch in einer Druckſchrift in ſo roher Weiſe gedacht wurde, daß die ihn betreffende Stelle gewiß von Jedem, der ihn näher gekannt, nur mit Entrüſtung geleſen werden iſt. Es war dies der damals hier weilende Hofrath Berly, der im Bethmann'ſchen Hauſe als Vorleſer der erblindeten Mutter Zutritt hatte. Ueber das Schickſal, welches denſelben hieher verſchlagen, herrſchte allerdings ein gewiſſes Dunkel, was jedoch inſofern ohne beſonderen Nachtheil für ihn erſcheint, da derſelbe ſtets ruhig und unangefochten hier leben konnte, und daher von einem ihm zur Laſt zu legenden, ihn gravirenden Vergehen nicht wohl die Rede ſein kann. Dagegen iſt es gewiß, daß er zu den literariſch Gebildeten hier zählte, und ſowohl als gewandter Zeitungsredacteur, als auch durch ſeine anderen literariſchen Arbeiten, wie z. B. der Ueberſetzung von „Lingard's Geſchichte von England in 12 Bänden“ u. ſ. w., vielfältige Beweiſe davon hinterlaſſen hat. Wenn er es übrigens nicht verſtanden, den unbegränzten

Etelleuten zu ſtehen, ſo mag darin wohl die Hauptſchuld liegen, die ihm, noch im Grabe, die ebenerwähnten maßloſen Angriffe zugezogen.

Eine Geſelligkeit ohne Frauen würde, wie eine Vegetation ohne Blumen, ihres ſchönſten Schmuckes entbehren. Wenn alſo von der Erſteren hier die Rede iſt, ſo iſt es natürlich, daß ſich meine Erinnerungen aufs neue im Ueberblick des ſchönen Frauenkranzes beleben, deſſen ich ſchon früher aus der Zeit meiner Heimkunft erwähnte. Demſelben war inzwiſchen noch manch' ſchöne Blüthe erwachſen, die ihn mit neuen Reizen ſchmückte. Die ausgedehnten Verzweigungen der Bentard'ſchen Familie, ſowie die der Andreä, Seufferheld, Thurneiſen, Crevenna, Lindheimer, Seldan, Hoffmann, Zickweli u. ſ. w. hatten ſich in lieblichſter Weiſe hinein verflochten, und ich ſehe heute noch nicht ohne Intereſſe auf ſo manche dieſer, freilich nun ſchon etwas entblätterten Blumen, die damals in glänzender Fülle prangte.

Alles das würde übrigens der Geſelligkeit im Allgemeinen nur den Reiz der äußeren Form verliehen haben, wenn die inneren Beſtandtheile derſelben der Elemente entbehrt hätten, deren rechtes Verhältniß nur allein das Wohlbehagen darin beſtimmt. Man kannte aber damals die Bezeichnung der haute volée darin noch nicht, und war es ſich überall nur bewußt, daß frohe Laune und Heiterkeit ſchnell entfliehen, wo ſich die Prätenſion an ihre Seite ſetzt. Darum weiß ich es den Frauen jener Kreiſe, in denen mir der Zutritt vergönnt war, auch nur dankend nachzurühmen, daß ſie meinen Humor ſtets als ebenbürtig erkannten, wenn er dazu beitrug, dem geſellſchaftlichen Leben eine heitere Seite abzugewinnen.

Wenn die Ereigniſſe des Jahres 1814 uns, im Gefühle endlich wieder erlangter politiſcher Selbſtſtändigkeit, in eine Art patriotiſchen Taumels verſetzt hatten, der ſich in mannigfaltigſter Weiſe durch Wort, Schrift und That äußerte, ſo ſchien das Jahr 1815 die Tiefe dieſer Geſinnung erproben zu wollen, indem es uns alsbald wieder auf ein kriegeriſches Terrain führte und aufs Neue unſere ganze Thatkraft in Anſpruch nahm.

Die Verhältniſſe im deutſchen Vaterlande hatten auf dem Congreſſe zu Wien eine neue Geſtaltung zu erwarten, deren rechte Form inzwiſchen mit der Dauer der Verhandlungen auf ſtets größere Schwierigkeiten zu ſtoßen ſchien. Polen und Sachſen, ſowie die Anſprüche der kleineren Regentenhäuſer waren die Zankäpfel, über die man ſich nicht einigen konnte, und während man eine Einigung darüber anſtrebte, häufte ſich ein ſo reichhaltiges Material von anderweitigen Reclamationen, daß die urſprünglich dem Congreſſe geſtellte Aufgabe, das richtige europäiſche Gleichgewicht herzuſtellen und namentlich Deutſchland zu einer einheitlicheren Geſtaltung zu verhelfen, bereits ſehr gefährdet erſchien. Wer weiß, welchen Ausgang der Congreß genommen hätte, wenn nicht die betrübliche Verwirrung durch die plötzliche Entweichung Napoleons von Elba raſch gelöſt und dem Gange der Verhandlungen die Wendung gegeben worden wäre, die wenigſtens inſofern ein befriedigendes Reſultat zur Folge hatte, als ſie die Grundlagen zur weiteren Ausbildung der Angelegenheiten feſtſtellte, und ſomit die Baſis unſerer Zukunft als gefunden erſcheinen ließ.

Noch einmal hatte Napoleon, nach kurzer Raſt auf Elba, ſeinem Stern vertrauend, die ganze Energie ſeines Willens auf eine kühne That concentrirt, die ihm den eingebüßten Thron wieder gewinnen ſollte. Am 26. Februar verließ er ſein Aſyl, um an der Spitze von etwa 1200 ſeiner Getreuen jenen denkwürdigen Zug nach Frankreich zu unternehmen, der ihn, mitten durch die gegen ihn ausgeſandten Armeen, nach kaum drei Wochen ſeinem ſich vorgeſteckten Ziel glücklich zuführte. Der kühne Wurf war gelungen, und es handelte ſich nur noch darum, ſich den Beſitz des reichen Gewinns zu ſichern.

Die Nachricht von dieſem überraſchenden Ereigniſſe gelangte bereits am 7. März nach Wien, jedoch erſt am 12. hieher, und man wird ſich denken, in welchen Alarm faſt ganz Europa dadurch verſetzt wurde. Kaum hatte ein im verzweifelten Kampfe erfochtener Friede die Wunden geſchloſſen, an denen ſich die Völker ſo lange verblutet, und kaum ſich die Wege wieder angebahnt, auf denen Induſtrie, Wiſſenſchaft und Kunſt einer beſſeren Zukunft entgegengehen ſollten, als wir aufs Neue die Schreckensbahn ſich wieder erheben ſahen, die Alles

das mit eiserner Gewalt im Vaterlande erdrückte, um es zu der großen Kaserne umzuschaffen, in welcher ihre zahlreichen Kriegsvölker so lange als unumschränkte Herren gehaust hatten.

Glücklicherweise waren bei Hereinbruch dieser neuen Catastrophe fast sämmtliche hohe Häupter noch in Wien beisammen, wo denn auch sofort die energischsten Beschlüsse gefaßt wurden. Den fruchtlosen Berathungen war man schnell zur raschen That übergegangen, und während Napoleon am 20. März seinen Einzug in Paris hielt, rückten zugleich von allen Seiten Armeen nach den Niederlanden, wo der blutige Waffentanz aufs Neue seinen Anfang nehmen sollte.

Am 2. April kam Lord Wellington von Wien hier durch, um das Obercommando der verschiedenen, sich zusammengezogenen Truppen zu übernehmen. Es war an einem Sonntage und Alles auf den Beinen, um des gefeierten Helden ansichtig zu werden. Auf dem Herrnhause hatte sich, wie gewöhnlich an diesen Tagen, eine belebte Gesellschaft zur Mittagstafel eingefunden, an welcher die sich drängenden Neuigkeiten als reichster Stoff zur Unterhaltung dienten. Diesesmal fand sich in dem geräumigen Saale noch ein zweiter Tisch besonders hergerichtet, an welchem der russische Obrist v. Manderstiern seine Vermählung mit Fräulein v. Heyden, Schwester unseres späteren verehrt. Bürgermeisters, feierte. Auch hier wurden die Gefühle von den Eindrücken beherrscht, die Alles in Aufregung versetzt, und die sich an beiden Tafeln rasch auf einander folgenden patriotischen Toaste brachten die geladenen und nicht geladenen Gäste bald in so nahe Berührung, daß mir die begeisterte Stimmung, welche die Gesellschaft bei dieser Veranlassung als Ausdruck gleicher Gesinnung beherrschte, noch im lebhaftesten Andenken geblieben ist.

Es gibt nichts Erhebenderes, als die Begeisterung der Völker für die Vertheidigung des Vaterlandes; aber auch nichts, was nachtheiliger auf deren Gesinnung wirkt, als die Erinnerungen an dergleichen große artige Momente für Zwecke benutzen zu wollen, denen keine gleichen Motive unterliegen. Eine solche Profanation, möchte ich sagen, wie sie die Politik der Neuzeit öfters versuchte, ist das sicherste Mittel, die

moraliſche Kraft des Volkes abzuſchwächen und eine gegentheilige Wirkung von dem hervorzubringen, was man zu bezwecken ſtrebte.

Bei uns ſollten nun die ſeitherigen Waffenſpiele des ſich organiſirten Landſturms auch einmal eine ernſtere Prüfung beſtehen, der man übrigens auch mit aller Entſchloſſenheit entgegenging. Die patriotiſche Begeiſterung ſollte ſich nicht blos in Exclamationen und Anſprachen an die Völker verpuffen, ſondern ſie ſollte Hand ans Werk legen, und ſo geſchah es auch. Der Aufruf, den Bürgermeiſter und Rath am 24. April zur Bildung einer freiwilligen Schaar erließ, blieb nicht ohne Erfolg, und in kürzeſter Friſt ſtand aufs Neue eine ſolche, aus rüſtigen und thatkräftigen Männern beſtehende Stadt gebildet, zum Ausmarſche bereit. Alles bewegte ſich im kriegeriſchen Geiſte und erfaßte jede Gelegenheit, denſelben zu ſteigern. Eine ſolche bot ſich unter andern auch durch die Anweſenheit des Erzherzogs Carl dar, der gerade um dieſe Zeit hier durch nach Mainz ging um ſich ſpäter mit der Prinzeſſin Henriette von Naſſau zu vermählen. Alles drängte ſich um den Sieger von Aspern, deſſen ſo einfache äußere Erſcheinung übrigens wohl Manchen getäuſcht haben dürfte, deſſen Imagination gewöhnt war, einen ſolchen hohen Muth und ein ſo großes Feldherrntalent nur hinter einer imponirenden Geſtalt zu ſuchen.

Inmitten dieſes ſich wiedererhebenen Kriegslarmens, unter welchem eine Maſſe von diplomatiſchen und militäriſchen Notabilitäten hier ein- und durchzogen, führten uns die Muſen auch wieder zwei ihrer würdigſten Repräſentanten zu. Göthe beſuchte uns nämlich zum zweiten Male, um in Wiesbaden wieder wie im vorigen Jahre das Bad zu gebrauchen. Wie auch damals, benutzte er ſeine Anweſenheit, um ſich nach den Fortſchritten ſeiner Vaterſtadt ſowohl in ihrer äußeren Geſtaltung, als in Beziehung auf Wiſſenſchaft und Kunſt, umzuſehen und die Notizen zu ſammeln, die ſpäter in den „Erinnerungen aus ſeinem Leben“ ihren Platz gefunden. Eben dieſe Notizen geben im Hinblick auf unſere heutigen Zuſtände Veranlaſſung zu manchen vergleichenden Betrachtungen über die Fortentwicklung und Ausbildung derſelben, wenn Göthe damals die erfreulichen Anfänge einer, ſich für uns zur Bedeutung erhebenden intellectuellen Zukunft wahrzunehmen glaubte.

Mit ſichtbarer Befriedigung ergeben ſich ſeine beſchaulichen Wahrnehmungen unter all' dem Vortrefflichen, was hier, theils in geſtifteten Sammlungen, in ihren Bereich fiel, oder was ſich durch Vereinigung und Organiſation zu einem ſeinem Zweck entſprechenden Ganzen verbreitete. Er konnte es ſich nicht verſagen, beſonders in Beziehung auf letzteres, ſeine wohlmeinenden Rathſchläge zu ertheilen, und noch heute haben wir es zu bereuen, ſo manches richtig gegebene Wort ohne Beachtung gelaſſen zu haben. Er freute ſich des ſchon damals beſchloſſenen Neubaus unſerer Stadtbibliothek, an deren Spitze noch der als Geſchichtsforſcher ſo berühmt gewordene Profeſſor Schloſſer ſtand, und ſah darin „die künftige Begründung aller wiſſenſchaftlichen Bemühungen“ in unſerer Stadt. Leider iſt dieſe ihr zugedachte Beſtimmung durch das dazu errichtete koſtſpielige und unpraktiſche Gebäude ſehr gehört worden, das mit den Zinſen ſeiner theuren Herſtellungskoſten den größten Theil des Capitals verſchlingt, welches weit beſſer auf die zweckmäßige Ausſtattung und Erweiterung des Inſtituts ſelbſt hätte verwendet werden können. Dabei iſt daſſelbe durch ſeine entfernte Lage faſt außerhalb der Stadt, jenem Zwecke, als „Mittelpunkt wiſſenſchaftlicher Bildung“, in ſo beſchwerlicher Weiſe entrückt worden, daß nur Diejenigen den weiten Weg dahin ſuchen, die ſeiner dringend bedürfen, und einer populären Benutzung der Bibliothek, wie ſie Göthe veranlaßte, iſt demnach ſchwerlich damit entſprochen worden.

Mit beſonderer Vorliebe begrüßte auch er die Idee des „Muſeums“, als einer Vereinigung aller Kunſtgenüſſe, und ſah durch die Beſtrebungen einer damals noch mit anerkennender Gabe verſehenen Geſellſchaft eine Kunſtanſtalt hier entſtehen, die, unter Aufſtellung der ihr bereits bekannten Gemälde, Kupferſtiche und anderer Kunſtſchätze, ein würdiges Ziel für Muſik, Theater und alles Andere werden ſollte, was zu heiterer Belebung des wiſſenſchaftlichen und artiſtiſchen Sinnes beizutragen geeignet war. Auf welches Minimum alles das zuſammengeſchrumpft iſt, was Göthe damals als eine glückliche Conſtellation im Schutze der Muſen für ſeine Vaterſtadt begrüßte, bedarf keines weiteren Nachweiſes. —

Das Städel'ſche Muſeum, deſſen Stifter Göthe „den Dekan aller hieſigen Kunſtfreunde" nannte, ſah er damals nur noch als Privatſammlung des Eigenthümers in deſſen Behauſung. Später erwähnt er auch des Ablebens deſſelben und des großen, von ihm hinterlaſſenen Capitals, das ihm mehr als hinreichend zur Verwirklichung der edlen Abſichten erſchien, welche der Verſtorbene in ſeinem Teſtamente niedergelegt. Auch Göthe ſprach ſich damals ſchon über die Hauptbedingungen aus, unter welchen ſich ein aufblühendes Kunſtleben hier geſtalten konnte, und auch er fand dieſes weniger in einer ſyſtematiſch organiſirten Academie, als vielmehr in der Heranziehung von Meiſtern begründet, um welche ſich die aufſtrebenden Talente, je nach ihrer Neigung, zu ſammeln vermöchten. — Daß dieſes jedoch nicht blos durch Gewährung eines Ateliers, ſondern auch durch noch andere Vortheile ermöglicht werden müſſe, war auch ſeine Anſicht. Sie iſt ſeitdem mit vielem Anklang, haben einſchlagenden mehrfach angeregt und verhandelt worden, ohne jedoch einen ſichtlichen Einfluß zur Folge gehabt zu haben. Im Gegentheil ergeben die letzten Berichte der Adminiſtration (Ende 1854) aufs Neue, daß eine nun bereits vierzigjährige Wirkſamkeit immer noch nicht ausgereicht hat, dem Zweck und der Organiſation des Inſtituts zu einer klaren und feſten Grundlage zu verhelfen, welche ihm eine kräftigere Entwicklung in nahe Ausſicht ſtellen könnte. Neue, ſich durchkreuzende Pläne ſcheinen verfolgt zu werden, die noch auf eine lange Dauer des gegenwärtigen Proviſoriums ſchließen laſſen. —

Was die damals von Göthe ſo geprieſenen, ſchon früher hier erwähnten Privatſammlungen der Familien Veeris, de Neufville, Ettling, Holzhauſen, Gerning u. ſ. w. betrifft, über welche er einen allgemeinen Catalog als Nachweis für fremde Kunſtfreunde angefertigt zu ſehen wünſchte, ſo würde er ſich höchlich wundern, wenn er ſehen könnte, wie außer den noch verhandenen Brentano'ſchen Kunſtſchätzen, alles übrige meiſtens verſchwunden iſt, und wie mager ein ſolcher Nachweis über das uns als Erſatz dafür gewordene ausfallen würde. Von Dannecker's Ariadne ſind meines Wiſſens keine Kunſtreiſe mehr in hieſigen Privatbeſitz gelangt, die auf einen ſo weit verbreiteten Ruf Anſpruch machen könnten.

Einer beſonderen Theilnahme widmen Göthe's Notizen den damals unter uns im Aufblühen begriffenen Naturwiſſenſchaften, und vor Allem der, dieſelben fördernden Senckenberg'ſchen Stiftung, die er als „ein wohldurchdachtes, dem Stifter zur größten Ehre gereichendes Inſtitut" bezeichnete. In dieſer Bezeichnung „wohldurchdacht" iſt vor Allem das ſich erhaltende Gedeihen deſſelben zu ſuchen. Die Anſtalt ſtützt ſich von vornherein auf eine feſte Baſis ihrer Entwicklung, an deren Fortbildung ſich die geachteten Namen der Doctoren Leer, Wagner, Neuburg, Neef, Buch, Kretſchmar u. ſ. w. knüpfen, die es ihren Nachkommen wenigſtens nicht erſchweren, Alles im geordneten Ganzen zu erhalten und noch zu erweitern.

Auch des hieſigen Buchhandels wird in dieſen Notizen in anerkennender Weiſe gedacht. Das damals neu reſtaurirte Brönner'ſche Etabliſſement wird als ein „anſtändiges, wohleingerichtetes und verziertes" belobt, und der ſolide Unternehmungsgeiſt von Wenner und Wilmans gerühmt, die Beide in der That auch den hieſigen Verlag damals in recht würdiger Weiſe repräſentirten.

Auffallend iſt es, daß Göthe des hieſigen Theaters nur im Vorbeigehen gedachte, indem er die Verdienſte des Kapellmeiſters Schmitt und der bei der Oper wirkenden Talente erwähnt. Es mochte ihm wohl etwas zu republikaniſch dabei zugehen, da ſich die Direction, allerdings unter Leitung des verdienſtvollen Jhlee's, in den Händen eines, der Region der Börſe angehörigen Comités befand, an deſſen Spitze Herr Leers, zwar mit lobenswerther Energie, aber doch wohl nicht ſo im ästhetiſchen Sinne waltete, wie Göthe in einer derartigen Wirkſamkeit ſich als ein Autocrat darin zu bewegen gewohnt war, und ſo ließ er lieber ein Capitel ganz unberührt, was vielleicht die Reihe der Anerkennungen in etwas alterirt hätte, in welcher er ſich gerade in ſo wohlwollender Weiſe erging.

Uebrigens ſcheint Göthe diesmal durch ſeinen wiederholten Aufenthalt in ſeiner Vaterſtadt von patriotiſcher Theilnahme für dieſelbe neu durchwärmt worden zu ſein; er ſpricht es aus, daß „einer freien

Stadt auch ein freier Sinn geziemc", und daß „ihr das Streben wohl anſtehen würde, nach allen Seiten hin zu glänzen und hinter Berlin, Paris und London nicht zurückzubleiben". — Könnte er heute wieder unter uns treten, würde er ohne Zweifel mit großer Befriedigung die überall ſichtbaren Fortſchritte bemerken, die wir in materieller Beziehung ſeitdem nach dieſem Ziele hin gemacht haben. Ob wir uns aber auch auf dem geiſtigen Gebiete einer gleichen Anerkennung zu erfreuen haben würden, das dürfte ſich freilich mehr oder weniger wohl nach dem beſtimmen, was aus ſeinen Lieblingsideen geworden iſt, deren glänzende Entwickelung er damals als vollkommen geſichert betrachtete.

Die zweite literariſche Notabilität, die zur ſelben Zeit hier weilte, war der liebenswürdige Dichter-Greis Moritz Auguſt v. Thümmel, der, 1738 geboren, als ein noch lebender Zeuge die Glanzperiode der deutſchen Literatur überſchaute, an welcher er ſelbſt, von ihrem Erwachen bis zu ihrer ſchönſten Blüthe, einen ſo rühmlichen Antheil genommen. Seiner Werke ſind nicht viel, zählen jedoch mit zu den beſten ihres Zeitalters, und ſelten wohl hat ſich ein Dichter, gleich ihm, während einer ſo langen Lebensdauer auch den ſtets ungetrübten Humor für dieſelbe zu erhalten gewußt, der ſeine Werke in ſo reicher Fülle durchwebt.

Das Frühjahr 1815 brachte mich in meinen Verhältniſſen der Stadt Frankfurt, zu der ich mich ſchon gleich Anfangs ſo hingezogen fühlte, um Vieles näher. Ich war als Theilhaber in das Brönner'ſche Geſchäft getreten, und mußte zu dem Ende das Bürgerrecht erwerben, was für einen Fremden damals noch mit größeren Schwierigkeiten verbunden war. Die Verwendung mir wohlwollender Freunde wußte dieſelben jedoch zu beſeitigen, und am 23. März wurde mir das Bürgerrecht „aus Gnaden" gegen eine mäßige Abgabe, jedoch mit dem Beding ertheilt, dereinſt keine Andere, als eine hier Verbürgerte zu ehelichen, was ich denn auch ſpäter zwar treulich, jedoch nicht ohne ein gewiſſes Selbſtgefühl erfüllte, meine Wahl als ein hier ſchon Verbürgerter treffen zu können.

Inzwiſchen war am 11. Juni der Wiener Congreß zu Ende gegangen, nachdem er, durch die Umſtände gedrängt, in energiſcher Weiſe

nachgeholt, was ſo lange in unentſchiedener Schwebe geblieben. Frankfurts Schickſal als freie Stadt und künftiger Sitz des deutſchen Bundes hatte ſeine Beſtätigung gefunden, und es kam nun allein noch darauf an, wie die Würfel des Kriegesglücks fallen würden, die Gott Mars bereits wieder zu einem entſcheidenden Wurfe in den Niederlanden ſchüttelte. Sie fielen glücklich für unſere und Deutſchlands Zukunft, welche am 18. Juni auf dem Schlachtfelde von Waterloo in ſofern entſchieden wurde, als dreiunddreißig darauffolgende Friedensjahre uns hinlänglich Zeit ließen, den Ueberſtürzungen des Jahres 1848 zuvorzukommen, die nun Alles das auf einmal forderten, was man beſſer nach und nach und in zweckmäßiger Auswahl ſchon früher hatte anbahnen und gewähren ſollen.

Bei der Schlacht von Waterloo war Alles im Spiel, was ein entſcheidender Kampf einzuſetzen hat: Muth, Ausdauer und Glück. Marſchall Grouchy blieb aus und Blücher erſchien zur rechten Zeit, und damit fiel das Reich der hundert Tage zuſammen, während welchen Napoleon ſich zum zweiten Male auf dem franzöſiſchen Throne geſehen, der jedoch ſofort unter ihm zuſammenbrach, als die Armee ihn nicht mehr zu ſtützen vermochte.

Die Nachricht der glorreichen und entſcheidenden Waffenthaten traf erſt am 22. Juni hier bei unſerem Gouverneur, dem Fürſten Reuß, ein, während Napoleon bereits am 23. Juni ſeine Abdankung unterzeichnet hatte.

So raſch erfüllte ſich die Prophezeiung des Paſtors Gerken, der kurz zuvor aus der Offenbarung Johannes herausgeleſen, daß Napoleon von Elba zurückkehren, nochmals den franzöſiſchen Thron beſteigen, dann aber für immer ſeine Rolle ausgeſpielt haben würde. Daß der Geiſt der Letzteren aber noch nach ſeinem Tode wieder über die Weltbühne ſchreiten würde, davon muß ſich die Offenbarung Johannes nichts haben träumen laſſen. —

Eine ſiegreiche Depeſche jagte nun die andere, die ſich bis zum Einzuge der verbündeten Armeen in Paris, am 6. Juli, ſtets an Intereſſe ſteigerten und erſt dann ihren Culminationspunkt erreichten, als ſich Napoleon am 14. Juli auf dem Bellerophon einſchiffte und im

Vertrauen auf die britiſche Hochherzigkeit der engliſchen Küſte zuſteuerte.

Drei Tage nach erfolgtem Einzuge (am 9. Juli) wurde von den in Paris anweſenden alliirten Truppen ein öffentlicher Gottesdienſt als Dankfeier für den ihren Waffen verliehenen Sieg abgehalten, bei welchem von der erſten Brigade des erſten preußiſchen Armeecorps die hier folgenden denkwürdigen Strophen nach der Melodie: „Auf Gott und nicht auf meinen Rath u. ſ. w.“ abgeſungen wurden.

Nur halb war groſs Werk vollbracht,
Aufs Neue galt's zu kämpfen;
Wir brachen auf mit Gottes Macht,
Der Hölle Macht zu dämpfen;
Groß war der Drang;
Die Schale ſank,
Doch über Kampfes Wogen
Stand Gottes Friedensbogen.

Da kam des Glaubens Kraft zurück
Und ſtärkte neu die Herzen;
Vom Feinde wich das alte Glück
Und unter Tod und Schmerzen
Und ohne Raſt
Zu wilder Haſt
Floh er, von Gott geſchlagen,
Und muß dem Schwert entſagen.

Die Macht des Herrn hat obgeſiegt;
Er brach der Feinde Schaaren,
Beſiegt das ſtolze Babel liegt,
Doch droht's noch voll Gefahren.
Dem Sieger droht
Hier ewiger Tod:
Laß, Herr! nach Kampfesnöthen
Nicht ird'ſche Luſt ihn tödten.

Der Schluß des erſten Verſes dieſes eigenthümlichen Dankgebets deutet auf das immerhin intereſſante Zuſammentreffen hin, daß am Abend der Schlacht von Ligny in dem Augenblick, wo die preußiſchen Waffen am gefährdetſten ſchienen, ein prachtvoller Regenbogen am

Himmel ſichtbar wurde, der als ein heilverkündendes Zeichen nicht ohne ſichtlichen Einfluß auf die Kämpfenden blieb. Wenn übrigens im Schlußverſe Paris ſchon damals als ein zweites Babel bezeichnet wird, vor deſſen Verlockungen man ſich zu hüten habe, ſo ſcheint ihm doch nicht die, ſeinem antiken Vorbilde betroffene Strafe der Sprachverwirrung, ſondern vielmehr die der Begriffsverwirrung beſchieden geweſen zu ſein, von der es in der That ſeit 1789 ſo manche merkwürdige Probe abgelegt hat.

Der damalige preußiſche Miniſter, Baron von Otterſtädt, war es beſonders, der ſich dadurch um uns verdient machte, daß er uns alle dieſe Siegesbotſchaften aus erſter Hand mittheilte, damit zugleich aber auch die hieſige Stimmung in deutſch-preußiſchem Sinne zu erhalten und zu ſteigern wußte. Dieſer intelligente Diplomat hatte ſich überhaupt durch den richtigen Takt in ſeinem Benehmen eine große Popularität hier in Frankfurt erworben, die ihm bei paſſenden Veranlaſſungen in vortheilhafteſter Weiſe zu Statten kam. An ſich dazu darbietenden Gelegenheiten fehlte es keineswegs, denn die aus Frankreich rückkehrenden Armeen hinterließen überall eine Maſſe Kranker und Bleſſirter, die Unterkunft und Verpflegung bedurften. Die Frauenvereine entwickelten dabei aufs Neue eine über alles Lob erhabene Thätigkeit, wobei der hieſige Verein mit ſo glänzendem Beiſpiel voranging, daß ihm von allen Seiten eine wohlverdiente Anerkennung dafür zu Theil wurde. So erließ unter andern der preußiſche General v. Ziethen eine beſonders von Coblenz aus an ihn gerichtete innige Dankſagung für die den vielen Hülfsbedürftigen ſeines Armeecorps geleiſtete kräftige Unterſtützung, wobei ſich Baron Otterſtädt als Vermittler nicht mindere Verdienſte erworben.

Unſere Stadt hatte dabei aufs Neue ſchwere Sorgen zu bekämpfen, da ein großer Theil der ruſſiſchen und ſpäter auch der preußiſchen Armeen ihren Rückmarſch über Frankfurt einſchlugen und Alle aufs Beſte verpflegt werden mußten. Seit den vielen Jahren, während denen wir darin in Uebung erhalten waren, hatten wir das jedoch trefflich gelernt, und da wir den Verdienſt zuſammenzuhalten verſtanden, den ſolche Völkerwanderungen mehr oder weniger herbeiführen, ſo

ging das Alles ohne große Noth, Theurung oder ſonſtige Calamitäten an uns vorüber.

Daß alle dieſe Ereigniſſe nicht ohne äußere Merkmale tief davon ergriffenen Gefühls blieben, iſt leicht zu erachten. Frankfurt feierte in ſolenner Weiſe ein großes, eigends dazu angeordnetes Dankfeſt für den bei Waterloo erfochtenen entſcheidenden Sieg, wobei nicht allein die verſchiedenen Corps des hieſigen Landſturms, ſondern auch die damals gerade hier anweſende preußiſche Garde in Parade ausrückten. Das war wieder einer jener erhebenden Momente, von denen heute Niemand mehr etwas weiß, ſo unvergeßlich uns ſeiner Zeit ihre Eindrücke auch erſchienen.

Pfarrer Alexander Stein hielt in der mit Menſchen überfüllten Kirche eine dem Feſte entſprechende, von patriotiſcher Geſinnung durchglühte Rede, wobei auch Prinz Karl von Mecklenburg, Bruder der verewigten Königin von Preußen, gegenwärtig war, der ſeine Rührung nicht bergen konnte, als Stein in ſeinem Schlußgebete das Andenken der Dahingegangenen in ergreifender Weiſe zu verweben wußte.

Die Ereigniſſe auf dem Kriegsſchauplatze hatten inzwiſchen ihr Ziel erreicht. Napoleons im claſſiſchen Style abgefaßtes Schreiben an den Prinz-Regenten von England, worin er um ein Aſyl für den Reſt ſeiner Tage, unter dem Schutze der freien Inſtitutionen dieſes Landes, nachſuchte, hatte nicht den gehofften Erfolg gehabt. Man geſtattete ihm nicht, ans Land zu ſteigen, und bald darauf ſchwamm er als Gefangener auf dem Northumberland dem einſamen Felſen im fernen Weltmeere zu, auf dem ihn ein ähnliches Schickſal erwartete, wie den Prometheus, nur mit dem Unterſchied, daß er nicht wie jener den Qualen des ihm beigegebenen Adlers (Sir Hudſon Lowe) entging, ſondern denſelben nach und nach erliegen mußte. So hart dieſes Loos auch war, ſo verhalf es ihm ſpäter doch zu der glänzenden Apotheoſe, die er ſchwerlich in dieſer Weiſe gefunden haben würde, wenn ſich ſeine Größe an der ihm zugedachten Schattenſouveränität der Inſel Elba nach und nach verkümmert hätte.

Mit ihm ſchifften auf dem Northumberland zugleich ein großer Theil der ſchweren Sorgen nach St. Helena über, die ſo lange auf

allen Völkern gelaſtet. Je näher deſſen ſchwellende Segel ihn ſeinem Ziele zutrieben, je freier athmeten die Beherrſcher der Erſteren wieder auf, für die ſich nun auch wieder eine um ſo hellere Zukunft eröffnete, da die Wiener Schlußakte, wenn auch gerade nicht Alle befriedigt, doch wenigſtens das noch Schwebende der Entſcheidung des Schwertes entriſſen und in die diplomatiſche Sphäre verſetzt hatte, deren Dunſtkreis wenigſtens nicht ſo widerwärtig wie der Pulverdampf iſt, wenngleich ihre Reſultate oftmals dieſelben Erfolge haben. —

Man fing nun an, die Elemente nach und nach wieder zu beſchwichtigen, die man zum Sturm gegen die Uſurpation heraufbeſchworen, deren Brandung jedoch angefangen, auch gegen ſo manches Starre anzuſchäumen, was man einer längeren Unterwühlung nicht preisgegeben ſehen wollte. Die Bewaffnung des Volks (Landſturm) hatte mit den ihm in die Hand gegebenen Waffen auch den Glauben bei demſelben erweckt, es ſei berufen, nicht blos für die Befreiung der Schelle vom Feinde, ſondern auch für noch etwas Anderes zu kämpfen, was mit der erhaltenen Löhnung nicht abgethan werden könne. Die früheren Züge des Schill'ſchen Corps, die freiwilligen Schaaren, die Lützower u. ſ. w. mochten dieſe freieren Ideen erweckt und geſteigert haben, und es galt nun, dieſelben in das ruhige Bette des Hergebrachten wieder zurückzuleiten.

Eines der erſten Signale dazu gab damals die Schrift des Geheimeraths Schmalz in Berlin, die in jener hochherzigen Erhebung des deutſchen Volks nichts als einen Akt militäriſcher Dienſtpflicht erblicken wollte, die nach vollbrachter That zur nüchternen Disciplin wieder zurückkehren müſſe. Das wirkte wie ein eiſiger Waſſerſtrahl in die ziſchende Gluth der Volksſtimmung, die ſofort in einem erſtickenden Qualm von Controverſen verdampfte, den die aufgeregte Preſſe von allen Seiten aufſteigen ließ, um eine derartige Geſinnung in der Geburt zu ertödten.

Das aber machte nun auch die Preſſe mißliebig. So lange ſie gedient hatte, die verwerflichen Uebergriffe Napoleons und ſeines ganzen Anhanges bloszulegen und alle Zibern zur Bekämpfung derſelben in Bewegung zu ſetzen, hatte man ſie gewähren laſſen, und ſie

hatte in der That den erfolgreichſten Gebrauch von der ihr zugeſtandenen Freiheit gemacht. Als aber unter Andern Görres anfing, in ſeinem „Rheiniſchen Merkur“ auf ein anderes Feld überzugeben und auch unſere inneren Gebrechen in freiſinnigſter Weiſe aufzudecken, wurde ſein Blatt unterdrückt und er ſelbſt gerieth in eine Stellung, die ihm die ernſtlichſten Verfolgungen zuzog.

Während in dieſer Weiſe ſchon damals die Parteikämpfe ihren Anfang nahmen, die heute noch nicht zur vollſtändigen Ruhe gekommen, fingen dagegen die ſich bebenden materiellen Intereſſen an, ihren lindernden Balſam in die Wunden zu träufeln, die wir als Folge erlittener Drangſale noch auszuheilen hatten. Der gröſte Sturm ausgeſtandener Beläſtigungen war vorüber; die traurigen Verluſte, die uns die verhängnißvollen Jahre 1811, 1812 und 1813 zugefügt, waren großentheils verſchmerzt, und wenngleich auch das beſonders im letzteren Jahre hier ſo heftig graſſirende Nervenfieber, das 1000 Opfer binnen drei Monaten forderte, in vielen Familien noch ſehr tief gefühlte Lücken hinterlaſſen, ſo entfaltete dagegen der Sommer jetzt um ſo lieblicher und ermuthigender ſeine Reize, Alles zum Genuſſe der ſchönen Natur einladend, was ſich für die erduldeten Beſchwerden zu entſchädigen ſtrebte. Man veranſtaltete Partieen, machte einander die Cour, verliebte ſich, wurde erhört oder auch nicht; jedenfalls aber brachten die ſich vermindernden Sorgen die Heiratsluſtigen häufiger und raſcher zuſammen, wie während den trüben Zeiten, und es war in der That auffallend, in welcher ſchnell zunehmenden Progreſſion ſich das hier bemerkbar machte. Während die Kriegsjahre 1811 nur hundert und achtzig Vermählungen, 1812 und 1813 ein jedes deren nur hundert und ſiebenundneunzig conſtatirten, war die Zahl derſelben 1814 ſchon auf zweihundert ſiebenundſiebenzig, 1815 aber ſogar auf dreihundert und ſechszehn geſtiegen; der beſte Beweis, in welchem Grade das Vertrauen zu der Stabilität der politiſchen Zuſtände die Herzen empfänglicher für Gott Amors Nachſtellungen gemacht, wie ſich das denn auch in den Kreiſen zeigte, zu denen ich Zutritt hatte.

So verlobte ſich unter Andern der hieſige, mir näher befreundete Stadtbaumeiſter Heß, einer der liebenswürdigſten jungen Männer der

damaligen Geſellſchaft, mit Fräulein Neuburg, Tochter des ſchon oben erwähnten hochgeſchätzten Arztes, und petite nièce von Göthe's Mutter. Es hatte lange gedauert, bis dieſe Schmetterlingsnatur ſich zum Eheſtand entſchloſſen; um ſo heftiger war nun die Neigung zu ſeiner Erwählten, mit der vereint zu ſein, mein Freund kaum erwarten konnte.

Der Hochzeitstag rückte endlich heran und die Feier deſſelben war dem Forſthauſe zugedacht, wo die darin noch waltende Frau Oberförſterin durch die ausgezeichnete Bedienung ihrer Gäſte Alles an ſich zu ziehen wußte, was eine Feſtlichkeit der Art, oder auch nur einen frohen Tag zu begehen oder zu genießen beabſichtigte. Ich wußte, daß die Zahl der dazu Geladenen, wozu auch ich gehörte, nicht in mir unbekannte Kreiſe übergreifen würde, und hatte alſo um ſo unbeſorgter meinem Humor die Zügel gelaſſen, der durch ein paſſendes Hochzeitsgedicht die heitere Stimmung noch zu erhöhen verſuchen wollte, die vorausſichtlich dieſem Kreiſe nicht fehlen würde.

Das Gedicht wurde gedruckt und von mir Tags zuvor der Frau Oberförſterin mit dem Erſuchen zugeſandt, es im geeigneten Momente in einer verdeckten Schüſſel auf die Tafel zu ſetzen. Der Verfaſſer war nicht genannt, ſondern auf dem Titel die Errathung deſſelben zur Erlegung von drei Batzen für die Armen condemnirt worden, die bei ſolchen Veranlaſſungen nie leer ausgingen.

Erſt im Hinausfahren wurde mir mitgetheilt, daß Göthe von ſeiner beendeten Badecour zurück ſei und, als Verwandter der Braut und mit dem Bräutigam näher befreundet, an dem Feſte theilnehmen würde. Das war nun freilich ein Zwiſchenfall, auf den ich mit meinen Verſen nicht gerechnet hatte; indeſſen hätte ſich Göthe ja ſelbſt verläugnen müſſen, wenn er ſie anders als für einen, einem ſolchen Feſte ganz angemeſſenen Scherz beurtheilt hätte, und in dieſer Zuverſicht ließ ich der Sache ihren Lauf.

Göthe ließ nicht auf ſich warten, und ich ſah ihn hier zum erſten Male in der Nähe. Er war damals im ſechsundſechzigſten Jahre und alſo bereits auf einer Lebensſtufe, wo das gereifte Mannesalter jenen eigenthümlichen Ausdruck des ſich ſelbſt bewußten Verdienſtes um ſo mehr

und in einer Weiſe erhöht, der jedem Gebildeten Achtung einflößen muß. Seine Gegenwart wirkte übrigens durchaus nicht einſchüchternd auf die Heiterkeit der Geſellſchaft. Wir waren Alle lebensluſtige Gemüther, und weder von den überſchwänglichen Gefühlen der Bettina angeſteckt, noch mit dem Ausbeutungstalente begabt, womit Profeſſor Düntzer den geheimſten Regungen des großen Dichters nachzuſpüren verſteht.

Dieſe ungezwungene Heiterkeit wirkte auch ſichtlich auf die Stimmung des hohen Gaſtes, unter deren Einfluß denn auch die verdeckte Schüſſel auf der Tafel erſchien. Jedermann war ſelbſtverſtanden auf deren Inhalt neugierig, der, als er zum Vorſchein gekommen, ſofort einen Teller zum Einſammeln der Dreibätzner in Bewegung ſetzte, da der Zuſchnitt des beabſichtigten Scherzes den Verfaſſer alsbald errathen ließ.—

Auch Göthe langte nach einem Exemplar des Gedichts, blätterte darin und ſteckte es zu ſich; nun aber erging von allen Seiten die Aufforderung an mich, den Inhalt vorzutragen, dem ich nur mit einiger Verlegenheit zu entſprechen vermochte, da ich mir die Gabe der öffentlichen Rede nicht beimeſſen kann. Die komiſchen Beziehungen des Gedichts auf das Brautpaar, die öftere Heiterkeit erregten, halfen mir indeſſen über die Schwierigkeiten hinaus. Göthe aber ſagte, nachdem ich geendet, ſich freundlich zu mir wendend: „das Gedicht iſt viel beſſer, als Sie es uns vorgetragen; wir hätten uns noch weit länger daran erheitern können.“ — Ich dankte für den ſchmeichelhaften Tadel und fand nach aufgehobener Tafel Gelegenheit zu einer längeren, mir wohlwollenden Unterhaltung mit dem großen Dichter, der ich es beimeſſe, daß, als ich mich ſpäterhin hier ſelbſt etablirte, Göthe alsbald zu einem meiner erſten Kunden zählte, der mich öfters mit ſeinen Aufträgen auf ausländiſche Literatur u. ſ. w. beehrte.

Ich laſſe das Gedicht ſelbſt hier folgen, da das Brautpaar, dem es damals gegolten, hier noch vielfältig in friſchem Andenken lebt, und die Verſe, als eine ächte Frankfurter Poeſie, durch Göthe's Beifall eine gewiſſe Weihe bekommen haben.

* * *

Poetiſcher Kling-Klang

bei der

Hochzeit meines lieben Freundes

Friedrich Chriſtian Heß,

Stadt-Kammerer und zweiten Obriſten der Spritzen-Rotte der freien Stadt Frankfurt, wie auch mehrerer anderen gelehrten Geſellſchaften Ehrenmitglied,

mit Jungfrau

Johanna Neuburg,

dem tugendigen Muſter einer liebenswürdigen Hausfrau.

Zu aller Welt Spektakel dargebracht

von

C. J.

(Wer den Verfaſſer erräth, gibt drei Batzen in die Armenkaſſe.)

Zu einem ächten Hochzeitsfeſte
Zählt man der nöth'gen Dinge Vier:
Zuerſt das Brautpaar, dann die Gäſte,
Und dann zu Jedermanns Plaiſir
Auch einen Schmaus, recht viel Gerichte,
Und endlich ein Paar Klinggedichte! —

Nun ſeht! das Brautpaar iſt vorhanden,
Da ſitz'ts und ſchaut ſich unverwandt,
Und freuet ſich der Roſenbanden,
Womit man's heut zuſammenband.
Auch gibt's der Gäſte hier in Menge,
Seht nur, wie's laut und ſchwatzt und trinkt;
Von Schüſſeln wird der Tiſch zu enge,
Die man zum Schmaus herbei uns bringt.

Wer läßt nun um den Reim ſich bitten?
Iſt Niemand da? — Na ſorgt nur nicht:
Ich hab' den Pegaſus geritten
Und da, hier iſt ein Klinggedicht!

Da, ſeht nur, wie das Brautpaar lichert,
Sie ſchmecken ſchon den Honigſeim,
Und ſind's im voraus ſich verſichert,
Wie's lauten wird im Hochzeitsreim:
Von Lieb und Luſt und goldnen Tagen,
Von Seufzen, Küſſen, O und Ach!
Und wie ihr Leben ſonder Plagen
So hinfließt wie ein Murmelbach;
Ja proſt die Mahlzeit! — Ihr ſeid irre,
Da rechnet hier nur ja nicht drauf,
Führt Euch das zärtliche Gegirre
Daheim heut' Abend ſelber auf. —
Ich will Euch das Gewiſſen ſchärfen
Und wohlbedächtig mit Verſtand
Euch hier ein treues Bild entwerfen
Vom lieben heil'gen Eheſtand.

Vom erſten Akte könnt' ich ſchweigen,
Denn der fängt grade eben an,
Da hängt der Himmel ſo voll Geigen,
Daß man ſie nimmer zählen kann.
Das iſt ein Jubel, iſt ein Leben,
Ein zärtlich Thun, ein ſüßes Lieb'n,
Man fühlt von Wonne ſich umgeben
Und möcht' vor Liebe faſt vergeh'n.
Ihr Maientage, goldne Wochen!
Die man das Flitterleben nennt,
Die Frau vergißt die Supp' zu kochen,
Weil's nur im Herzen lodernd brennt.
Wird auch verſalzen das Gemüſe,
Und gibt's als Beilag nur 'nen Kuß,
Sie finden in dem Paradieſe
Der Liebe ihren Vollgenuß.

O, ſchöne Zeit der jungen Liebe,
Du ſüße Selbſtvergeſſenheit!
O, daß ſie immer grünend bliebe,
Von nun an bis in Ewigkeit! —

Allein es kann daraus nichts werden,
Drum bildet Euch nichts weit'res ein,
Es iſt nun einmal ſo auf Erden,
Nichts kann auf ihr vollkommen ſein.
Ein ſtetes Glück wird nie gefunden,
Am Ende wär's auch nur 'ne Laſt;
Drum, ſind der Monden vier verſchwunden,
Dann, Leutchen, macht Euch nur gefaßt:
Da kommt die junge Frau mit Zagen,
Gebärdet ſich gar ängſtiglich,
Fängt über Zahnweh an zu klagen
Und ſpricht: „mir iſt's ſo wunderlich."
Gleich gibt der Mann ſich an ein Laufen,
Beſtürmt den Arzt und lamentirt,
Holt Kräuter her zu ganzen Haufen
Und ſalbt und ſtreicht und macht und ſchmiert.
Ja lieber Freund, da hilft kein Schmieren,
Ich bitte Dich, ſei nur kein Tropf,
Die Zeit allein nur kann's kuriren,
Drum ſetz' Er ſich nur nichts in Kopf.
Es gibt hier nicht ſogleich an's Sterben,
Ich will's zum Troſt ihm nur geſteh'n,
Es gilt hier einen Leibeserben! —
Drum nur nicht ängſtlich, laßt's nur geh'n.

Gelt, Freund! das heiß' ich prophezeien,
Auf ſo was hat Er lang gehofft;
Ich hör' Ihn ſchon vor Jubel ſchreien,
Doch, ſchweig Er ſtill — ſo was kommt oft! —

Jetzt geht es an ein zärtlich Bitten,
„Mein gutes Kind, ach, ſchone dich!"
Doch Freundchen, nicht zu weit geſchritten,
Hör' meinen Rath und merk' Er'n ſich:
Jetzt iſt der Augenblick gekommen,
Wo Ihm ein Abſatz ſchrecklich droht,
Drum aufgepaßt, ſich klug benommen,
Sonſt hat Er ſtändig ſeine Noth.
Leicht nimmt in ſolchen Augenblicken
Die Frau des Mannes Schwächen wahr,
Und weiß dann ſchlau ihn zu umſtricken,
Und dann iſt's aus, auf immerdar.

Ja wenn die Frau mit Engelsmilde
Uns zu dem Beſſeren erhebt,
Und ſanft das Rauе und das Wilde
In unſerm Thun zu wehren ſtrebt:
Da ſoll der Mann ſich willig fügen
In das, was er für gut erkennt,
Und freundlich ſeinen Nacken biegen,
Wenn's auch der Spott Pantoffel nennt.
Mag ſich der Eitle immer blähen,
Daß er als Herr den Hausthron ziert:
Es bleibt die glücklichſte der Ehen
Die, wo ein weiblich Herz regiert.
Doch wenn die Frau in eitlem Trachten
Dir mit dem Reiterſtiefel droht,
Aufhört in dir den Mann zu achten
Dich launiſch quälen will zu todt:
Dann greif' ihr krätig in die Zügel,
Und wie ſie ſich auch ſperrt und ſtellt,
Steh' Du nur feſt im Eh'ſtandsbügel,
Bis ihr der Uebermuth entfällt.

So weit mein Rath. — Nun laßt uns ſehen,
Wie, wenn der Monde neune voll,
Es wird in deinem Hauſe ſtehen —
Da heißt's: bezahl' den Eh'ſtandszoll;
Da wird's ihm vor der Stirne brennen,
Iſt einſt das große Stündlein da;
Ich ſeh' ihn ſchon im Geiſte rennen
Und Raths ſich holen beim Papa.
Und wenn er lauſcht nun an den Thüren,
Ob's drinnen ſich ſchon lebend regt,
Da wird er's unterm Knorrloch ſpüren,
Wie laut ein Vaterherz dann ſchlägt. —
Doch endlich ſieht die Thür' er offen,
Und ach! wer malt des Vaters Glück,
Erfüllt iſt all' ſein ſehnlich Hoffen
Und weinend dankt er's dem Geſchick.
Da ſitzt er an des Knaben Wiege,
Der Philoſoph und Weiberfeind,
Beſchaut des Ebenbildes Züge,
Und lacht und frägt und ſchluchzt und weint.
Wo ſeid ihr nun, ihr ſtolzen Träume,
Die einſt in dieſem Kopf gereift,

Die ihr ſo oft die weiten Räume
Von Rom und Griechenland durchſtreift!
Wo iſt des Künſtlers Glutenfeuer,
Was Nahrung nur da draußen fand!?
Da, hier in dieſem lieben Schreier,
Da endigt ſich Dein Zauberland!
Die Forſcher nach der Vorzeit Kunde,
Nach Süden ziehen ſie zu Hauf:
Dir wiegt die Freude dieſer Stunde
Kein Coloſſeum jetzt mehr auf.

Indeſſen, Freund, mit Deinem Kleinen,
So freundlich er auch jetzo lacht,
Biſt du noch lange nicht im Reinen,
Drum gib nur fortſam auf ihn Acht:
Da gibts noch Röthein, Huſten, Pocken,
Nicht ſelten iſt's auch nahe d'ran,
Manch Seufzen wird er Dir entlocken,
Bis er „Papa'chen" ſagen kann.
Da mußt Du Dich nun ſchon d'rein geben,
Denn ſieh', das iſt der Eheſtand;
Es iſt nun ſo in dieſem Leben,
Hier oder dort in Griechenland;
Auch kann man ſich daran gewöhnen,
Und in ein Jährchen oder drei
Sucht man Muſik gar in den Tönen
Des ſonſt ſo läſt'gen Kindsgeſchrei.
So geht's nun fort, ihr lieben Leute,
Die Scenen wechſeln Jahr um Jahr:
Nicht immer geht es ſo wie heute,
Das werdet Ihr auch noch gewahr.

Wenn nun einmal ein halbes Dutzend
So Dinger'chen da vor dir ſteh'n,
Und ſie an Dir, ſich niedlich putzend,
Zur Muſterung vorüber geh'n,
Dann, Alter, laſſ' die Ehſtandspoſſen,
Denn mehr iſt wahrlich eine Plag';
Sprich dann: „ich hab' mein Theil genoſſen;
„Wer Luſt hat, mach es mir nun nach!"
Leg' dann die Stirn' in ſtrenge Falten
Und nimm die Mentor-Miene an,

Den Muthwill'n hübſch im Zaum zu halten,
Damit man einſtens ſagen kann:
„Des Stadtbaumeiſters kleine Buben
„Sind wohlerzogen, das iſt wahr:
„Sie hocken ungern in den Stuben,
„Doch folgſam ſind ſie auf das Haar;
„Und Mädchen hat er, ſanft wie Tauben,
„So ganz der Mutter Ebenbild,
„Die werden einſt die Herzchen rauben,
„Wenn's ſpäterhin um's Freien gilt!"
Sei ſtreng, wenn es die Noth gebietet,
Doch mach' es nur nicht allzu kraus,
Denn was zu ſorgſam wird gehütet,
Da wird am Ende gar nichts draus.
Iſt auch ſo 'n Bube 'mal ein Bengel,
Ei laß', was liegt denn nun daran,
Denk' nur, Du warſt ja auch kein Engel,
Wie jeder hier bezeugen kann.
Wer ſieht's ihm jetzt nun an der Naſe,
Dem lieben frommen Bräutigam —
Seht nur, wie jetzt er an dem Glaſe
Kaum nippt, und war doch ſonſt ein Schwamm.
Doch ſtill, er will ſich zu mir neigen,
Bedeutungsvoll ſieht er mich an,
Als ſpräch' er: „Junge, willſt du ſchweigen,
„Du weißt, was ich erzählen kann." —

Nun ja, mein Liedchen ſei geſchloſſen:
Des Eh'ſtands gut' und böſe Zeit
Hab' ich getreu und unverdroſſen
Euch hier zum Nutzen contrefait.
Zwar ſelbſt ein alter Junggeſelle,
Weiß ich noch nichts vom Eheglück,
Doch glaubt's nur, auch aus ſolcher Quelle
Strahlt oft der Liebe Bild zurück. —
Ei ja, Ihr Beide habt gut lachen,
Ich ſäß' auch gern an ſolchem Platz,
Allein was hilft's, was iſt zu machen,
A dato fehlt uns noch der Schatz.
Nun, kann ich Euer Glück nicht theilen,
Schleich ich den Lebenspfad allein:
So laßt in Eurem Kreiſ' mich weilen
Und Eurer Häuslichkeit mich freu'n;

Und gibt's dann auch wohl trübe Tage,
Verdunkelt sich des Glückes Licht:
Dann hör' ich willig Eure Klage,
Die aus gepreßtem Herzen spricht,
Und treulich steh' ich Euch zur Seite
Und lindre tröstend Euren Schmerz,
Denn bis an's Grab bleibt Euch wie heute
Stets treu des Freundes redlich Herz.

Und nun, Ihr lieben werthen Gäste,
Erhebt Euch alle in die Rund',
Wer Antheil nimmt an diesem Feste,
Der thu' es jetzo fröhlich kund.
Ergreift die Gläser, laßt sie klingen,
Es ist der Freude schöner Laut,
Laßt uns dem Paar ein Vivat bringen:
Hoch lebe Bräutigam und Braut!!! —

* * *

Der achtzehnte October brachte uns die erste Wiederholung der solennen Feier dieses glorreichen Tages, die eine nicht minder erhobene Stimmung wie im vorigen Jahre hervorrief, da die zweite Besiegung unseres Erbfeindes und die damit erfolgte gänzliche Niederlage desselben unseren patriotischen Gesinnungen einen um so erhöhteren Schwung verliehen. Kanonensalven, Glockengeläute, Gottesdienst im Freien, wobei der ganze Landsturm sowie die aus dem Felde heimgekehrten Freiwilligen sammt dem Linienmilitär paradirten, an welche Pfarrer Kirchner eine patriotische Ansprache richtete, wechselten mit anderen Feierlichkeiten, öffentlichen Gebeten und Gesängen, und Abends schloß das Fest mit einem unabsehbaren Fackelzuge zur Friedberger Warte, wo ein großes Freudenfeuer zum Himmel loderte, bei dem Pfarrer Friedrich (damals in Bornheim) die allgemeine Begeisterung durch eine entsprechende Rede noch zu steigern wußte.

Alles das geschah mit einer an Pietät gränzenden Zuversicht auf die uns nahe bevorstehende Zukunft, welche mit der Eröffnung des hohen Bundestages eine Entwicklung der deutschen Zustände in Aussicht

ſtellte, in der alle Wünſche ihre Befriedigung zu finden hofften. Demſelben vorausgegangen, und bereits ſeit einiger Zeit hier anweſend, waren die hohen Geſandtſchaften zur Berichtigung der Territorialangelegenheiten, welche in Folge der Abtretungen, die Frankreich zu gewähren hatte, mancherlei Umgeſtaltungen vorzubereiten hatten. Für Oeſterreich fungirte dabei Miniſter Baron von Weſſenberg, für Preußen Graf von der Goltz, für England Sir Freder. Lamb, und für Rußland Miniſter Freiherr von Anſtett; vier Notabilitäten erſten Ranges, die einſtweilen einen Theil der illuſteren Verſammlung repräſentirten, die in Kurzem ihr Hoflager in unſerer Mitte aufſchlagen ſollte.

Bevor dieſelbe jedoch vollſtändig eingetroffen, ſahen wir uns noch durch die Ankunft des erſten Helden der damaligen Zeit, Marſchall Blücher, überraſcht, die hier einen ungemeinen Enthuſiasmus erregte. Alles wollte dem damals ſchon 73jährigen Sieger in ſo vielen entſcheidenden Schlachten entgegenziehen, und die Offiziere des Landſturms projectirten bereits einen feierlichen Empfang, der jedoch von Seiten des Marſchalls verbeten wurde, da derſelbe in ſeiner Einfachheit an dergleichen Oſtentationen keinen Gefallen fand. Das konnte aber nicht hindern, ihm Abends vor dem Schwanen, wo er abgetreten, einen ſolennen Fackelzug zu bringen, wobei eigends für ihn gedichtete Verſe geſungen wurden. Der Marſchall erſchien auf dem Balcon und dankte für den herzlichen Empfang, wobei Frankfurt „als eine ächt deutſche Stadt," die ſich bei ſo vielen Gelegenheiten als eine ſolche bewährt, in anerkennender Weiſe gedacht wurde.

Ich hatte ſpäter Gelegenheit, den greiſen Helden im Bethmann'ſchen Hauſe näher zu ſehen, wo er einigemal Abends Partie machte, bei welcher Auſtern und Champagner zum goûter ſervirt wurden. Der alte Herr ſchien ein faible für dieſe Gaumenkitzler zu haben, womit ihn der Kammerdiener ſtets ſorglich bediente, während dabei das Spiel nicht unterbrochen wurde, für welches die ihm gebliebene Huſarennatur noch immer ziemlich paſſionirt zu ſein ſchien.

Der Frieden war am 20. November in Paris unterzeichnet worden. Die damit mehr und mehr befeſtigte Sicherheit des ſich wiederbelebenden Unternehmungsgeiſtes äußerte ihre Rückwirkungen in vor-

theilhafteter Weiſe auf das öffentliche Leben und die Geſelligkeit, die beide durch die ſtändige Anweſenheit ſo vieler hervorragenden Perſönlichkeiten und dem wechſelnden Ab- und Zugehen von Fremden bedeutend an äußerem Glanz gewannen. Unſere verſchiedenen Coterieen und Familienkreiſe fingen an, ſich zu erweitern und dieſe ihnen ſeither fremd geweſenen Elemente in ſich aufzunehmen, welche Miſchung mit dem Althergebrachten in ihrer Entſtehung viel Angenehmes und Pikantes hatte.

Noch war übrigens das Frankfurter Bürgerthum dabei das tonangebende Princip; der in würdiger Weiſe repräſentirte Handelsſtand hatte die Eroberung ſeines Selbſtgefühls noch nicht zu verläugnen gelernt, und von ihm ging daher verhältnißweiſe faſt Alles aus, was den Aufenthalt der zu uns Ueberſiedelnden hier angenehm machen konnte. Dieſe dagegen ließen ſich das gern gefallen, und ſo bildete ſich eine Uebereinſtimmung im geſelligen Leben, die ſich in einer Reihe von größeren und kleineren Feſtlichkeiten abſpiegelte, an deren Theilnahme ich heute noch die angenehmſten Erinnerungen knüpfe.

Goethe macht an einer Stelle ſeiner Frankfurter Erinnerungen die Bemerkung, wie das eigenthümliche Gemiſch einer größeren Unabhängigkeit in den freien Städten der Uebereinſtimmung im ſocialen Leben nicht günſtig ſei und manche ſchöne Eigenheiten leichter aufkommen laſſe, wie z. B. in den Reſidenz-Städten, wo der Impuls zur Veredlung und Verfeinerung der Sitten ſeine Nahrung mehr von oben erhalte. Darin liegt allerdings viel Wahres, und auch hier bei uns hat es ſehr lange gewährt, bis die Anſchauungen der Geſelligkeit in Collegen und engeren Kreiſen einer freieren, dem Coteriegeiſt ferneren Lebensſtrömung Platz gemacht hat. Zur Zeit unſerer polniſchen Wiedergeburt jedoch machte ſich das weit weniger bemerkbar unter uns; die allgemeine Bedrängniß hatte uns einander um Vieles näher gerückt, und Regierer wie Regierte hatten ſich gegenſeitig würdigen gelernt. Ungeachtet des in unſere ſocialen Verhältniſſe gekommenen neuen Elements, haben ſich daher doch die Schranken der Erſteren um ein Bedeutendes weiter hinaus gerückt.

Auch der Kreis meiner Bekanntſchaften hatte ſich um Vieles erweitert. Ich war weitgehenden, weil ich zu denen zählte, die ſtets bereit wa

ren, zur geſelligen Belebung etwas beizutragen. Man wußte, daß ich um einige Verſe nie verlegen war, und mein geringes Talent wurde daher nicht ſelten in Anſpruch genommen, wenn es galt, bei dieſer oder jener Gelegenheit der geſelligen Freude durch ein paſſendes Gedicht einen erhöheren Ausdruck zu verleihen.

So hatten denn auch mehrere Damen mir näher befreundeter Cirkel mich ſchon lange damit geneckt, daß ſie am kommenden Neujahrstage ein poetiſches Angebinde von mir erwarteten, was ich mir denn auch nicht umſonſt geſagt ſein ließ. Ein pikanter Stoff dazu war bald in dem bereits oben erwähnten „Rheiniſchen hinkenden Boten“ gefunden, der noch immer alljährig ſeine Wanderungen aus der Brönner'ſchen Offizin durch alle Frauenſtuben der Nähe und Ferne antrat. Er ſollte mir nun bei der, meinen Damen beſtimmten poetiſchen Epiſtel zur Folie dienen, über welche ſich mein Humor verbreitete, den ich in der Form eines kleinen Kalenderchens, als „das Enkelchen des alten hinkenden und hinkenden, jedoch eilfertig fliegenden Rheiniſchen Boten“ in die ihm beſtimmten ſchönen Kreiſe einzuführen gedachte.

Außer dem Gedichte hatte ich das Büchelchen noch mit allerlei literariſchen Hausrath ausſtaffirt, wie z. B. mit Schreibetemiticln, Waſchtabellen, Wbntäſelchen u. ſ. w., und das Ganze bildete in dieſer Weiſe eine zierliche Gabe, die am Neujahrsabend ihre Wirkung nicht verfehlte.

Ich theilte mein „hinkendes Bötchen“ in mehreren Geſellſchaften aus, zu denen ich geladen, und fand eine um ſo wohlwollendere Aufnahme deſſelben, da ſeine Verbreitung nur auf die Kreiſe beſchränkt blieb, für welche die Gabe urſprünglich beſtimmt war, welche beſondere Aufmerkſamkeit nicht ohne Anerkennung blieb.

Ich laſſe das Gedicht, deſſen Anwendungen auch heute noch nicht veraltet ſind, hier folgen, mich immer noch mit Vergnügen der näheren Umſtände erinnernd, unter welchen ich es verfaßte und verſchenkte.

* * *

Der

hinkenden und ſolpernden,

aber

eilfertig laufenden und fliegenden

Rheiniſchen Boten

kleines Enkelchen,

oder

Taſchenkalender

für

Frauen und Jungfrauen

auf das Jahr 1816,

welches das vierte Schaltjahr des neunzehnten Jahrhunderts von 366 Tagen iſt.

Frankfurt am Main,

bey Varrentrapp.

Es ſind nun wohl ſchon achtzig Jahre,
Seitdem, ſo oft das Neujahr wirbt,
Mein Urgroßpapa mit greiſem Haare
An ſeinem Stab das Land durchhinkt;
Und was ſich in dem Lauf der Zeiten
Merkwürd'ges zutrug hier und dort,
Der Kriegs- und Staatsbegebenheiten
Hat er genau bewahrt ans Wort.
Denn Wahrheit iſt — wie Brief und Siegel —
Ihm werther als der größte Schatz:
Drum hat ſein Bild auch unterm Spiegel
In jeder Stube ſeinen Platz.
Vertraut mit Zeiten und mit Sitte,
Weiß er genau, was Jedem paßt,
Und darum blieb in jeder Hütte
Er ſtets der gern geſeh'ne Gaſt;

Denn gibt der Winters Schnee den Schleier
Hellglänzend über Flur und Feld,
So drängt ſich Alt und Jung zum Feuer
Und berichtet, wie's ergeht in der Welt;
Und was denn ſo von neuen Sagen
Der Alte ſeinen Leuten bringt,
Weiß er ſo ſchlicht vorzutragen,
Wie's Keinem außer ihm gelingt.
Man liebt drum auch nur ſeine Weiſe,
Und als Papa der kurzen Zeit
Statt ſeiner unternahm die Reiſe,
Da ward das Wandern ihm bald leid*).
Papa der ging auf graden Beinen,
War auch der Mutter ſährlich verzeiht,
Hat Hatte, recht geſehen zu ſcheinen,
Sein Jahrbuchſtübchen ausſtaffirt
Mit ſo viel bunt erhaltnen Dingen,
Wie er ſie eben finden konnt',
Daß ſie dem ſchlichten Bauer gingen
Weit über ſeinen Horizont.
Hat gnau das noch ins Unglück rennen;
Mocht' er's verſuchen dort und hier,
Kein Menſch wollt' vielen Neuling kennen,
Verſchloſſen blieb ihm jede Thür:
Denn von des Ungefragten Lagen
Wußt' Jeder nur vom Hinke-Bot,
Drum hörte überall man fragen:
„Iſt denn der alte Schalksnarr todt?"
Drob ſchüttelte die grauen Locken
Der Alte, griff nach ſeinem Stab:
„Mein Ruhm," ſeufzt er, „gräbt ins Stocken;
„Ich merk's, er geht mit mir zu Grab!
„Ich war ſonſt Allen ein Orakel,
„Denn Jeder hing an meinem Mund,
„Und immer gab's ein Weltſpektakel,
„Wo ich erſchien zur Neujahrs-Stund.
„Mein Sohn verſteht's nicht zu erhalten,
„Was ich erwarb mit ſaurem Schweiß.

*) Der hinkende Bote erſchien während eines Jahres in einer etwas veränderten Geſtalt, worin man ihn indeſſen nicht erkennen wollte, und nur erſt mit der letzten Form erhielt er ſein voriges Vertrauen wieder. —

„Hat er's gelaſſen höflich dem Alten,
„So blieb auch er im alt Geleis.“ —
Nun denkt Euch aber ſein Vergnügen,
Als ich in einer Winternacht
Mark ſprechend ähnlich ſeinen Zügen
Und Leben dann — zur Welt gebracht.
„Gottlob!“ erſcholl's zu Aller Ohren,
Als er das Enkelchen beſchaut,
„Der iſt zum Hinke-Bot geboren,
„Des Hauſes Glanz iſt feſt erbaut;
„Nun kann in meinen alten Jahren
„Ich heiter in die Zukunft ſehn,
„Und ruhig einſt zur Grube fahren,
„Der wird noch mir auf Reiſen gehn.“ —

Nun lacht nicht, wenn ich's Euch bekenne,
Daß ich, ſo klein Ihr auch mich ſeht,
Dennoch ſchon vor Begierde brenne,
Zu wiſſen, wie's da draußen geht.
Es iſt, als läg's mir ſchon im Blute,
Und wenn der erſte Roſt greift,
Wird's mir ganz ſonderbar zu Mute,
Wenn Großpapa zum Stabe greift;
Der iſt nun jetzt ſchon längſt auf Reiſen,
Ich blieb, als noch zu jung, zu Haus,
Allein ich will's dem Alten weiſen:
Ich lauf' auf eig'ne Hand 'mal aus.
Ich merkt' es mir, auf welchen Wegen
Er ſich die Herzen oft gewann,
Drum will ich ſehn, ob mir Gehege
Ich ihm nicht eigner kommen kann.

Viel hat zu edler Frauen Ehre
Oft Großpapa in mir erregt,
Und mir ſo manche Lebenslehre
Von ihrer Gunſt tief eingeprägt.
„An ſie, mein Kind, muß man ſich wenden,
„Denn ſie regiert die Welt ihr Blick,
„Und glaube mir, aus ihren Händen
„Kommt uns allein des Lebens Glück.“
So ſprach er oft, und wohlbehalten
Hab' ich im Sinne jedes Wort,

Denn hab' ich auch, der Blick des Alten
Hält jetzo in der Welt mit fest.
Denn nur an Euch, Ihr schönen Frauen!
Hab' ich zuerst mich jetzt gewandt:
Ihr wollt höflich gütig auf mich schauen,
Denn nicht kommt' ich mit leerer Hand. —
Seht hier, zuförderst ein Kalender,
Ein Büchel, was gewiß Euch taugt;
Denn sicher ist's ein Zeitverschwender,
Der solchen Handrath nimmals braucht.
Doch wer den Werth der Zeit empfunden,
Hübsch weise theilt sein Leben ein,
Und lang ist mit des Jahres Stunden,
Der schaut gewiß recht oft hinein.
Wollt Ihr die Tage nun durchgehen,
Die sie ein ganzig Jahr enthält:
Ihr bleibt gewiß bei manchem stehen,
Auf den der Blick gerötet fällt.
Wer weilt bei jenem Tag nicht gerne,
Wo er zuerst das Licht erblickt?
Wer ist's, der da nicht in die Ferne
Der Zukunft seine Wünsche schickt?
Und wer ist's, dem das Glück hienieden
Ein fröhlich lebenslocos bescheert,
Der dann nicht in der Seele Frieden
Den Blick zum Himmel dankend kehrt? —
Und so zeigt des Kalenders Treue
Uns wohl noch manchen andern Tag,
Den man theilnehmend in der Reihe
Der inhaltsvollen stellen mag;
Wo die Erinn'rung früh'rer Zeiten
Uns ernster stimmt und froh erhebt;
Wie sie an uns vorübergleiten
Die Bilder, die wir scheu belebt.
Und wohl dem Herz, das treu bewahren,
Was mit dem Lauf der Zeit entflieht,
Und klug aus dem, was es erfahren,
Die Regel für die Zukunft zieht:
Denn wer auf seiner Lebensreise
Nie rückwärts sah, nur vorwärts schaut,
Der hat, nach eitler Thoren Weise,
Den Lebensplan auf Sand gebaut.

„Ei, Gott!“ hör ich Euch lachend sagen,
„Der kurze Sterblich ist geirrt.
„Will die Centnerin uns vertragen,
„Die er vom Ochsenkarn gebört;
„Ja uns duft das ganz behaglichen,
„Die mit der Langeweile Gift'n;
„Denn Weiberherzen empfangen,
„Was unsre Saiten nur angreifen.“
Nun sieh nicht böse, holde Schönen,
Nehmt's gutwillig so wie es Euch,
Ich bitt', Euch wieder zu versöhnen,
Euch wieder gleich was Neues traut.
Denn seht, anstatt Euch meines Mundes
Nun viel von Meer und Küstrung spricht,
So will ich Euch durch Blick' ersetzen,
Es interessirt Euch doch so nicht;
Ich sag' es wahrlich Euch vergebend,
Wie Tag und Nacht im Jahr sich eint;
Wenn nun der Mädchen Auge strebend
Stets hell am Horizont Euch scheint.
Nicht heiß' ich's, Euch viel zu wissen
Von unsrer Planeten-Schaar,
Ob wir viel Sonnenrevolutionen
Man zählt in seinem neuen Jahr;
Nicht klüger ist es, zu studiren,
Wie weit der Erd-Kometenstern sich,
Hat sie im Grünen zu besuchen,
Wie die euch auf- und untergeht: —
Da gibt's auch Leidenswie gewissen;
Doch wenn die Frau so etwas sieht,
Soll sie ganz menschenfeindlich werden,
Wie der Planet verübelnd steht;
Ihr helfen Gut die unbedeuten,
Doch wo sie Gnade sich zu sehn,
Soll Jeder sie so gütlich bewahren,
Sie mit dem Lorgnon zu erspähn:
Denn Eines sich es Allerliebsten,
Dem Jeder nur verbeigeht.
Die scheu zum Nebel sich verkehren,
Wenn Eigensinn das Auge schärft.
Doch wo im Erdenkommode
Man achtet auf der Sinnen Klang,

Da gibt mir an dem Armaturrock
Auch Mira keinen rechten Halt.

Nun also, merkt Euch dieses Lachen,
Wenn Kalender Euch gesagt,
Hab' ich den Mann, Ihr werdet lachen,
Hier auf ganz andre Art bedacht.
Ich Evelyne eine Doctor-Frau
Hab' täglich Mira weit beschaut,
Da bitt: Mir Ihre Schönheitsmittel!
Nicht mehr, das hab' ich recht gemacht? —
Doch was Ihr thut, Ihr holden Schönen,
In Garten Hag und Zimmern drinn,
Ich rathe Euch zu nähren,
Da Gift mir weit davon entfernt.
Ich diene Euch nur zum wahren Nutzen
Und komme nur wo I erfahrner Hand:
Helf' Ich Verfeinern schmackhaft sagen,
Euch gern der Tugend Lobsprewand.

Weiß gönn' ich Euch, Ihr schönen Frauen,
Wenn Ihr der Jahre Zahl habt,
Denn herrlich sah Ihr anzuschauen,
Wenn Euch das Schwabe Glanz umgibt.
Und schöner noch, als Schwabe Pflanzen,
Wenn eigne Schönheit Euch umfließt,
Wenn Euch die Grazien bekränzen
Mit Immerjung Ihrer Jahre mild.
Da mag der Mann sich's Herz bekennen,
Dem süße Hand die Rechte reicht:
Nun seine weiß die glücklich nennen,
Weil ihr an Schönheit — Keine gleicht.
Doch wenn sie dann durch Nacht und Tagen,
Wenn sie durch Milde auch entzückt,
Wenn sie der Tadellosigkeit reiner Tugend
Als Himmelsglanz der Engel schmückt:
Da soll der Mann sich glücklich preisen,
Der solch ein Weib sein Eigen hält.
Er fand mehr als den Stein der Weisen,
Er fand den Himmel auf der Welt.

Nun Euer Gnaden meine Schwabenpflanzen
Bei Euch mir doch noch Gnaden Dank.

Ihr hörtet, Herr Menschheim,
Mich lieber mustern Eurer Schmaus;
Allein bevor ich, was ich Euch bringe:
Rathober und Todtenrauch
Ja so verächtlich auch gerinne,
Daß ich mich schäme so der That,
Wenn ich's Euch selbst so machen gehen,
Ja ohne Zweck, traun gönnt es mir,
Wenn ich dem Dinge einmal leben
Vorläufig durch den Klang-Klang her.
Noch hat die Wahrheit nicht zu Ende,
Denn unverlangt sind noch drei Hand:
Da gingen in die dürftgen Hände
Zum Weltverkehr hier nur zwei!
O nun, ein ächter Faust-Pferd,
Ein Mann, wo irgendwas wohl spricht,
Von seinem tröstlichen Acker und Schweiß,
Der überlebt vergleichen nicht.
Nun — Handwerksleben, Kinderspiel,
Der wahren Humanität Vollendung! —
„O weh!“ hör' ich, „verfluchtes Pferd!
„Laß Er, Herr Doktor, uns vom Leib.
„Er treibt mein Kind mir aus der Liebe,
„Mir aus Nelken ungeduld!
„Nein, Kerker, für solch zarten Hände
„Zieht Dinge der Art nicht gemacht;
„Bringt' er nicht, daß er zu Fenstern
„Den Zins hier spricht, Herr Wirth,
„Und kurz, daß er Ruh' mir beharre:
„Den Zins trieb Er wo anders ein!“ —

Nun, nur gemach, Ihr schönen Damen!
Ich hab' es wahrlich gut gemeint;
Verzeiht mir armen Reimers Nahmen;
Ihr denkt doch anders, als Ihr scheint.
Denn nur, wir sprachen da von Tugend,
Wer sie hier kann so herrlich schmücken,
Und wo ihr Schwächen und ihr Jugend
Den Mann so himmelhoch entzückt;
Und wahrlich, es ist nicht gelogen,
Was ich Euch hier davon erzählt,
Ihr Menschen hat's nicht schon bewogen,
Daß es 'ne Thatsach sich gewählt.

Doch in Idealen ſtets zu ſchweben,
Dabei kommt auch nicht viel heraus,
Die Tugend führt uns zwar durch's Leben,
Doch heißt's dabei auch — haltet Haus!
Ja, wem ein häuslich Weib beſchieden,
Dem wird des Tages Laſt nicht ſchwer,
Er baut an ſeines Glückes Frieden,
Und ſcheucht der Sorgen drückend Heer.
Wie herrlich, wenn der Hausfrau Walten
Stets emſig ſchafft und Alles lenkt;
Des Hauſes Ordnung zu erhalten,
Und täglich jedes überdenkt!
Wenn ſie des Segens reiche Fülle
Erworben durch des Gatten Fleiß,
Daheim in ihres Kreiſes Stille
Hübſch ſparſam zu verwenden weiß!
Wo gibt es rein're, ſchön're Freuden,
Als die ein häuslich Glück uns ſchafft?
Und ſelbſt des Hauſes kleine Leiden
Sind nur zur Prüfung unſrer Kraft;
Denn wenn nach ein Paar frohen Jahren
Der Ehſtandsſegen uns umgibt,
Da ſchaffen uns die kleinen Schaaren
Wohl manches, was uns oft betrübt.
Doch wo die Frau die Mutterpflichten
Stets treulich übt und nie vergißt:
Da wird ſich Alles freundlich ſchlichten,
Nur unſerm Glück entgegen iſt.
O, ſchönes Bild der Mutterliebe,
Was mir jetzt vor der Seele ſchwebt,
Es iſt der herrlichſte der Triebe,
Womit die Gottheit Euch belebt!
Was gibt es Schön'res wohl im Leben,
Als einer Mutter ſelles Glück,
Wenn ihre Kinder ſie umgeben
Und jedes hängt an ihrem Blick?
Wenn in dem kleinen muntern Kreiſe
Sie Sittſamkeit und Anſtand lehrt,
Und ſie in liebevoller Weiſe
Die Mädchen warnt, den Knaben wehrt?
O, nie vergeßt es, holde Schönen!
Was Euch des Schöpfers Gunſt verleiht:

Euch wird — der Ehe Glück zu krönen —
Die Tugend und die Häuslichkeit!
Doch nun genug, jetzt denk's geschlossen,
Geduld fällt ab, sobald sie reif;
Leicht wird des Lesers Sinn verdrossen
Ob solcher Rede langem Schweif.
Damit Ihr aber denn doch sehet,
Daß Euer kleiner Hinkefuß,
So lahm er auch da vor Euch stehet,
Es auch gelernt, galant zu sein;
Und daß er's weiß, wie Frauen-Seelen
Beherrscht ein heitres Element,
Daß, in ihr Herz sich schnell zu stehlen,
Den Weg schon am besten kennt:
So nehmt hier noch zwei kleine Dinge,
Der muntern Laune lustig Kind,
Die, wenn auch gleich an sich geringe,
Euch einmals recht willkommen sind.
Denn wenn Ihr in der Gäste Reihe
Am Pharaotisch um Kränzchen sitzt,
Und ob das Spiel Euch Glück verleihe
Erwartend Eure Sinne spitzt,
Da kommt's wohl, daß, wenn ihr gewinnet,
Und Euch ein Ach-Lyder gelingt,
Ihr Euch es nicht sogleich reflexionet,
Wie viel Contract das Spiel Euch bringt;
Da merkt nur, ohne zu verweilen,
In welcher Farb' das Spielchen war,
Schaut dann in dieses Blättchens Zeilen,
Und den Gewinn weist Ihr aufs Haar. —
Und wenn bei eines Ball's Festen
Sich zu Euch, Schönen, Alles drängt,
Und Ihr voll Huld den Cavalieren
Zum Tänzchen Eure Hand verschenkt,
Da hat sich's manchmal auch gefunden, —
Es gibt Exempel in der Welt, —
Daß Euer Wort dem Sinn entschwunden,
Wenn Euch der Tänzer nicht gefällt;
Das gibt denn wohl zu Streitigkeiten
Den Rittern Anlaß und Verdruß,
Die argen Unheil oft bereiten,
Wenn's Einer sterbend büßen muß:

Denn wer um ſchöner Frauen Blicke
Euch nicht auf Tod und Leben ſchlägt,
Der iſt, ich ſchwör's bei meiner Krücke,
Nicht werth, daß ihn die Erde trägt.
Um ſolchen Anlaß nun zu mehren,
Der leicht des Feſtes Freude ſtört,
Ja Euch, o haltet's ja in Ehren,
Das letzte Täfelchen beſchert.
Die Ordnung der Cahno-Bälle,
Die dort am Spiegel paradirt,
Seht ihr, auch gut für andre Fälle,
Zu Eurem Nutzen drauf copirt.
Ihr dürft, dem Wort getreu zu bleiben,
Den Tänzer, dem Ihr Euch verſagt,
Nur ſauberlich dahinter ſchreiben:
So gibt es Keinen mehr, der klagt. —
Mög' Euch das Glück im Spiel nicht meiden,
Euch günſtig ſein ſelbſt im Miſere,
Und nie ſei bei des Tanzes Freuden
An Tänzern Eure Liſte leer! —

Und nun lebt wohl! Was ich geſungen,
Ja zwar nur heiſ'rer Stimme Klang;
Indeſſen iſt's nicht ganz gelungen,
So denkt: es war des Lehrlings Sang.
Vollendung gibt uns nur ein Meiſter,
Der kühn den Muſenflug erſchwingt,
Und, wie ſo manche große Geiſter,
Von vorher ſeine Lieder bringt: —
Das kann ein Schiller, Göthe, Seume,
Doch ich, vom Stamm des Hinke-Bein,
Verſteh' mich nur auf Haremannsreime,
Und habe damit meine Noth.

Indeſſen hat, was ich begonnen, —
Ein bloßer Scherz, nichts mehr, fürwahr —
Euch doch ein Lächeln abgewonnen,
Dann ruf' ich fröhlich: „Proſ't Neujahr!"

* * *

So waren wir zum Jahre 1816 gelangt, mit dem Frankfurt anfing, sowohl in seiner äußeren Gestalt, wie in seiner inneren Verfassung und socialen Verhältnissen den großen Umgestaltungen entgegen zu gehen, die es seitdem unablässig verfolgt. Seine sich so lang bewahrte Originalität hat sich von da an mit jedem Tage mehr und mehr verwischt, so daß auch die Reize derselben unter den vielen Schöpfungen der Neuzeit sich kaum mehr bemerkbar machen können. Noch reiben sich zwar um den alten Pfarrthurm immer noch manche Reminiscenzen früheren Reichsbürgerthums, aber auch hier haben sich deren alte Eigenthümlichkeiten nur noch in den engeren und abgelegeneren Straßen und Gäßchen erhalten, in denen mir zuweilen bei meinen beschaulichen Wanderungen durch dieselben hie und da noch der Blick in das Innere der Häuser und Höfe die Eindrücke früherer Zeiten wieder auffrischt.

Die Gegenwart drängt sich hinaus zu den Erweiterungen außerhalb der Stadt, wo sich allerdings ein neues, frisches Leben anbaut, das sich rasch genug zu einer dritten Vergrößerung der glänzenden Bundes-Stadt ausbilden wird; die Hast dieser Erweiterungen aber hat sich mit der fortschreitenden Zeit so gesteigert, daß unsere frühere Geschichte ganz darüber in den Hintergrund getreten ist, die sonst fast in jeder Gasse eine sichtbares Denkmal derselben aufzuweisen hatte, das uns an frühere Eigenthümlichkeiten oder markante Ereignisse und Persönlichkeiten erinnern konnte.

Unsere heranwachsende Generation lebt jetzt inmitten so vielseitiger Eindrücke der Gegenwart, daß ihr kaum mehr Zeit bleibt, sich mit der Vergangenheit ihrer Vaterstadt zu beschäftigen, und diejenigen, die sich derselben noch zu erinnern vermögen, haben seither so Vieles erlebt, daß auch ihnen der Inhalt derselben fast nur noch gleich einem Traume im Gedächtniß ist.

Die damals stets mehr Gestaltung gewinnende Versammlung des Deutschen Bundes war ohne Zweifel als eine der ersten Triebfedern zu betrachten, welche eine Menge von Veränderungen zur raschen Entwicklung brachte. Obgleich noch nicht förmlich constituirt, hielt dieselbe bereits doch schon ihre vorbereitenden Sitzungen, und ihre Zusammensetzung

entfaltete in ihrem erſten Auftreten ungemein viel äußeren Glanz und gebietendes Anſehen. Mit der ſich mehrenden Zahl dieſer hohen Gäſte zog das neue Element der haute volée in unſere Mauern ein, das allerdings, um ſich als ſolches zu behaupten, der ſplendiden Außenſeite bedarf, um dem inneren Gehalt zur würdigen Folie zu dienen. Die ſich raſch auf einander folgenden diplomatiſchen Diners, bei welchen die beſternten Herren in ihren Staatscarroſſen mit reichen Livréen auffuhren, erinnerte ſelbſt an die Krönungszeiten, und der ſich damit ſteigernde Luxus machte neue Bauten und Einrichtungen nöthig, der vielen Leuten Beſchäftigung und Verdienſt verſchaffte, und ſo zum mächtigen Hebel eines Fortſchritts wurde, der uns bald über die Gränzen der alten Gewohnheiten hinausrieb. Damit ſteigerten ſich aber auch die Erwartungen, welche man von der ſo tief in die bisherige Organiſation der deutſchen Staaten eingreifenden Wirkſamkeit dieſer, eine ſo erhabene Stellung einnehmenden Verſammlung zu hegen ſich berechtigt glaubte.

Obgleich nun die dabei betheiligten Herren ſich des Gewichtes wohl bewußt waren, was ſie in die Wagſchale der neuen politiſchen Geſtaltungen zu legen als berufen erſchienen, ſo machte ſich dabei doch auch jenes entgegenkommende Heranziehen aller geiſtigen Kräfte unter ihnen bemerkbar, welche den Reuniens jenen Reiz zu verleihen vermag, der dieſelben in wohlthuender Weiſe zu beleben weiß und ihre alltäglichen Förmlichkeiten erträglicher macht.

Durch eine ſolche intereſſante Miſchung der Elemente boten die Wintervergnügungen von 1815 auf 1816 eine ganz beſondere Abwechſelung dar, zu denen unter anderen auch ein glänzender Maskenball zählte, den Baron von Otterſtädt um die Faſtenzeit gab, und der um ſo mehr das Intereſſe der Geſellſchaft in Anſpruch nahm, je länger man ein derartiges Feſt hier entbehrt hatte.

Alles war dazu geladen, was zu ſeiner Belebung beizutragen vermochte, und eine Menge intereſſanter Charaktermasken durchwogte die geſchmückten Räume, in denen ſich der Humor vielfach in glänzendſter Weiſe repräſentirt ſah. Auch ich hatte mich in der Rolle eines alten Hypocraten verſucht, die ich nicht ohne Erfolg durchführte. Ein

gut gewähltes Costüm unterstützte den Ausdruck meiner Maske, der ich überdem noch dadurch Leben und Bewegung zu geben wußte, daß ich meine Arcana durch passend dazu verfaßte Verse anpriese und austheilte, die, den damaligen Verhältnissen angepaßt, von allen Seiten beifällig aufgenommen wurden. Meine gute Laune trug mir Zinsen und das Capital meines Humors stieg im Course, da Jedermann dabei betheiligt sein wollte.

Bereits am 13. Januar waren endlich nach so langer Permanenz die Kriegsämter geschlossen worden, und die Bürgerschaft athmete tief auf, sich von der so empfindlich in das Familienleben einschneidenden Last der Einquartirungen endlich befreit zu sehen, bei der Niemand mehr Herr im eigenen Hause war. Wir hatten diesen bitteren Kelch bis auf die Hefe leeren müssen; nun aber erschienen mit der verrückenden schönen Jahreszeit andere, hier seit ewiger Zeit entbehrte Gäste, die nach der so lange angehaltenen Dürre einen befruchtenden Goldregen auf uns niederträufeln ließen.

Es waren dieses die Söhne **Albions**, die, nachdem ihnen seit einer Reihe von Jahren der Continent verschlossen gewesen, nun ihrer Reiselust wieder freien Lauf lassen konnten. In Frankreich und Belgien schwärmte es bereits von diesen originellen Touristen, von denen einstweilen nur die unternehmendsten bis zu uns an den Rhein vordrangen, da derselbe damals noch eine halbe terra incognita für sie war. Es ist kaum glaublich, wie sich die Physiognomie dieses Stromes seitdem verändert. Nur schwerfällige Lastschiffe durchfurchten damals noch seine grünen Fluthen, und langsam durch Pferde mühevoll aufwärts geschleppt, schlug der besorgte Schiffmann stets noch ein andächtiges Kreuz, bevor er sich anschickte, das gefährliche Binger Loch zu passiren.

Dagegen waren die Cölner Hauderer in ihrer Blüthenzeit und Herren der sogenannten **Kaiserstraße**, die sich als die allein frequentirte den Rhein entlang nach Cöln hinunterzog. Lustig auf und nieder fahrend, waren sie mit ihren zahlreichen Passagieren vorzugsweise das belebende Element der vielen gastlichen Herbergen, die in jedem kleinen Orte zum Einkehren einluden, und die gegenwärtig, wo

nur ausnahmsweise Reisende die Ufer entlang pilgern, großentheils halb verödet sehen.

Die Fahrten zu Wasser machte man meistens nur stromabwärts und in dazu besonders gemietheten Nachen oder mit dem sogenannten Yachtschiff, das jedoch nur von Mainz bis Coblenz fuhr und auf dessen grünen, mit einer Galerie umgebenen Verdecke bei schönem Wetter eine Musikbande ihre lustigen Weisen aufspielte. Auch diese Fahrzeuge landeten überall, wo es etwas zu sehen und zu genießen gab, und wenn heut zu Tage der Rheinstrom auch tausende von Reisenden in zahlreichen Dampfern auf und nieder führt und überall sich ein großartiges Leben entfaltet, so ist doch zu wetten, daß an seinen rebbekränzten Ufern Frohsinn und poetische Gemüthlichkeit nicht im gleichen Verhältnisse zugenommen haben.

Uebrigens war es auffallend, wie die lange Verbannung der Engländer vom Continente dieselben seinen Sitten und Gebräuchen entfremdet hatte. In ihrer durch und durch englischen Einseitigkeit erschien ihnen Alles neu und seltsam bei uns, sowie sie dagegen uns, die wir nur an Franzosen, Russen, Oesterreicher und Preußen gewöhnt waren, um so barocker in ihrem Aeußeren und bizarrer in ihrem Benehmen vorkamen. Das letztere hatte inzwischen auch seine annehmbaren Seiten. Old England war mit dem 24 Gulfenfuß noch nicht so vertraut wie heute, und noch gewohnt, in Allem den englischen Maßstab anzulegen. Dabei war es fast nur noch das high life, das in Vier- und Sechsspännern den Rhein entlang rollte, unter dem meistens ein jeder eine besondere Caprice für diesen oder jenen Gegenstand mitbrachte, für welche, wenn sie der ersteren entsprachen, ihnen die Preise ganz gleichgültig waren. Daß sich unter solchen Verhältnissen alle Betheiligten gut dabei standen, läßt sich leicht denken. Frankfurt war zu jener Zeit eine wahre Fundgrube von Antiquitäten, alten Bildern, Kupferstichen, Incunabeln und sonstigen reisigen Seltenheiten, von denen eine unglaubliche Masse nach England wanderte.

Schon das erste Friedensjahr eröffnete den Fortschrittsbestrebungen im deutschen Vaterlande die Thore nach allen Seiten hin. Die bis

haber ſich ſo ſehr gefährdet geſehenen materiellen Intereſſen ſagen, durch die raſch zunehmende Sicherheit ermuthigt, wieder an, in den Vordergrund zu treten. Ueberall erweckten die Reorganiſationen des deutſchen Staatshaushalts ihm neuen Credit und Vertrauen, die dem Capital einen um ſo ſolideren Gewinn zuſicherten, je weiter damals die Börſe noch von dem Schwindel entfernt war, der ſie heute faſt zur öffentlichen Spielbank herabwürdigt. Handel und Induſtrie gewannen neues Leben und Anfangs Juni erſchien das erſte Dampfboot auf dem Rhein. Gleich einer Wundermähr erſcholl es durch alle Blätter: „ein Schiff ohne Maſten und Segel ſei, von Kenten kommend, blos durch mechaniſche Kraft getrieben, den Rhein herauf gefahren und in Coblenz angelangt.“ Das war das erſte Signal zu der coloſſalen Bewegung, die ſich ſeitdem ſo raſch nach einander auf dieſem Gebiete entfaltet, und durch die Eiſenbahnen ihren Culminationspunkt erreicht hat.

Ein paar andere Erfindungen machten ſich um dieſelbe Zeit hier im Bereiche der Kunſt und der Typographie zum erſtenmale geltend, nämlich der Stereotypendruck und die Lithographie. Das Geheimniß, Stereotypenplatten zu gießen, erkaufte ich für die Brönner'ſche Handlung zuerſt in Deutſchland von dem Engländer John Watts, nach deſſen Anleitung die Stereotypenplatten zu einer deutſchen Bibelausgabe in der Brönner'ſchen Officin gefertigt wurden, welche als erſter deutſcher Stereotypendruck aus derſelben hervorging. Erſt ſpäter verpflanzte ſich das Geheimniß durch ſeinen Erfinder nach Leipzig.

Auch die noch nicht lange von Senefelder in München erfundene Lithographie, die Andreä in Offenbach weiter cultivirte, kam hier ebenfalls zuerſt in praktiſche Anwendung; freilich noch nicht in der Perfection wie heute; doch wurde der Weg dahin ſchon anerkennend angebahnt.

Unter den Erzeugniſſen der Preſſe zeichnete ſich die in naturhiſtoriſcher Hinſicht intereſſante Reiſe des Prinzen Max von Neuwied nach Braſilien, welche in der Brönner'ſchen Handlung unter meiner perſönlichen Leitung verlegt wurde, als das erſte deutſche Prachtwerk

auf das Vortheilhafteſte aus, welches nach Befreiung der Preſſe vom franzöſiſchen Joche wieder erſchien, und da der Autor einem Stande angehörte, der ſich bis daher nur ſelten derartigen wiſſenſchaftlichen Forſchungen unterzogen, ſo machte dieſes bedeutende Werk großes Aufſehen und erwarb ſich beſonders unter den höheren Ständen zahlreiche Gönner.

Nicht minder rühmlich bewegte es ſich auf dem Gebiete der politiſchen Entwicklungen. Ueberall traten neue Verfaſſungen mit erweiterter Vertretung des Volkes durch Stände und Kammern ins Leben, mit ihnen aber auch jene ſchärfere Oppoſition, die ſeitdem bereits eine ſo inhaltreiche Geſchichte durchgemacht hat. — Auch uns hier in Frankfurt reifte ſeit der wiedererlangten Selbſtändigkeit nun die erſte Frucht in dieſem Garten der Erkenntniß, und zwar auf dem Boden einer weiteren Ausbildung unſerer alten Verfaſſung entgegen. Mehr denn zwei Jahre hatte man zu ihrer Herausbildung gebraucht, bis man endlich den Modus gefunden, zum gewünſchten Ziele zu gelangen. Alle Verſuche, unſere Verfaſſung gänzlich umzugeſtalten, waren an der Beſorgniß geſcheitert, damit einen zu gewagten Schritt aus dem Geleiſe zu thun, in welchem ſich unſer kleiner Familienſtaat ſo lange mit Sicherheit bewegt und ſo ſchwere Prüfungen glücklich überwunden hatte. Nach mehreren beſeitigten Conſtitutions-Entwürfen legte endlich der Senat am 15. Januar (1816) der Bürgerſchaft nicht eine neue, ſondern nur eine ergänzte Verfaſſung mit der Aufforderung vor, dieſelbe durch eine dazu zu wählende Commiſſion prüfen zu laſſen und über deren Annahme mit Ja oder Nein zu entſcheiden.

Zu dem Ende traten alsbald dreizehn dazu Gewählte und zwar: ein Syndicus, zwei Rathsglieder, drei dreißiger Juriſten, zwei Banquiers, ein Rentier, ein Geiſtlicher und drei Mitglieder des Einundfünfziger-Collegs als Commiſſion zuſammen, um Hand ans Werk zu legen, wobei ihnen eine Maſſe von Deductionen und Votis zu Hülfe kamen, durch welche ſich unſere gediegenſten Männer vom Fach dabei betheiligten. Auch damals wurde die Wichtigkeit dieſes Entſcheidungs-Momente allſeitig auf das Lebhafteſte gefühlt, und es fehlte keineswegs an jenen Aufregungen, die ebenſowohl durch den Eifer der Parteien, wie durch die

verſchiedenen Sonderintereſſen hervorgerufen wurden. Blicken wir jedoch heute auf jene gehaltreichen Kundgebungen zurück und vergleichen wir damit die Geburtswehen unſerer neueſten Verfaſſungsänderung, ſowie die der Wahl des neu conſtituirten geſetzgebenden Körpers, ſo müſſen wir allerdings die Augen niederſchlagen, wenn wir nach einer vierzigjährigen Geiſtesverfeinerung auf alle die Strömungen ſtoßen, von welchen bei dieſen Veranlaſſungen unſer Intelligenzblatt, als Organ der Volksſtimme, überfloß. —

Das Problem, die Betheiligung des Volks an der Regierung in ihr rechtes Gleichgewicht zu bringen und darin zu erhalten, wurde zwar auch damals noch nicht erſchöpfend gelöſt, doch wurden zwei wichtige Schritte darin vorangethan, nämlich durch die Einſetzung des die Hoheitsrechte der hieſigen Bürgerſchaft vertretenden geſetzgebenden Körpers, ſowie durch die ausgeſprochene Gleichberechtigung der drei chriſtlichen Confeſſionen. Im übrigen hatte es ſich die Ergänzungsacte zur Aufgabe gemacht, unſere Freiheit angemeſſen zu erweitern, ohne jedoch den patriarchaliſchen Geiſt aus unſerer Verfaſſung zu entfernen, der ſeither ſo wohlthätig gewirkt. Sie hatte ſich möglichſt fern von jenen, den größeren Staaten nachgebildeten Einrichtungen gehalten, die zu tief in die Verhältniſſe eines kleinen Familienſtaates eingreifen, um mit Zuverſicht eine heilbringende Praxis vorausſehen zu laſſen.

Anfangs Juli hatte die Commiſſion ihr Reviſionswerk beendigt und am 10. deſſelben Monats wurde im Senat der aus ihrer Prüfung hervorgegangene Verfaſſungs-Entwurf angenommen. Ungeachtet der bei den Ergänzungen beobachteten großen Vorſicht und Mäßigung hielt man es doch für angemeſſen, dieſelben der Bürgerſchaft noch durch eine eigends dazu verfaßte und begründete Darſtellung zur Annahme zu empfehlen, die von Dr. Jaſſoy als Commiſſionsmitglied zuſammengeſtellt, in ihrer eigenthümlichen und pikanten Auffaſſung dieſen Zweck auch vollkommen erreichte.

Es hieß unter andern auch darin, daß es wohl keine Regierungsform mehr geben dürfte, die nicht ſchon einmal verſucht worden ſei, und daß, wenn die gegenwärtige Ergänzungsacte nicht alle jene Freiheiten gewähre, die man ſich geträumt habe, man ſich mit dem Aus-

ſpruche Rouſſeau's tröſten müſſe, der da geſiehe, daß die Freiheit zwar ein köſtliches Gericht, aber ſchwer zu verdauen ſei. Die Bürgerſchaft ließ ſich das geſagt ſein; von 2780 darüber Abſtimmenden erklärten ſich nur 47 dagegen, und ſomit trat die neu reformirte Staatsform unſerer freien Stadt ins Leben.

Das erſte Jahr der ſo wieder befeſtigten Freiheit und Unabhängigkeit war übrigens von trüben Ereigniſſen begleitet, denn es war ein Hungerjahr. Unaufhörliche Regengüſſe und ein ſchon vor Beendigung der Kartoffelernte eingetretener Winter bereiteten den herben Mangel vor, der ſich von 1816 auf 1817 um ſo fühlbarer machte, da man ſich kaum erſt von den Calamitäten des Krieges zu erholen angefangen. Das Brod koſtete vierzig Kreuzer der Laib, und in vielen Bezirken der Umgegend trat eine Noth ein, die kaum mit Anſtrengung aller dazu verwendbaren Mittel zu bewältigen war.

Demungeachtet fing ich ernſtlich daran zu denken an, meinem bisherigen Junggeſellenſtande ein Ende zu machen. Drei und dreißig Jahre alt, fühlte ich lebhaft, daß es Zeit ſei, nicht dem Egoismus zu verfallen, der ſich ſo lange von den Frauen hätſcheln läßt, bis er uns der Beſtimmung des Mannes als Familienhaupt gänzlich entrückt hat und uns dann den Eheſtand nur noch als eine läſtige Beſchränkung unſerer Freiheit erblicken läßt. Es fehlte mir dabei keineswegs an Gelegenheit, mich von einer reichen Erbin blenden zu laſſen oder mich einer ſchönen Larve auf Discretion zu ergeben, wenn mir nicht ſtets die Reflexionen Olivier Goldſmith's vorgeſchwebt hätten, der ſeinen Landprediger von Wakefield ſich die Lebensgefährtin in derſelben Weiſe wählen läßt, wie dieſe ſich ihr Brautkleid ausſuchte, nämlich nicht aus einem Stoffe, der nur durch ſeine Außenſeite beſticht, ſondern derſelben auch durch ſeinen inneren Werth entſpricht und dabei von einer gediegenen Dauer iſt. Dieſe Vorzüge erſchienen mir an Fräulein Mimmi Schönemann, deren ich ſchon früher erwähnte, in ſo ſichtbarer Weiſe, daß ich mich kurz entſchloß, meine Werbung um ſie einem zierlichen Notizbüchelchen mit den Worten „Herz und Hand“ zu vertrauen und ihr daſſelbe bei einem Beſuche in Soden, wo ſie den Sommer in Geſellſchaft der Frau von Bethmann zubrachte, mit der Bitte zu über-

geben, es als ein Zeichen meiner Verehrung anzunehmen und ſeinen Inhalt, nachdem ſie ihn geleſen, wohl zu beherzigen. Die Hoffnung, meinen Antrag in gleich ehrlicher und offener Weiſe aufgenommen zu ſehen, täuſchte mich nicht. Am 18. Auguſt 1816 legte Pfarrer Kirchner in der St. Catharinenkirche unſere Hände in einander und ſegnete einen Bund, der uns in herzlichſter Uebereinſtimmung vereinigt hielt, bis ihn die Verſehung nach ſechszehn Jahren durch den Tod gelöſt.

Mit dem Eheſtande beginnt für den Mann ein neuer Lebensabſchnitt, in welchem die Familie und die Sorgen um dieſelbe eine Hauptrolle übernehmen. Damit fangen die Erinnerungen an, in die Breite zu gehen und verlieren jene ſchärferen Umriſſe, mit denen ſich uns die Begebenheiten einprägten, die wir in jüngeren Jahren mit ungetheilterem Intereſſe auffaßten.

In ähnlicher Weiſe erging es auch unſerem Staatsleben, ſeitdem daſſelbe durch die erfolgte Annahme der Conſtitutions-Ergänzungs-Acte zur Ruhe gekommen und es nun zur Aufgabe der Führer unſerer reſtaurirten Staatsmaſchine geworden, dieſelbe in rechtem Gange zu erhalten. Haben die politiſchen Controverſen einmal angefangen, auf dieſem Wege ihre Spitze zu verlieren, ſo fängt auch das lebendige Intereſſe daran zu ſinken an, und das Gebenlaſſen tritt an ſeine Stelle. Das war denn auch in unſerer Mitte bald ſichtbar, und als bei dem herannahenden 18ten October-Feſte (1816), an welchem zugleich die Bürgerſchaft der neuen Verfaſſungsform den Eid leiſten ſollte, Heerſchau über den ſo enthuſiaſtiſch begonnenen Landſturm gehalten wurde, dem dabei eine Hauptrolle zugedacht war: fand es ſich, daß die Begeiſterung für dieſes Inſtitut ſich bereits ſehr bedeutend abgekühlt hatte. Obriſt Ellrodt mußte einen ſcharfen Tagesbefehl erlaſſen, der die Bürgerſchaft aufforderte, ſich pünktlicher zum Exercieren einzuſtellen, damit bei dieſer Doppelfeier die verſchiedenen Corps mit Ehren beſtehen konnten.

Das geſchah denn auch in einer Weiſe, welche der Solennität dieſer Feier keinen Abbruch that. Es war dazu auf dem Römerberg und dicht vor dem Römer eine erhöhte, mit zwei römiſchen Fasces flankirte Eſtrade erbaut worden, zu der mehrere Stufen führten und auf wel-

cher der ganze Senat in einem Halbkreiſe die beiden regierenden Bürgermeiſter umſtand. Von hier ausgehend, bildeten das Linienmilitär ſammt den verſchiedenen Landſturms-Corps ein großes Quarré, in deſſen Mitte ſich die ganze zur Eidesleiſtung verſammelte Bürgerſchaft befand. Bereits um 8 Uhr Morgens war dieſelbe durch ihre reſpectiven Quartier-Capitaine dahin geführt worden, wo ſie, nachdem ſie vorher durch ein lautes Ja bekräftigt, daß ſie den Inhalt ihres Gelöbniſſes wohl verſtanden, daſſelbe durch Nachſprechung der Eidesformel ablegten.

Fünfzig Kanonenſchüſſe verkündeten die Vollziehung des feierlichen Actes, unter deren Donner und dem Geläute aller Glocken ſich hoher Senat in die St. Catharinen-Kirche begab. Der Landſturm bildete bis dahin Spalier, und als hohe Obrigkeit nach beendigtem Gottesdienſte von da zurück nach dem Römer zog, fanden, ſoviel mir erinnerlich, zum letzten Male die patriotiſchen Gefühle der Bürgerſchaft für dieſelbe ihren öffentlichen Ausdruck in einem allgemeinen „Hoch!“ wozu der commandirende Herr Obriſt-Wachtmeiſter Jakob Manskopf in ächt Frankfurter Originalität das Signal gab.

Der Landſturm zog hierauf in Parade am Römer vorüber, worauf die weiteren Feierlichkeiten des Tages ihren Verlauf nahmen, denen es an Kanonendonner, Glockengeläute, Muſik von den Thürmen, Illumination und Fackelzug nicht fehlte.

Es war eine Art politiſcher Vermählungsfeier, durch welche die ſeit 1806 zur Wittwe gewordene Frankfurter Conſtitution eine Verbindung mit einem neuen ihr einverleibten, ſie ergänzenden Zuſatze einging. Auch dieſe hatte ihre Honigmonate, nach welchen ſich, wie im Eheſtande, nicht ſelten allmälige Gleichgültigkeit und endlicher Ueberdruß einzuſtellen pflegen.

Als der erſte Staatskalender der nunmehrigen freien Stadt Frankfurt über die dermalige Zuſammenſetzung des Senats Apell hielt, wer von der alten Garde der vor-primatiſchen Zeit noch vorhanden, zeigte es ſich, daß aus der reichsſtädtiſchen Periode noch fünf Schöffen, vier Syndici und zwölf Senatoren gegenwärtig waren, welche nun das Präſidium und die neue Schöffenbank bildeten. Die zweite Bank war dagegen aus neu hinzugekommenen Senatoren

zuſammengeſetzt, während die dritte Bank der Rathsherren, bis auf zwei neue Mitglieder, vollſtändig wieder erſtanden war. Sie hatte ſich am tapferſten gehalten und beſetzte in geſchloſſener Reihe wieder ihre alten Plätze.

Anſehen, Erfahrung, Wiſſen und Intelligenz waren übrigens in dieſer ſo zuſammengeſetzten oberſten Behörde in reichem Maße vertreten. Das älteſte Mitglied derſelben, Herr Schöff Andreä, war 1741 geboren, und der Aelteſte im Amte; Herr Schöff von Humbracht ſaß ſeit 39 Jahren darin. Der Adel war durch zehn, der Handel durch ſechs, Wiſſen und Intelligenz durch drei und zwanzig, die Gewerbe durch zwölf Mitglieder vertreten.

Die ſtändiſche Bürger-Repräſentation war in bei weitem überwiegender Mehrzahl aus den Angeſehenſten des Handelſtandes zuſammengeſetzt, die ſich in gleicher Weiſe bei dem geſetzgebenden Körper betheiligten, ſowie denn überhaupt der Beſitzſtand ſeinen Einfluß noch nicht ſo der Bequemlichkeit zum Opfer brachte, was unleugbar vieles dazu beitrug, dem Staatskörper das ihm unentbehrliche Anſehen zu verleihen.

So gerüſtet trat Frankfurts wiedergewonnene Freiheit aufs Neue ins Leben, und wie es dieſelbe im Verlauf der ſeitdem verfloſſenen vierzig Jahre gewahrt, das haben die meiſten ſeiner Bürger der gegenwärtigen Generation mit erlebt. Einer Geſchichte dieſer denkwürdigen Epoche würde es an intereſſanten und belehrenden Momenten nicht fehlen, deren Nutzanwendungen freilich in vielen Beziehungen oft zu ſpät kommen dürften.

Von nun an begannen Frankfurts innere und äußere Verhältniſſe ſich mit jedem Tage mehr und mehr zu entpuppen und eine andere ſich verjüngende Geſtaltung anzunehmen. Die alten Sitten früherer Reichsbürgerlichkeit machten der reich galonirten Ariſtokratie Platz, die in unſere Mauren eingezogen und die ihren Luxus in ſofern theilweiſe auch auf ihre Bewohner übertrug, als ſich damit ein leichterer und lohnender Erwerb über das Allgemeine verbreitete.

Der Bundestag wurde am 5. November in feierlichſter Weiſe eröffnet, und Hochedler Rath und Bürgerſchaft legten zum Gedächtniß

dieſes denkwürdigen Ereigniſſes den Grund zum Verſorgungshauſe, das ſeitdem auch treffliche Dienſte geleiſtet.

Daß ſich an die Eröffnung des Bundestages große Hoffnungen für das deutſche Vaterland knüpften, iſt nun ſchon ſo lange her, daß es diejenigen wohl ſchon faſt wieder vergeſſen haben dürften, denen dieſe Hoffnungen damals in folgender Weiſe verkündet wurden. Es hieß nemlich in der deßfalls erlaſſenen Proclamation an das deutſche Volk:

„Selbſt nicht ahnend, wie hoch die Gegenwart deutſches „Volk in die Reihe großer ſelbſtſtändiger Nationen einführt, „ſteht daſſelbe in hingebendem Vertrauen, ruhig zuſchauend „und erwartend, was mit ihm geſchieht. — Wohl dir, mein „Volk! Nicht getäuſcht wirſt du werden. Im Willen der „allerhöchſten Vorſicht ruht deine Größe; gegeben iſt das „Zeichen, das Wort kann nicht zurückgeben. Ein herrlicher „Verein deiner Fürſten über dir; laß nun auch dein Be„ſtreben ſein, unter dir den Frieden zu ſtiften. Dieſer Tag „führt dich ins Leben. Von ihm empfange die Weihe der Kraft „und des Glaubens.“ ꝛc.

Ich ſchließe hier meine Erinnerungen, an die ſich für das Jahr 1816, nur noch ein Ereigniß knüpft, nämlich meine Aufnahme in den Orden — der verrückten Hofräthe. Dieſer Orden, den einſt Dr. Ehrmann hier geſtiftet, iſt der Gegenwart wohl kaum mehr dem Namen nach bekannt. Sein Stifter, der ſeine Diplome nach eigener ſtrenger Wahl vertheilte, zählte zu den Originalen, wie ſie die Neuzeit nur noch ſelten erzeugt, und ſeine Stiftung ſtimmte mit ſeinem innerſten Weſen vollkommen überein. Er ſelbſt war ein verrückter Hofrath, in der beſſeren Bedeutung dieſer Bezeichnung. Geſcheidt und capriciös, gutmüthig und im höchſten Grade abſtoßend, voller Rückſichten und wieder rückſichtslos bis zum Exceß, erwarb er ſich eben ſo viele Feinde wie Freunde, und nur diejenigen wußten, wie ſie mit ihm daran waren, die ſeine ſchlimmen Seiten überſahen und nur ſeine guten zu ſchätzen wußten. Man erzählte ſich fortwährend eine Menge origineller Züge von ihm, da Alles, was er dachte, bei ihm heraus

mußte, unbekümmert um die Wirkung, welche es hinterließ. Ich hatte mir ſeine Gunſt durch zeitweilige Beiträge zu ſeinem Album typographiſcher Curioſa erworben, zu welchem er mit Leidenſchaft Büchertitel, Vignetten, Holzſchnitte, Carricaturen und alles dahin Einſchlagende ſammelte, was eine barocke, bizarre oder ſonſt verkehrte Seite zeigte. Soweit ging ſeine eigene, damit ganz übereinſtimmende Verkehrtheit; aber als Arzt würde ich ihm unbedingt das Prädicat als Hofrath im beſten Sinne zuerkannt haben, denn als ſolcher zählte er zu den ſchätzenswertheſten, die ich jemals kennen gelernt.

Ich laſſe hier mein Diplom zum Schluß meiner Erinnerungen folgen, da ein ſolches von dieſem originellen Orden ſchwerlich bekannt geworden ſein dürfte, der übrigens eine Menge Mitglieder zählte, deren Capacitäten demſelben ſeiner Zeit eine gewiſſe Berühmtheit verſchaffte, die ſelbſt bis noch lange nachher in eine ſpätere Zeit hinübergeklungen.

Der Orden iſt erloſchen; aber die verrückten Hofräthe in der vulgären Bedeutung ſind deßwegen nicht ausgeſtorben, ſondern machen im Gegentheil fortwährend Propaganda.

[No. 979.]

QUOD

Q. HORATIO FLACCO

OLIM ACCIDIT,

VT INSANIENTIS SAPIENTIAE CONSULTUS

ESSARET,

ID

VIRORUM QUIDEM MERCURIALIUM

PLERISQUE,

QUIBUS EX MELIORE LUTO FINXIT PRAECORDIA TITAN,

STULTIS VERO ET INEPTIS

NEQUAQUAM,

VSU VENIRE SOLET.

QUOCIRCA TE

JÜGELIUM,

BIBLIOPOLAM PARILE PRINCIPEM.

OB EXIMIA QUAE INSANIENTIS SAPIENTIAE A PUERIS PUBLICE PRIVATIMQUE EDIDISTI SPECIMINA,

MAXIME VERO OB

VIRTUTEM DOMESTICAM PROBE VITIA COLLOCATAM.

IN NUMERUM CONSULTORUM, VULGO

DER VERRÜCKTEN HOFRÄTHE,

NOMEN TUUM FASTIS NOSTRIS INSCRIBENDO

HODIE RITE RECEPIMUS,

CUIUS REI TESTES HAS LITERAS SOCIETATIS INSANIENTIS SAPIENTIAE CONSULTORUM TESSERA FIRMATAS TIBI TRANSMITTI IUSSIMUS.

XIV Kal. Decembr. CIↃIↃCCCXVI.

EX MANDATO SOCIETATIS

(L. S.)

TIMANDER,
A SECRETIS.

Frankfurt am Main. 1856.

(Ein Nachruf.)

Wie prächtig biſt du jetzt zu ſchauen,
Du ſchöne Stadt am Mains-Strand.
Kaum wird der ſeinen Augen trauen,
Der dich im früh'ren Schmuck gekannt.
Du glichſt dem edlen Frauenbilde,
In zücht'ger deutſcher alter Tracht,
Wie ſie, voll Ehrbarkeit und Milde,
Die ältre Kunſt ſich ſonſt gedacht.

Wer dich noch ſah, von Mauerkronen,
Von Thürm' und Wällen ringe umbaut;
Der dachte wohl, hier iſt gut wohnen,
Wo ſo man eigner Kraft vertraut.
Und ſicher auch im Römerſaale
Saß Deutſchlands Kaiſer unverletzt,
Wenn er in deiner Cathedrale
Die deutſche Kron' aufs Haupt geſetzt.

Dahin iſt jene Krönungsweihe!
Im Römerſaal ſteht ſtumm umher
Der Kaiſerbilder lange Reihe,
Doch lebend — ſah er keinen mehr.
Den Nimbus hat ein Sturm zerſtoben,
Mit ihm zerſtob manch alter Ruhm,
Dafür thront jetzt im Römer droben
Dein neugeſtaltet Bürgerthum. —

Manch' Gutes hat das dir errichtet,
Manch' Gutes riß es auch entzwei;
Das Ächte hat es kühn vernichtet,
Doch Ächtes — ſchuf es wenig neu.
Modern! ſo lautet die Parole,
Die 's Alte heißt zu Grabe geh'n;
Modern! vom Scheitel bis zur Sohle,
Wirſt du nun auch bald vor uns ſteh'n.

Doch bleibſt du ſchön. Im neuen Glanze,
Statt Epheu um's bemooste Haupt,
Erſcheinſt du jetzt im Blüthenkranze
Der Blumengärten, grün belaubt.
Am Maines-Ufer hingegoſſen,
Glänz'ſt prachtvoll du im Abendſtrahl,
Und wo ſonſt Gräben dich umſchloſſen,
Steh'n jetzt Paläſte ohne Zahl.

Zwar dein Großhandel iſt zerronnen,
Doch trägſt du muthig dein Geſchick;
Was du im Schweiße ſonſt gewonnen,
Erwirbt ja leicht — dein Börſenglück. —
Nicht kommt wie ſonſt zu deinen Ahnen
Der Handel mehr, verweilt und geht.
Der Dampf bringt ihn auf Eiſenbahnen,
Im Flug, wie er ihn auch verweht. —

Dampf! heißt die Triebkraft, die entbunden,
Mit Macht verdrängt der Väter Sinn,
Und die, bis ſie ihr Ziel gefunden,
Uns voran treibt; wer ſagt's wohin?
Der Fortſchrittsgeiſt durchwebt die Zeiten,
Beſtandenes vergeht und fällt;
Feſt ſteht nur, wer im Voranſchreiten
Bewährte Bahnen innehält.

Auch du haſt dich, getrennt vom Alten,
Dem neuen Zauber zugekehrt;
Er reichte dir im Neugeſtalten
Auf Roſen — ein Damokleesſchwert. —
Arglos läßt du dahin dich gleiten,
Dich wiegend auf dem Meer der Luſt.
Die Sorgen früh'rer Prüfungszeiten
Biſt längſt du dir nicht mehr bewußt.

Wohl gönn' ich's dir, dich zu umgeben
Mit Glanz und Schmuck, wie eine Braut.
Nur hüte dich vor jenem Streben,
Was zu begehrlich nach dir ſchaut. —
O wahre deinen Seelenfrieden,
Man ſtahl ihn dir ja ſchon einmal.
Sei glücklich, daß du dich geſchieden,
Ein neuer Bund — brächt' neue Qual.

Das Puppenhaus.

Ein Erbſtück in der Gontard'ſchen Familie.

Das Puppenhaus.

Du traulich Bild entſchwundner Zeiten,
Das aus dem Puppenhaus hier ſpricht;
Wie wahr in allen Einzelheiten,
Malſt du der Väter Sitte nicht!
So ſah's einſt aus in ihren Räumen,
So war das Vaterhaus beſtellt,
Als es in unſren Jugendträumen
Für uns umſchloß noch eine Welt.

Der Fortſchritt ließ all' das verſchwinden,
Die Mode ſchalt es „Zopf" aus Hohn,
Bis daß ſie fertig mit Erfinden,
Dem Zopfe halſ' anſo Neu zum Thron.
Nun ſchnörkelt man in allen Dingen
Und ſchnitzelt Füßchen zierlich krumm,
Und meint, es möcht' wohl noch gelingen,
Daß Zeit und Sitten kehrten um.

Umſonſt! Vorbei! es iſt entflohen
Das Zauberwort, das einſt regiert;
Ihr bannt mit Flehen und mit Drohen
Den Geiſt nicht mehr, der nur negirt.
Der Trug iſt's, der auf ſeinen Schwingen,
Fortan der Menſchen Sinn durchzieht,
Bis es der Wahrheit wird gelingen,
Daß ihr ein dauernd Reich erblüht.

Wir Alten, die wir reif an Jahren,
Seh'n müßig ihrem Streben zu,
Und was mitſtrebend wir erfahren,
Gilt abgenutzt — mit uns zur Ruh; —
Erinn'rung nur kann uns noch tragen,
Und glücklich, wer noch froh bewegt,
Wenn ſie bis zu den Jugendtagen
Zurück ihn ſonder Reue trägt. —

Dies Denkmal hier war oftmals Zeuge,
Wie leicht ein Jugendherz beglückt,
Wenn es ſich für des Hauſes Zweige
Zum Weihnachtsfeſte neu geſchmückt.
Gern möcht' auch ich auf's neu dich ſchmücken,
Und freudig als Familienhaupt
Mit dir der Enkel Schaar beglücken,
Doch ſteht mein Stamm — noch unbelaubt. —

Noch iſt der Frühling ausgeblieben,
Der ſeine Zweige neu belebt,
Auf daß in friſchen, jungen Trieben
Des Stammes Krone aufwärts ſtrebt.
Doch wenn nicht bald die Herzensräume
Der Söhne Liebe warm durchwebt:
Dann fahret wohl ihr Enkelträume
Dann heißt's bei mir auch bald — zu ſpät!! —

Wer in Frankfurt a. M. über den großen Hirſchgraben und an dem Hauſe vorübergeht, welches eine über der Thüre angebrachte Marmortafel als Göthe's Vaterhaus bezeichnet, und wer im Hinaufblicken an demſelben ſich der Schilderungen erinnert, welche der große Dichter davon mit denen „Aus ſeinem Leben" verwebt hat: dem iſt gewiß wohl ſchon mehr wie einmal der Wunſch überkommen, einen Blick in das Innere dieſes Hauſes zu thun und nach den Reliquien zu ſpähen, welche ſich darin aus jenen Zeiten noch erhalten haben möchten, die demſelben ein ſo dauerndes Intereſſe verlieben. Meiſtens ſind es jedoch nur fremde Touriſten, welche dieſem Verlangen ſofort nachgeben, während daſſelbe bei einem hier Wohnenden gewöhnlich in dem Bewußtſein aufgeſchoben wird, daß man es zu befriedigen jeden Augenblick im Stande iſt.

Auch mir ſelbſt iſt es lange ſo ergangen, bis mich endlich die Befürchtung, daß es am Ende wohl gar zu ſpät damit werden dürfte, beſtimmte, nicht länger zu zögern, das Verſäumte nachzuholen.

Mögen nun auch vielleicht ſchon mehr denn fünfzig Jahre darüber hingegangen ſein, ſeit Göthe's Mutter, die Frau Rath, dies Beſitzthum veräußert, auf welchem Wege daſſelbe bald darauf in den Beſitz der Familie überging, in welchem es ſich gegenwärtig noch befindet, und iſt es auch ſichtbar, daß ſich ſeitdem Manches darin veränderte, ſo hat das Haus dennoch ſeinen ihm eigenthümlichen Charakter in ſofern bewahrt, als es im Ganzen keine durchgreifende Reparatur nöthig gehabt zu haben ſcheint. Noch iſt die ganz im damaligen Styl verſchnörkelte Hausthüre wohl dieſelbe, über welche Göthe's Vater das

Familienwappen ſeiner Frau (geb. Textor) anbringen ließ, worin er ſelbſt jedoch den Balken mit den drei Leiern einfügte, in der Vorahnung vielleicht, daß ſein Sohn einſt dieſes dreifache Symbol der Dichtkunſt auf eine ſo glänzende Weiſe rechtfertigen würde.

Schon beim Eintritt in den geräumigen Vorplatz des Hauſes findet man ſich alsbald in den Schilderungen zurecht, die man aus Goethe's Leben darüber mitgebracht. Rechts und links zwei Eingänge zu den Zimmern des Parterreſtocks; tiefer im Hintergrunde ein alter maſſiver Eichenſchrank, deſſen Daſein wohl noch weit über Göthe's Geburtsjahr hinausreichen mag, und der, ohne ſich einer Täuſchung hinzugeben, recht wohl als ein noch vorhandenes Stück des Familien-Mobiliars betrachtet werden kann, welches, wie damals üblich, als zum Haus gehörig, mit in den Kauf gegeben wurde. Eine Glasthür im Hintergrunde trägt zur Hellung des Raumes bei und gewährt zugleich die Durchſicht nach dem beſchränkten, von der hohen Mauer begränzten Hofe, die zu Göthe's Leidweſen das Beſitzthum von den dahinter gelegenen und noch vorhandenen ſchönen und geräumigen Gärten trennt. Ein Brunnen, deſſen zierliches in jener Mauer angebrachtes Steingehäuſe wohl ebenfalls noch Göthe'ſchen Urſprungs iſt, war ſonſt von einem Baume anmuthig beſchattet, der jedoch, wohl ſeiner zunehmenden Ausbreitung wegen, entfernt werden mußte. Die rechte Seite des Hofes nimmt ein drei Fenſter breiter Flügelbau ein, neben deſſen Eingangsthür mir ein Löwenkopf in der Wand aufgefallen, der vielleicht früher von dem Alles austiftelnden Hausherrn mit einem Ringe oder ſonſt einer Vorrichtung im Maule verſehen, beim Kleiderputzen ſeine Dienſte that.

Dem alten Eichenſchranke gegenüber erhebt ſich auf der rechten Seite des Vorplatzes die imponirende Freitreppe mit ihren zierlich gedrehten Balluſtren, deren Göthe bei verſchiedenen Veranlaſſungen beſonders erwähnt, in denen ſie mit in Scene tritt. Hier war es, wo im erſten Stockwerke, an jenem verhängnißvollen Abend nach der Schlacht von Bergen, welche der Herzog Ferdinand von Braunſchweig gegen den Marſchall Broglio verlor, der alte Rath Göthe im Herabſteigen ſeiner franzöſiſchen Einquartierung, dem bekannten Königs-

Lieutenant Grafen v. Thorane begegnete und ihm, im Unmuth über ſeine verletzt geglaubte, gut Fritziſche, das heißt preußiſche Geſinnung, den unumwundenen Wunſch an den Kopf ſchleuderte, „daß der Teufel den Grafen mit ſammt ſeinen Landsleuten holen möchte.“ Dieſes fünfzig Jahre ſpäter von ſo manchem Frankfurter, ſeiner Einquartierung gegenüber, gleichartige und nicht minder tief gefühlte Verlangen brachte jedoch damals keine geringe Verlegenheit über die Göthe'ſche Familie, deren Folgen bekanntlich nur durch die begütigende Dazwiſchenkunft des humoriſtiſchen Nachbars abgewendet werden konnten.

Wiederum war es eben dieſe Treppe, die zur Veranlaſſung eines ernſten Zerwürfniſſes zwiſchen Vater und Sohn wurde, welcher Letztere ſie mehr auf die Seite gerückt und dadurch den getrennten Abſchluß der großen Vorplätze (von Göthe ſtets als Vorſäle bezeichnet) ermöglicht zu ſehen wünſchte, wie er dieſes häufig in Leipzig angetroffen. Er unterſtützte dieſen Wunſch mit dem Argument, daß, wenn dieſe Einrichtung früher ſtattgefunden, der ärgerliche Vorfall mit dem Grafen v. Thorane nicht hätte paſſiren können, womit er jedoch zwei der verwundbarſten Flecke des alten Herrn zugleich berührte, der eben ſo wenig an jene Widerwärtigkeit erinnert ſein wollte, wie er ſeine ſtattliche Freitreppe, den architektoniſchen Stolz ſeines Hauſes, ungern dem nach ſeiner Anſicht unreifen Tadel preisgegeben ſah.

Mir dieſe Scenen vergegenwärtigend, betrat ich die Wohnung, welche der Graf v. Thorane damals innegehabt. Sie bildete die Fronte der belle étage; zwei Zimmer von je drei Fenſtern nebſt einem Cabinet von einem Fenſter, ſowie zwei Zimmer in dem oben erwähnten Seitenflügel, die ich als diejenigen betrachte, welche Göthe als des Vaters Gemäldezimmer bezeichnete. Die innere Einrichtung dieſer Localitäten hat ſich begreiflich um Vieles anders und moderner geſtaltet, doch iſt der Typus damaliger Zeit noch unverkennbar darin. Selbſt die Fenſter mit den von Göthe erwähnten Spiegelſcheiben ſind wohl noch dieſelben, denn die winzigen Dimenſionen der letzteren ſtehen in keinem Verhältniß mehr zu dem Luxus der neueren Zeit darin. Die ſich an dem Plafond des einen dieſer Zimmer noch erhaltene ſehr

hübsche Stuckverzierung zeugt von der darauf verwendeten Sorgfalt des alten Rathes und würde für die heute darin wieder aufgekommene Mode zu einem ganz artigen Motiv dieser Style dienen können.

Der zweite Stock ist von gleicher Einrichtung, nur daß die beiden Zimmer im Seitenbau nach dem Hofe zu, hier zu einem größeren Raume vereint sind, den Göthe als das Gartenzimmer bezeichnet, dem sich jene schöne Aussicht über die Gärten der Nachbarschaft und noch weiter nach dem Wallgesichte hin eröffnete, welche erst durch die Landhäuser an der Windmühle und den Grundbrunnen ihre malerische Begrenzung fand. Das hat sich nun freilich seitdem verändert. Die benachbarten Gärten sind allerdings noch vorhanden; die Aussicht ins Freie jedoch hat ein dort entstandenes neues Stadtviertel gänzlich verbaut.

Auf dem geräumigen Vorplatze dieser Stockwerke mögen auch wohl die römischen Prospecte gehangen haben, deren Göthe mehrere Male erwähnt und die er und seine Schwester Cornelia dem alten Herrn an den Tabiensstern des Hauses mit so vielem Geduldaufwande, Bürsten und Trocknen mußten.

Noch eine Stiege höher gelangt man zu den Mansarden und damit zu dem eigentlichen Heiligthume des Hauses, nämlich zu dem sogenannten Göthe-Zimmer. — Daselbst befindet sich ebenfalls im Seitenbau über dem eben erwähnten Gartenzimmer und ist wie dieses hell und geräumig. Man befindet sich auf classischem Boden darin; denn hier verlebte Göthe einen großen Theil seiner heranreifenden Jugend, in der er so viele Schöne hier gedacht und gedichtet. Hier schrieb er seinen Götz, den Werther und den Clavigo, welche beiden Letzteren er auch an dieser Stelle seinem Freunde Merk vorlas, wobei er sich so bitter in seinen Erwartungen getäuscht sah. Merk, von einer drückenden Sorge präoccupirt, hörte nur mit halbem Ohr auf die „Leiden des jungen Werther's" und vernichtete damit dermaßen die Illusionen des Dichters, daß er sein Manuscript sofort ins Feuer geworfen hätte, wenn ein Kamin in der Nähe gewesen wäre.

Noch ſchlimmer erging es ihm mit dem Clavigo, nach deſſen Aufführung ihm Merk ganz trocken bemerkte: „Solch einen Unſinn mußt du mir nicht mehr ſchreiben, das können die Anderen auch.“ — Göthe aber bereute ſpäter die ihm damit überkommene Entmuthigung und meinte, wenn er, was ihm leicht geworden wäre, damals noch ein Dutzend ähnlicher Stücke geſchrieben, ſich wohl manches davon auf dem Repertoire erhalten haben dürfte. Ich theile dieſe Meinung vollkommen; unſere heutigen Theaterdichter aber mögen Gott danken, daß der alte Kritiker Merk, der dem Göthe ſo übel mitgeſpielt, im Grabe ruht, denn ſicher würde er mit Manchem unter ihnen noch weit ſchlimmer umgehen.

Der erſte Eindruck beim Eintreten in dieſe einfache Werkſtatt eines ſo eminenten Geiſtes konnte zu dem Glauben verleiten, man ſehe hier noch etwas von ſeiner früheren Wohnung vor ſich. Mit einer Art von Pietät tritt man zu dem einfachen Schreibtiſch, nach damaliger Mode in der Mitte des Zimmers, auf dem nebſt dem Schreibzeug auch ein Manuſcriptband ins Auge fällt, der ſich jedoch bei näherer Betrachtung als das Regiſter derjenigen, in welchem ſich die hieher kommenden Göthefreunde einzeichnen. Ein kleiner Wandſchrein ſteht gleichfalls noch in einer Ecke des Zimmers, doch iſt es ſchwerlich derſelbe, deſſen Göthe bei ſeinen chemiſchen Verſuchen, den Kieſelſaft darzuſtellen, ſich bediente. Eine Sammlung ausgeſtopfter Vögel, in Glaskäſten an der Hauptwand aufgeſtellt, gehört zur Liebhaberei der Hausbeſitzerin, und nur ein Rahmen mit mehreren Handſchriften Göthe's unter Glas iſt wohl noch das einzige, hieher von ihm Verwährende, was hier aufbewahrt wird. Die Büſten, verblühten Kränze und das große Familienwappen, die ſich außerdem noch vorfinden, gehören der Ausſchmückung des Hauſes bei dem Göthefeſte an, was ſeiner Zeit hier ſtattgefunden.

Das iſt nun der ganze Apparat, durch den ſich die Phantaſie in Bewegung geſetzt ſieht, dieſes Denkmal mit dem Nimbus einer eben ſo intereſſanten wie glorreichen Vergangenheit zu umgeben. Wie ſo mancher der berühmten Geiſtheroen aus der claſſiſchen Zeit iſt hier nicht aus und ein gegangen, und wie ſo viele Gemüther ſind nicht zwiſchen

diesen Mauern verhallt, das die Männer jener Periode gegenseitig hier ausgetauscht, deren Göthe in seinem ausführlichen Lebensberichte erwähnt. Shakespeare's Vaterhaus zu Stratford ist unlängst vom Staate angekauft und mit Allem ausgeschmückt worden, was an den großen Dichter erinnern kann, obgleich von dem Hause selbst kaum ähnliche Traditionen, wie die hier erwähnten, auf unsere Zeit gekommen sein mögen. Hier aber ließe sich, mit Göthe's Lebensschilderungen in der Hand, eine Reklamation vernehmen, deren poetisches Interesse jenes an seinem Weinhause in Weimar bei weitem überwiegen würde, und darum hoffe ich, unser von Credits mobiliers überschwindeltes Zeitalter wird auch einst wieder zu sich kommen, um an diesem interessanten Hause die Schuld der Pietät abzutragen, auf die es so gerechte Ansprüche hat.

Beim Scheiden aus demselben blickte ich mit erhöhtem Interesse zu dem „Guckfenster" hinauf, das Göthe's Vater sich in der östlichen, stattlichen Brandmauer seines Hauses, nicht ohne mehrfach dabei zu überwindende Schwierigkeiten, brechen ließ, um aus dem zweiten Stock die Nachbarschaft bequemer überblicken zu können, und vor dem Göthe eine so angstliche Scheu hatte, als er nach jener mit Greichen und den Seinen verbrachten Nacht sich am frühen Morgen nach Hause schlich. Die ganze, so überaus reizende Episode dieser lieblichen Erscheinung schließt sich damit an diese so unscheinbare Lokalität, an der Tausende mit Gleichgültigkeit vorübergehen. —

Mit diesen Eindrücken heimgekehrt, durchblätterte ich aufs Neue wieder das bezügliche Capitel in Göthe's Leben, um mit Hülfe der Phantasie die örtliche Gegenwart durch Erinnerungen an die Poesie der Vergangenheit zu ergänzen. Ich vergegenwärtigte mir das Walten der so ersinnlichen, dabei alles stets ordnenden und ausgleichenden Frau Rath in diesen Räumen, und fragte mich, wohin doch wohl all' der bunte Hausrath gekommen sein möge, der einst dieselben geschmückt? Die chinesischen Tapeten, die über Wände bekleidet, der Hausrath, der so in zierlicher Gestaltung wohnlich gemacht, die Wiege von polirtem Holze, mit Elfenbein ausgelegt, die einst die kleine Hülle des großen Geistes sanft schaukelt, und welche die Mutter so herzlich aufs Neue

ausspänden, als sie die Verheirathungsprojecte sich verwirklichen zu sehen hoffte, die ihr Sohn in dem jugendlichen Kreise trieb, zu dem er sich mit seiner Schwester gesellt.

Alles das strebte ich, mir in Form und Colorit damaliger Zeiten auszumalen und eilte, dazu meine Phantasie an jenem plastischen Urbilde derselben zu erfrischen, dessen Ueberschauung mich schon so oft mit einer überraschenden Wahrheit und Treue um ein Jahrhundert je zurückversetzt hatte, als sähe ich in einen jener Augelspiegel, welche die Umgebungen reflectiren, in denen sich die Beschauer zugleich mit dargestellt und bewegt erblicken. Ich öffnete dazu sofort mein Besuchzimmer, in welchem ich dieser wunderbaren Schöpfung den besten Platz meiner Wohnung eingeräumt, und stand — vor dem alterthümlichen Puppenschrank, der sich als ein Erbstück in der Familie meiner sel. Frau seit mehr als einem Säculum erhalten und dem diese Blätter ihre Entstehung und damit auch ihre Existenz zu verdanken haben. —

Gleichwie der Besuch des Göthe-Hauses alle diejenigen mit anregendem Interesse erfüllt, welche hier die Spur des großen Geistes aufzufinden streben, der sich in jenen Räumen mit Göthe verkörperte und dort seiner bedeutungsvollen Entwicklung entgegenreifte: so versetzt mich die Beschauung dieser Puppenräume stets wieder in den Geist und die Sitten eines Jahrhunderts zurück, das so viele sichtliche und nachhaltige Spuren seiner Kraft, Größe und erfolgreichen Entwicklungen hinterlassen. — Und so wie ich immer wieder gerne zu Göthe's „Wahrheit und Dichtung" zurückkehre, wenn ich mich mit dem Durchblättern derselben aus dem Gewirre der Unklarheit und dem Schwindel der Gegenwart flüchten und mich an einen Lebensschilderungen wieder erfrischen will: so treten mir auch in diesem Puppenhause stets die plastischen Illustrationen einer Zeitperiode auf das wohlthuendste wieder entgegen, die mir die Gegenwart mit all ihrem glänzenden Schimmer nicht zu ersetzen vermag. Auch glaube ich, daß kaum ein zweites derartiges Spielwerk vorhanden sein dürfte, an welches sich so manche interessante Familientraditionen knüpfen lassen, und jener Engländer mag schon Recht haben, der sich bei mir mit der Versicherung daran ergötzte, daß die beste Mutter seines Vaterlandes,

gründlichen Renovation unterwerfen, bevor sich dieselben wieder einer jüngeren Puppengeneration aufs Neue öffneten, und es mag es gekommen sein, daß je nach den jugendlichen Verhältnissen der Besitzerinnen auch die kleinen Persönlichkeiten, welche hier in Scene erscheinen, jene traditionellen Bezeichnungen angenommen haben, denen wohl stets die nächsten Umgebungen der Familie als Originale gedient und unter welchen sie mir heute noch immer wieder erscheinen.

Nach der Verheirathung der genannten beiden Prinzessinnen, wovon die ältere, Anna Maneseri, sich seiner weiblichen Nachkommen zu erfreuen hatte, verblieb die kleine, außer Activität gesetzte Puppenwelt einstweilen im elterlichen Hause, bis sie durch die Geburt einer Enkelin eine neue Auferstehung feiern würde. Darüber verging eine geraume Zeit, denn meine Schwiegermutter verheirathete sich erst in ihrem vier und zwanzigsten Jahre (1787) und übersiedelte damit zugleich nach Straßburg, wo ihr Gatte, Herr Schönemann, sich in dem Bankhause seines Schwagers, v. Türkheim (Gemahl von Göthe's „Lili"), associrte.

Obgleich nun auch die erbetene Erbin der bis dahin verwaisten Puppenfamilie, meine schöne Anna, hier alsbald das Licht der Welt erblickte, so mag sich die Besitznahme derselben doch wohl bis zu dem Zeitpunkte verzögert haben, wo die Calamitäten der französischen Revolution (1793) die v. Türkheim'sche Association löste, und die Familie Schönemann wieder zurückkehrte.

Die kleine, damals etwa sieben Jahre alte Mimi Schönemann trat nun wohl sofort den Besitzstand ihres Erbgutes an und gab sich gewiß auch der Verwaltung desselben mit der ihr ganzes Wesen erfüllenden Liebe und Sorgfalt hin, die sie über alles das verbreitete, was ihr angehörte. Selbst noch nach zwanzig Jahren, als sie auch mich schon zu dem letzteren zählen konnte, war diese Sorgfalt für das Erstlingswerk ihrer Jugend noch nicht erkaltet, denn es ging mit ihrer Aussteuer in unseren neuen Hausstand über, und schon nach einem Jahre streckte aufs Neue eine kleine Marie ihre zarten Händchen nach den mütterlichen Gegenständen aus, welche die kindliche Phantasie hier in Bewegung setzten. Diese wurde sich indessen fürs Erste nur

mit dem Schauen begnügen, und die Sehnsucht danach blieb so lange unbefriedigt, bis die Zusammenkunft des erlauchten Liegenhofes nicht mehr zu befürchten stand, und der Begriff der Erhaltung und Schonung des anvertrauten Gutes sich in dem jugendlichen Gemüthe mehr ausgebildet hatte. Von nun an zählte die jedesmalige Eröffnung des Puppenhauses in unserer kleinen Familie zu den festlichen Momenten, wie sie sich uns Erwachsenen z. B. bei irgend einer besonderen Theaterverschönerung darbieten, und als meine später geborenen Söhne so weit waren, daß auch sie den Inhalt eines solchen Momente begreifen und würdigen konnten, war es ihre ältere Schwester, die ihre Freude daran durch die unumstößliche Erklärung aller sich vor ihnen ausbreitenden Herrlichkeiten zu erhöhen und ihren kindischen Unbestand damit zu fesseln wußte.

Das Puppenreich sollte jedoch bald wieder ein Interregnum erfahren. Die neunjährige Marie folgte leider nur zu bald ihrer vorangegangenen Großmutter ins Grab, und fünf Jahre später war auch die Mutter mit den Ihren durch den Tod wieder vereinigt, und damit bereitete sich ein Trauerflor über die kleine Schaubühne, auf welcher im späteren Familienkreise der künstliche Humor so oftmals debütirt.

Die unruhige Knabennatur meiner mehr heranwachsenden Söhne entfremdete sich bald meinem friedlichen Walte einer geregelten Häuslichkeit, und so blieb dasselbe eine Zeitlang verödet, bis sich die Familienabhängigkeit der uns nah verwandten Frau Betti Gontard seiner wieder annahm. Als die älteste Tochter des Bruders meiner Schwiegermutter, Franz Gontard, knüpften sich auch für sie noch so manche Jugenderinnerungen an diese kleinen Räumlichkeiten, auf deren Bewohner sie und ihre Gespielinnen weid ostmals, nach Mädchenart, die Theetöpfe und Caffeen übertragen haben mochte, zu denen es ihnen in der wirklichen Welt nicht an Pretosen fehlte.

Das Puppenhaus ging nun für eine Zeitlang in eine Hand über, die es gewohnt ist, Alles mit unwandelbarer Consequenz durchzuführen, was der sie leitende Geist einmal erfaßt und zu verfolgen sich vorgesetzt hat, und so kehrte denn auch später diese Familienreliquie in einer Weise restaurirt zu mir zurück, wie sie nur eine mit der genauesten

Schlummer versenkte Vergangenheit emporsteigen lassen. Für Familien eigenthümlichkeiten hatte ich mir einen Instinct bewahrt und hervorgehoben, die ihnen nur erst ihr wahres Licht verleihen, denen dann auch noch viele Ergänzungen zugesetzt werden mussten, die der Vollständigkeit des Ganzen nichts mehr zu wünschen übrig liessen.

Hat so bald denn nun diese plastische Familienbild aus dem vorigen Jahrhundert jetzt unter so frisch und verjüngt vor meinen Blicken, als sei es eben erst der Wirklichkeit entnommen worden, und wenn der so reiche, über mannichfaltige Wechsel der Ereignisse mit den entschwundenen Jahren nicht auch schon das Gedächtniß für die Jetzt verwischt, wo er selbst noch in ähnlicher Umgebung eine Rolle spielte, der wird zugeben müssen, daß ihm dasselbe hier in diesen Puppenräumen mit der lebendigsten Wahrheit wieder vor die Seele treten.

Auf dem hohen Platze meiner Wohnung harren daselbst nun der Neugebäude, wo der Stammbaum ihrer bisherigen Beherrscherinnen wieder einen neuen Zweig treiben und es dann einem glücklichen Vorfahren vergönnt sein wird, diesen in alle Rechte seines Besitzes einzusetzen. Einstweilen aber will ich eine kleine Schilderung der Herrlichkeiten versuchen, die hier der neuen Dynastie warten, damit, wenn es bekannt sein sollte, die Chronologie derselben nicht mehr zu erleiden, wenigstens die Pietät der Nachkommen an die bisherige Vergangenheit dieses Erbstücks geschützt und dasselbe vor häufigen Zerstörungen gesichert bliebe.

Ich bitte mir nun, ich führe hier am Eingange des sogenannten „großen Kaufhauses" unter der neuen Krämer, jenes Stammhauses, der sich von da aus so rasch und in so mannichfachen Verzweigungen der ausgebreiteten Familie Pentarb.

Der IIe IIe Großvater des gegenwärtig hier allein noch verbliebenen Mannesstammes derselben (geb. 1702) hinterließ seiner Zeit diese Haus seinem Sohne, dem bereits oben erwähnten Herrn Daniel Antreas Pentarb, und ich verliere mich in die Zeit zurück, wo es noch von dessen Mutter, der ersten Besitzerin unseres Puppenhauses, bis zum Jahre 1790 bewohnt wurde, dann aber auf diesen ältesten Sohn Franz Pentarb überging, der als älterer Bru-

[illegible] [illegible] [illegible] [

der seinen Standort angewiesen hatte; heut zu Tage weiß derselbe nur verschwommene Umrisse der Gegenstände nicht mehr auszugeben. —

Hinten im Hausflur schritt sich links die weiße, auf schwarzem Holz eingelassene Tafel, zu gefälliger Aufbewahrung bis zu einem Besuch auf von da oder jenen ehrenden Grad. Pfarrherr bei dieser ehrenhaften Karriere am Weihnachtsabend, gerade da das mit Talglichern versehene Bäumchen abgebrannt zu sein, wie es dem frühen Weihnachtsfest entspricht, der sich nun die ganze Aufmerksamkeit der Gesellschaft verbreitet: wenn plötzlich noch eine große Laterne am blauen Bändelband zu sehen ist, durch welche derselbe am Abend seine Erleuchtung erhält.

Die hier in ihren Einzelheiten unbeschreiblich gräßlichste Szenerie können sich übrigens leichter zu machen. Es hat sich Besuch angesagt haben mit zwei Damen darum bei die Tierze beschäftigenden Bewandtnis, die ihnen einer Jagdlust mit der Absicht entgegensieht, daß er der Freundschaft „sehr angenehm sein würde". — Wir erblicken in diesem Tierze, im Gegensatz zu den domestizierten Tierze Hund mit hellblau silberbeschlagenem Halsriemen, schlanken Beinen mit langen Pfeilfedern und Eleganzen, — einen Hund zu Familie gehörenden Vorzeichnen, dessen er bei seiner Pflichterfüllung, ein Wort darin mitzusprechen vergönnt war. Er gehörte zu den Eigenthümlichkeiten seiner Familie, der Tierzerschaft, wenn einmal ergeben, sich auch dann nicht zu wechseln, wenn sonst eine Eigenheit an einzelnen Personen derselben vermißt werden märe, und ich erinnere mich z. B., daß der Onkel meiner Frau, Herr Franz Gerstäcker, einen Tierze bis an sein Ende behielt, von dem ich weiß, daß er ihn nicht ausstehen konnte. Er erhielt ihm seine Anhänge trotz mit abgewandtem Blicke, konnte mit Abscheu seine Verpflichtung und begnügte sich mit einem bedauernden Achselzucken, wenn seine Verehrer dabei vorgelassen. — Solch humane Behandlung steigerte allerdings die Anhänglichkeit des Tierzers, verfehlt aber den Zweck von ihm auch jenen Antrieb beseligen Wohlbehagens, der auch an dem vor zur Schranken Fahrt hatten rühmen. Es brauchte sich daselbst nicht die Tierze heute, sondern schon von frühen heut seinen Antrag an die entsprechen-

den Damen und erwartet ihr Heraufkommen, um, ihnen vorleuchtend, sie zum Salon zu geleiten. —

Ohne gerade durch eine besondere Aehnlichkeit dazu veranlaßt zu werden, hat die Tradition die hier ankommenden beiden Damen uns stets als die beiden Fräulein Marianne und Sophie Cäcilie Gontard, Töchter des Herrn Joh. Heinrich Gontard, bezeichnet, die sich hier bei ihrer Tante, der Frau Daniel Andreas Gontard, zur Übernachte anmelden lassen. Ihre Toilette verräth noch ein jugendliches Alter, und wenngleich bei der ohne Zweifel ältern der beiden Schwestern der weite bedeckte Seidenstoff ihrer Robe, sowie die darüber gebreitete werthvolle schwarze Spitzenmantille auf einen modernern Geschmack schließen läßt, so verräth doch das dunkle, mit Cochenille-Atlasband garnirte Velvet-Hütchen, sowie die gleichfarbige Puffenschleier, welche der darauf gehefteten Brillantbrosche einen noch strahlenderen Reflex verleiht, daß es doch darauf abgesehen ist, der Mode auch einige galante Seiten abzugewinnen.

Bei der jüngeren Schwester scheint dieses Bestreben sogar einen noch maßgebenderen Einfluß auf ihren Anzug zu üben, denn sie erscheint uns in voller offener Robe von weißem Seidenstoff, mit einem dergleichen Unterkleid; beides mit Rosa Atlas garnirt und durch eine gleichfarbige Schärpe gehalten, sowie auch sonst noch mit dazu passenden Armschleifen u. s. w. verziert. Ein dazu harmonirendes weißes Hütchen erhöht in seiner schiefen Haltung die Grazie des gewunderten Lockenkopfes, während die schwarzseidenen Filet-Handschuhe gleichsam den Schlußpunkt dieser nicht ohne jene mädchenhafte Coketterie gewählten Toilette bildet, die es auf die Männerherzen abgesehen, und die hier auch in sofern ihren Zweck erreichte, als Fräulein Sophie Cäcilie Gontard später die Gattin des Herrn Joh. Jakob Dolfus wurde, während ihre Schwester Marianne unvermählt blieb.

Verlassen wir die Damen der Obhut des sie annoncirenden Dieners und begeben wir uns die Stiege hinauf zum oberen Stockwerk. Auf dem ersten Podeste derselben führt links eine Thüre zu einer sogenannten Vorlage, einer unter der Decke eines Raumes angebrachten Galerie, von wo herab man die unten darin aufgehäuften Vorräthe

des Hausbalte überſieht, die in den Bereich von deſſen Küche und Keller gehören. Die Auswahl und Varietät derſelben laſſen eben ſowohl auf die vorausſichtliche Sorgfalt, wie auf die ſplendide Einrichtung des Hauweſens ſchließen, das, wie hier erſichtlich, ſeine Tafelfreuden aus ſo überaus ergiebiger Quelle ſchöpft. So vollſtändig iſt dieſes kleine gaſtronomiſche Magazin mit allem dazu Nothigen aſſortirt, daß es in der That jeder Hausfrau eben ſo als Muſter dienen kann, wie es im Stande iſt, auch den Anſprüchen jedes Feinſchmeckers nach allen Seiten hin ſofort zu genügen.

Ueberblicken wir zuvörderſt die hier aufgehäuften mehr ſtattlichen Comeſtibeln, ſo gewahren wir auf dem in der Mitte des Raume befindlichen maſſiven Tiſche die Säcke mit der gröberen Munition zur Bekämpfung des Hungers gefüllt, wie z. B. Erbſen, Linſen, Bohnen, Reis, Gerſte, Hirſe u. ſ. w. Dazu zählen ferner der zum austrocknen aufgeſchichteten Brode, die Butter in Fäßchen und Kloßern, die Körbe mit Eiern und ſofort, bis zu den verſchiedenen Gemüßen, Rubenarten, Kartoffeln und dem ſonſtigen, zum täglichen Brode zählenden Troße.

Zur höheren Rangordnung der Fleiſchſpeiſen übergehend, ſehen wir die Wände gar einladend mit Schinken, Würſten und anderem Rauchfleiſch garnirt, während ein Korb mit zahmem Geflügel, einige böhmiſche Faſanen, ja ſelbſt ein Birkhahn darauf hindeutet, daß die feineren Schüſſeln hier keinesweges leer ausgehen. Eine Reihe von Gläſern verſchiedener Größe und Form, mit eingemachten Delicateſſen, ſowie mehrere Körbe mit Orangen und feinem Obſt, endlich die Schachteln und Gläſer mit getrockneten Früchten, Trüffeln, Champignons u. ſ. w. ſind dem Nachtiſch gewidmet oder liefern die würzigen Zuthaten zu den feineren Speiſen. Den Uebergang zu den geringeren Genüßen bildet der Kaffee in ſeinen verſchiedenen Behältern, dem eine Reihenbatterie von Zuckerbuten zur Seite ſteht, während die feineren Oele, die Pikanzires und Moutardes, die Liqueure und Eſſenzen u. ſ. w. in Gruppen von kleineren und größeren Flaſchen reichlich vertreten ſind, welche hier die Zwiſchenräume füllen. Wein in Fäßern enthält der im Hintergrunde ſichtbare Keller, der ſammt dem ganzen gaſtrologiſchen Reichthum der Obhut der in Mitte deſſelben ſitzenden Hausfrau vertraut

ch, in welcher man, ohne daß ich schlagen glaube, die Namen Dunsen vermuthen darf, deren zwar mehrere, aber doch über die Sphäre der gewöhnlichen Dienerschaft sich erhebender Anzug darauf hindeutet, daß sie im Range über derselben und im vollen Vertrauen ihrer Herrschaft steht, dem sie zu entsprechen gerade im Begriff zu sein scheint. Eine seitwärts angebrachte große Wage sammt einer Reihe von Gewichtsteinen dient ohne Zweifel zur unentbehrlichen Controle der verschiedenen Gegenstände, über deren Verbrauch eine daneben stehende große schwarze Tafel Rechenschaft gibt. Auch noch andere sich in der Nähe befindende Utensilien lassen es erkennen, daß die Zubereitung des Küchenregiments ihr Fach aus dem Grunde versieht und zu der stets seltener werdenden Classe derselben zählt, deren Eifer nur in der Pflichterfüllung seine allein'ge Befriedigung findet.

Verlassen wir diese culinäre Schatzkammer und steigen wir vollends die Stege hinauf, die zum Vorplatze des oberen Stockes führt. Hier, an der niedrigen, die Treppe absperrenden Thüre, von gleich zierlicher Form und Höhe ihres Geländers, gewahren wir wieder eine junge Dame von hoher Gestalt, die ohne Zweifel im Begriff ist, den sich eben anmeldenden Gästen entgegen zu gehen. Die Ueberlieferungen des Puppenhauses bezeichnen sie als die jüngste Tochter vom Hause, Margarethe Gentark, deren gewöhnlich unter dem Namen der Tante Gretel Erwähnung geschah. Obgleich hier wohl noch in einer jugendlichen Epoche, läßt doch schon ihre zwar gediegene, jedoch einfache Toilette auf den Charakter dieses trefflichen Wesens schließen, das, mit allen Anzeichen auf eine glänzende Zukunft geboren, doch so manche bittere Prüfungen zu erdulden hatte, über welche wir etwas Näheres mitzutheilen, vielleicht später Gelegenheit finden.

Hier erscheint sie uns in jener nicht übel stehenden Coiffure, die bereits den Uebergang von den hohen Toupets zu einem naturgemäßeren Haarputze andeutet, der schon hier nur aus einer einfachen Bandschleife besteht. Der dazu harmonirende Anzug beschränkt sich auf eine weiße Robe von Tüll mit reliefirendem Unterfutter und vollendet sich mit einem weißen Spitzenhalstuch, das durch eine goldene Brosche zusammengehalten wird.

Laſſen wir Tante Gredel ſich zur Geſellſchaft begeben und werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Gegenſtände, welche den kleinen Vorplatz meubliren, unter welchen ſich uns im Hintergrunde eine zierlich gearbeitete Servietten-Preſſe beſonders bemerkbar macht, welche nach damaliger Sitte dem Tiſchzeug nach jedesmaligem Gebrauch ſeinen eigenthümlichen Appret wiederzugeben beſtimmt iſt. Zwei gedrehte Schemel laden die etwa hier Harrenden zum Sitzen ein, wovon einſtweilen die Hauskatze Gebrauch gemacht hat, die ſich in ihrer gemüthlichen Ruhe nicht ſtören läßt. Einige größere Gemälde bibliſchen Inhalts, wie z. B. Daniel in der Löwengrube u. ſ. w., die ihres Umfangs wegen im Innern der Gemächer keinen Raum gefunden, ſchmücken die Wände, an denen zugleich durch angebrachte Wandleuchter für die nöthige Beleuchtung geſorgt iſt. Ein daneben ſtehendes Lavoir mit darüber befeſtigtem Waſſerbehälter erinnert die Dienerſchaft, bei ſich darbietenden Veranlaſſungen die nöthige Reinlichkeit nicht aus den Augen zu ſetzen, ſowie denn auch ſonſt die verſchiedenen Gattungen von Handtüchern vermuthen laſſen, daß dieſe Tugend hier in voller Uebung iſt.

Unſere Hand weilt die Aufzählung dieſes paſſenden Hausrathes durch eine Thüre unterbrochen, welche zu dem Schlafzimmer der Frau vom Hauſe führt, zu welchem wir uns ſofort den Eintritt erlauben.

Wenn wir uns bis daher mein nur mit Gegenſtänden beſchäftigt, welche mehr dem Materiellen des Hausſtandes angehören, ſo treten wir hier in einen Raum, worin dem Glück der Familie ein Altar geweiht iſt. Das Schlafzimmer der Hausfrau iſt ein ihr heiliges Heiligthum, und darum mit Recht von ihr auch mit all' der Sorgfalt ausgeſtattet, deren Opulenz unſere Verfahren durch eine gewiſſe dabei verwaltende Züchtigkeit noch einen beſonderen Reiz zu geben verſtanden. Die Schlafſtätte der Hausfrau entſpricht hier vor Allem dieſem Begriffen, und erweckt, obgleich im Hintergrunde des Gemachs, ſofort die Aufmerkſamkeit des Eintretenden. Gleich wie von einem Thronhimmel iſt dieſelbe von einem blau roſa ſeidenen Verhang umhüllt, der oben von einer goldenen Schnur und Quaſten umwunden, eine Art Krone bildet. Ein aus ächten Brüſſeler Spitzen zuſammengeſetzter

Ueberzug breitet ſich wie ein leichter Schnee darüber aus, der da, wo er über die Füßen der Bettſtatt fällt, durch ein Bouquet von leichten Marabouſtiedern mit goldenen Schnüren und Quaſten ſich aufgehalten findet. Der halbgeöffnete Vorhang läßt uns im Innern die blendenden Kiſſen gewahren, über welche ſich gleichfalls ein reich ſeidenes, reich mit Spitzen garnirtes Couvert breitet, worüber die ſchwere goldene Quaſte ſichtbar iſt, welche der Aufmerkſamkeit ſich daran aufzurichten dient.

Das nächſte, unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmende Möbel iſt ein ſeltenes ſchönes, acht im Geſchmack von Louis XIV. gearbeitetes Schrank, ſo ſorgfältig ausgeſucht, daß er jedem Kunſtfreunde zum Modell dienen könnte. Das reiche Schnitzwerk an demſelben harmonirt vortrefflich mit den zwiſchen den beiden Säulen des Aufſatzes aufgeſtellten ſilbernen Geräthen, zu denen wiederum die über dem Schranke aufgehängte zierliche Etagère mit ihren kleinen Nippſächelchen einen artigen Schluß bildet.

Rechts im Vordergrund ſteht die Toilette; dieſes geheime Laboratorium der Frauen, in welchem Amoretten alle jene Zaubermittel bereiten, womit die Männerherzen gefeſſelt werden, und die wir hier in den Flacons und Döschen von verſchiedener Form und Farbe vor uns aufgeſtellt ſehen. Der in Mitte derſelben angebrachte Spiegel iſt durch einen über das Ganze gebreiteten Spitzenvorhang halb verdeckt und läßt ſo das ſich darin beſchauende Geſichtchen nur in einer anmuthigen Umhüllung erſcheinen. Ein Paar zierlich gearbeitete Rococo-Stühle mit rothem Sammet überzogen, ein aus Silber getriebenes Kaffeebrett auf einem gleichartigen Dreifuß und verſchiedene andere kleinere Gegenſtände füllen den übrigen Raum, in welchem ſich hinten in einer Ecke noch ein antiker, mit Wappen und Arabesken verzierter Ofen nebſt dazugehörigem Paravent bemerkbar macht, der vollkommen geeignet erſcheint, den härteſten Winterfroſt aus dieſem lieblichen Aufenthalte zu verſcheuchen. Noch einen anderen Gegenſtand, den wir darin erblicken, müſſen wir erwähnen, nämlich eine Wiege mit einem darin liegenden Kindchen, was nach der herzueilenden Wärterin zu verlangen ſcheint. Nach der Zeitperiode, in welche wir uns hier verſetzt finden, können wir daſſelbe nur für ein Geſchenk der Beſucherin dieſer Ge-

machen haben, und nehmen alſo an, daß ſich deren Schwiegermutter, Frau Franz Gontard, in ihrer Abweſenheit befinde und ihre mitgebrachten beiden Kinder einſtweilen hier in Verwahrung gegeben habe. In dieſem Fall würden wir in dem kleinen Scherer ihr Töchterchen Marie, jetzige Frau Delli Gontard, in dem dabei ſtehenden älteren Kinde aber deren Bruder Fritz vermuthen müſſen, und uns darin durch den mädchenhaften Anzug des Letzteren nicht beirren laſſen. In jener Zeit pflegte man Kinder beiderlei Geſchlechts bis zu einem gewiſſen Alter noch gleichmäßig zu kleiden, und hatte noch nicht die Manie, durch Entblößung ihrer zarten Beinchen den Grund zu ſpäteren rheumatiſchen Leiden zu legen. Auch von dem ſonſtigen modernen Aufputz dieſer kleinen Weſen, die gegenwärtig bald als kleine Schönen, bald in anderen fantaſtiſchen Coſtümen einhergehen, wußte man damals noch nichts, und ſtatt der beliebten draſtiſchen Kindermädchen in kurzrockiger Heſſentracht, ſehen wir hier noch eine der erfahrenen Bonnen, dem Kopfputze nach der franzöſiſchen Gemeinde zu Friedrichsdorf angehörend, ihr Amt verwalten, die uns keine Veranlaſſung zu dem Verdachte mehr gibt, daß irgend ein Courmacher ſie darin ſtören könnte.

Indem wir dieſes, den Myſterien der Familie geweihte Gemach verlaſſen, um uns in den Geſellſchafts-Salen hinab zu begeben, müſſen wir im Vorübergehen doch noch einen Blick in die auf der anderen Seite des Vorplatzes gelegene Küche werfen. In dieſem mit all' jenen verſchiedenen Utenſilien wohl ausgerüſteten Arſenale, die bei einem gaſtronomiſchen Feſten ins Feuer geführt werden, würde ſelbſt der berühmteſte Kochkünſtler unſerer Zeit, Chevet, oder der ſich bei der letzteren Induſtrie-Ausſtellung ſowohl wie in der Krim ſo hervorgethane Soyer, nichts vermiſſen, was die Bereitung eines complicirten Gaſtmahls bedingt. Sie würden ſich bald überzeugen, daß ihre Vorgänger nicht in Verlegenheit geweſen, auch ohne ihre neuen Erfindungen in Beziehung auf Kochinſtrumente, dennoch ihrem Stande und ihrer Kunſt Ehre zu machen, und daß hier auch nicht das mindeſte fehlt, was ſie dabei unterſtützen könnte.

Der hier vor Allem in die Augen fallende Bratenwender, dieſem Hauptmittel der culinären Maſchinerie, braucht nur aufgezogen zu wer-

ten, um ſich ſofort unter den ſo lieblich ſummenden und ſchnurrenden Meteoren in Bewegung zu ſetzen, die einem gaſtronomiſchen Ohre ſo wohlthuend ſind. Auf den erſten Blick unterſcheidet man unter der Reihe des hier aufgeſtellten blinkenden Kupfergeräths diejenigen, welche eine beſondere Beſtimmung haben; man erkennt ſie alle: von den Schüſſeln und Fiſchkeſſeln abwärts bis zu den verſchiedenen Caſſerolen zur Bereitung der Ragouts, Entremets und anderer feiner Schüſſeln. Dann folgen die Paſteten- und Kuchenformen, die verſchiedenen Arten von Keſſeln, Töpfen, Tiegeln und Kannen, ferner das, nach damaliger Sitte für die Küche beſtimmte Zungenſchwert der blanken Schüſſeln, Teller und Keſſel, ſowie der verſchiedenen Kaffee- und Milchkannen, Salz- und Gewürzbüchſen; endlich die nöthigen Inſtrumente zur Ausübung der Kochkunſt, die Hack- und Rutelbretter, die Reibeiſen, Kohlenbecken, Siebe, Meſſer, Trichter und Tranchirmeſſer, die Plätteiſen, Schippen, Zangen und Feuerhäcken, kurz der ganze Apparat einer wohlgeordneten Küche etalirt ſich hier in einem Reichthum vor uns, daß jedes weibliche Küchengenie gewiß die innigſte Befriedigung beim Ueberblick aller dieſer Herrlichkeiten empfinden würde. Wirklich ſcheint auch die hier in Aktivität erſcheinende Beherrſcherin derſelben, in der wir die ſich durch einen langjährigen Dienſt bewährte Jungfer Margareth zu erkennen glauben, von einem ähnlichen Gefühle beſeelt zu ſein. Ihrem Aeußeren nach zählt dieſelbe noch zu den leider immer ſeltener werdenden Weſen ihres Standes, die vollſtändig von der Wichtigkeit deſſelben erfüllt ſind, und die nichts anderes zur Schau tragen, als was ſich mit der Solidität ihrer Perſon verträgt. Sie hat noch das moderne, nur mit einem einfachen Bande gezierte Häubchen beibehalten, was trefflich mit dem dunklen Kattunkleide harmonirt, gegen welches vorne das weiße Halstuch und die weiße Schürze fleißig abſticht und dem ganzen Coſtume einen Typus der Reinlichkeit verleiht, die zu den ſchönſten Tugenden der Köchinnen zählt.

Daß ſie ihre Kunſt aus dem Grunde verſteht, und ohne Liebig's chemiſche Briefe geleſen zu haben, es ſchon damals begriffen, wie man den Wohlgeſchmack ſchon bei Erzeugung der Ueberſüſſe vorbereiten muß, davon zeugt die Beſchäftigung, worin wir ſie hier überraſchen. Sie

sucht nämlich im Monde vor von ihr beherrschten Reiche und bringt dem Gleiche einen Trankopfer durch Einsperren von welchen Mäusen noch bei dessen Lebzeiten den würzigen Hautgout bei, den derselbe für Feinschmecker an seinem Braten zu erkennen und zu würdigen wissen werden.

Wir wenden uns von diesem so entsprechend erscheinenden Modell einer für das leibliche Wohlbefinden so wichtigen Stelle der Dienerschaft nicht ohne das stille Bedauern ab, daß dieselben in dieser Vollkommenheit stets seltener werden, und treten nun den Weg zum Salon an, an welchem uns die verschiedenartigsten Persönlichkeiten der Hausen-Noblesse erwarten.

Es ist etwas Gewöhnliches beim erstmaligen Eintritt in einen uns bis dahin fremd gewesenen Familienkreis, daß man nach der Begrüßung desselben einen prüfenden Blick über die uns umgebenden Gegenstände wirft und den ersten Eindruck zu fixiren strebt, den das Neue desselben auf uns macht. Diese Gewohnheit überkommt uns auch hier, und zwar um so mehr, da Alles, was wir hier sehen, nur noch selten in dieser Originalität mehr anzutreffen ist. Die modernen Imitationen jenes Intérieurs, denen man hie und da in den Häusern der vornehmen Welt begegnet, sind eben zu sehr mit den Prätensionen der Neuzeit vermischt, als daß sie uns die Sitte unserer Vorfahren in ihrer ganzen Neuheit wieder vergegenwärtigen könnten, und darum dürfen wir uns hier schon etwas länger bei den Einzelnheiten verweilen, deren Gesammtheit ein so neues Bild derselben reflectirt.

Ein weicher, mit großen Blumen durchwirkter Teppich bedeckt den Fußboden, über den hinschreitend, das Auge des Beschauers mit Wohlgefallen auf der lichten, mit Goldarabesken und Blumenbouquets bedeckten Tapete ruht, welche die Wände des geräumigen Salons schmücken. Seidene Vorhänge fassen sowohl diese, wie die Thüren und den Plafond ein, von dessen Mitte in der Umgebung einer Stuckverzierung ein antiker Kronleuchter von Goldbronce herabhängt. Links im Vordergrunde fällt das große Kamin besonders auf, das zur Winterzeit eine ganz traulich Feuerstelle bieten mag. Die dabei nöthigen Utensilien, wie Shirt, Kohlenschuppe, Feuerfeder u. s. w., sind vergol-

beren Metall, hängen an den inneren Wänden befestigen, während sein Marmorgesims, über welches ein reiches Festonsgewölbe angebracht ist, mit kostbaren, silbernen Vasen, bunten Blumensträußen, Meisterer Porzellangruppen und anderen kostbaren Nippsachen reichlich garnirt ist.

Wir wenden uns zu der uns gegenüberstehenden Wand und gewahren hier, unter einem großen Spiegel, ein zierlich gearbeitetes, mit schwarzem Ebenholz und Elfenbein eingelegtes Commode, das aus der früheren Zeit herzurühren scheint, in welcher dieses Möbel zuerst in Mode kam. Wir sehen auf demselben ein werthvolles Kunstwerk aufgestellt, nämlich ein ajour gearbeitetes silbernes Prachtkörbchen, mit zwei darauf befindlichen silbernen Vasen und anderen Gefäßen von ähnlicher Arbeit. Es scheint das Ganze wohl weniger zum Gebrauch bestimmt, als vielmehr ein vielleicht noch von der Aufseherin herrührendes Andenken zu sein, was als ein kunstvoll gearbeitetes Schaustück hier aufgestellt wurde.

An beiden Seiten des Commodes stehen zwei im Rococco-Geschmack gearbeitete große Lehnsessel über Eck, beide mit rothem Sammet überzogen und auf Zug mit Leder mit hübschen Stickereien geziert, in welcher Weise auch die übrigen, im Salon befindlichen Stühle gearbeitet sind. Zur Seite eines jeden dieser Lehnsessel steht einer jener kleinen runden Tischchen auf geschnitztem Untersatze, die dem im Sessel Ruhenden so äußerst bequem sind, etwas auf der Hand zu legen, wie denn das auch das zierliche Kaffeetischchen beweist, was sich mit weiblichen Handarbeiten auf dem einen derselben befindet. Ueber den Sesseln auf jeder Seite des Spiegels hängt eine zierliche Etagère, welche beide die Bestimmung haben, die Handbibliothek der Frau vom Hause aufzunehmen, die übrigens nicht aus den heute so beliebt gewordenen Miniatur-Ausgaben, sondern noch aus jenen soliden Groß-Octav-Bänden zusammengesetzt ist, welche die Werke gediegener Classiker verrathen. Eine Auswahl in der französischen Literatur besonders darin vertreten, die natürlich die Hauptlectüre der zu den Reisigen zählenden Damen französischer Abkunft bildete. Außer den Werken Molière's, Rousseau's, Voltaire's u. s. w. werden einer Auswahl auch be-

reute die erſten Schriften der Mde. de Genlis darin ihren Platz gefunden haben, die gerade in jener Zeitepoche erſchienen und bei den Frauen die willkommenſte Aufnahme fanden.

Die dritte Wand, rechter Hand, ſchmückt einfach nur ein großer Spiegel; deſto glänzender erſcheint der unter demſelben aufgeſtellte ovale Tiſch, auf welchem ſich ein reiches Silberſervice bemerkbar macht, welches zum Behufe des Goûte's beſtimmt zu ſein ſcheint, das die Damen ohne Zweifel nach dem Thee zu erwarten haben. Die ſchweren ſilbernen Leuchter, ſowie die zu verſchiedenen anderen Zwecken dienenden ſilbernen Gefäße, Teller, Gabeln, Löffel, Meſſer u. ſ. w. verrathen ebenſo den Luxus des Hauſtandes, wie ſie überhaupt dem ganzen Ameublement zur Zierde gereichen und Zeugniß geben, daß wir uns in einer Geſellſchaft comme il faut befinden.

Wir wenden uns darum auch ſofort zu den Damen, die in der Mitte des Salons Platz genommen haben. Es ſind deren fünfe, und wir glauben die in der Mitte des Halbkreiſes Sitzende als die dame de la maison, Frau Daniel Andreas Gontard, bezeichnen zu dürfen, da ihr originelles Coſtüm ſie vor allen Anderen als eine büſte riſche Perſönlichkeit dokumentirt, womit Niemand anders als die erſte Beſitzerin des Puppenhauſes, Fräulein d'Orville, gemeint ſein konnte. Es iſt dieſes Coſtüm gewiß daſſelbe geblieben, wie es etwa vierzig Jahre früher aus Holland kam, und in ſofern alſo um ſo intereſſanter, als es in der That als eine ächte Originalität ſeines Zeitalters und ſeines Vaterlandes zu betrachten iſt.

Dieſe ſolide Toilette nun beſteht zuvörderſt aus einem Kleide von ſchwerem, violett changirendem Seidenſtoff, das unten herum mit einer eben ſo ſoliden, ſpitzenartig gearbeiteten breiten Silberborüre beſetzt iſt. An den kurzen Aermeln deſſelben machen, über dem Ellenbogen, jene weiten, runden, mit einer ähnlichen Silbergarnirung beſetzten Aufſchläge nach der vermuthlichen Mode, durch die unter denſelben hervor und bis zum Handgelenk herabfallenden weiten, ſchwarzen Spitzenmanſchetten einen eigenthümlichen Effect. Ein ſchwarzer Spitzenkragen und eine gleichartige Schürze, in deren Garnirung ſchöne blaue Blumen ebenmäßig hervortreten, vollenden den Anzug, der nur noch durch ein

Bouquet größerer blauer Blumen mit ſilbernem Blätterwerk um etwas mehr gehoben wird. Das merkwürdigſte deſſelben iſt jedoch der ächt holländiſche Kopfputz, der das gepuderte Lockenhaar bedeckt und aus jenem originellen Häubchen aus Gold- oder Silberbrokat beſteht, das zur holländiſchen Nationaltracht gehört und nur je nach dem Stande der Trägerin ſeine Modificationen erhält. Hier beſteht es aus einem durchbrochen gearbeiteten Silberſtoff, der mehr gediegen als geſponnen zu ſein ſcheint, an den Schläfen in der eigenthümlichen Weiſe eingedrückt und außerdem mit einem Bouquetchen blauer Blumen verziert iſt. Der ganze Anzug macht in ſeiner Zuſammenſetzung einen ganz artigen Eindruck und mag einem jungen hübſchen Figürchen nicht übel geſtanden haben, ſo alſo, daß Fräulein d'Orville ſich ohne Anſtand als damit gemeint betrachten konnte, wenngleich dieſe imitirte Toilette mit der übrigen gerade nicht ſo genau übereinſtimmen mochte.

Zur rechten Seite dieſer als Frau vom Hauſe bezeichneten Dame ſitzt eine Andere, die wir als ihre Schwägerin, Frau Alexander Gontard, geborne du Rose bezeichnen, der zu Ehren ohne Zweifel die anweſende Theegeſellſchaft geladen wurde. Wir werden zu dieſer Annahme durch die kleinere Geſtalt und deren ſo ſanft erſcheinende Haltung veranlaßt, die beide dem lebenden Originale ſo eigenthümlich waren. Ich habe daſſelbe ſeiner Zeit freilich erſt in ſeinem faſt 70ſten Jahre kennen gelernt, weder mir die eben erwähnten Eigenſchaften in der Erinnerung geblieben ſein mögen, die ich während den drei Jahren bis zu ihrem Hinſcheiden (1819) oftmals zu beobachten Gelegenheit hatte. Zu jener Zeit jedoch, in welcher ſie uns hier erſcheint, mag Frau Marie Anna Cäcilie Gontard wohl noch um vieles ſtattlicher einhergeſchritten ſein, denn ſie war damals ſchon Mutter von fünf Kindern, wovon jedoch nur drei, zwei Söhne und eine Tochter, am Leben blieben. Ihre Toilette deutet übrigens darauf hin, daß ſich dieſelbe dem Flitter der jungen Welt bereits entfremdet; eine einfache blaue Coiffüre mit einer weißen Roſe umwindet das hohe Haartoupet, zu der das hellblaue Atlaskleid mit weißer Bouillongarnirung recht hübſch paßt; ein weißes Spitzenbaletuch und eine dergleichen Garnirung der kurzen Ärmel vollendet den modernen Anzug, an welchem nur die et-

was lebhaftere blaue Schärpe, die links am Kleide mit einem Bouquet weißer Rosen befeſtigt iſt, die einzige kleine Coquetterie verräth, die von jedem Damenanzuge unzertrennlich iſt. Vielleicht dürfen wir auch noch den Evantail aus bunten Federn dazu zählen, mit welchem die Frauen jenes Zeitalters gern zu ſpielen pflegten, ohne dabei jedoch im entfernteſten anzunehmen, daß dieſer ihrer ſo ſanften Eigenthümerin jemals einen verſtohlenen Blick verborgen hätte.

Wir wenden uns nun zu der Dame linker Hand der Hausfrau, und halten dieſelbe für deren Schwiegertochter, Frau Franz Gontard, geborne Wichelhauſen, die damals kaum erſt drei Jahre verheirathet, wohl noch in der Blüthe ihrer Jahre ſtand. Schon ihr Anzug verräth einen noch bei weitem jugendlicheren Geſchmack und mag ihr recht hübſch zu Geſicht geſtanden haben. Ein paille-gelbes Seidenkleid ſchimmert unter einem reichgarnirten Tüllüberkleide hervor, das zu beiden Seiten mit gelben Bandſchlupfen aufgebunden iſt. Drei ähnliche Schlupfe machen ſich an Bruſt, Leib und Schärpe bemerkbar, deren Mitte jedesmal eine große Perle ziert, ſowie auch dieſe Schlupfchen nicht an den kurzen Ärmeln fehlen, die außerdem auch noch mit hübſchen Spitzenmanſchetten garnirt ſind. Ein reiches Collier von Perlen ſchmückt den Hals und eine ähnliche Schnur durchzieht das Toupet, das außerdem hinten von gelben Bandſchleifen gehalten wird, deren eine die Trägerin einer großen weißen Feder iſt, die nach der linken Seite hin vom Haupte herab wallt. Selbſt die heutige Mode würde einem ſolchen Anzuge die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er mit Geſchmack gewählt ſei und, ohne gerade coquet zu ſein, wohl mit ſo mancher modernen Toilette rivaliſiren könnte, die, wenn auch vielleicht prunkvoller, doch den Formen einer hübſchen Frau weniger günſtig erſcheint.

Wir haben nun noch die Bekanntſchaft der beiden übrigen Damen der Geſellſchaft zu machen, die eben nicht zu den Intereſſanteſten derſelben zu gehören ſcheinen. Schön und jugendlich ſind ſie einmal alle beide, und es würde alſo nur darauf ankommen, ob auch von ihrer Herzensgüte und Liebenswürdigkeit ſoviel nachzurühmen ſei, was wir jedoch auf ſpäter verſchieben, da wir uns vorläufig um

blos mit ihrer Herkunft und ihren Aeußerlichkeiten zu beſchäftigen haben.

Sie ſcheinen beide den Künſten der Toilette nicht fremd zu ſein, und beſonders ſcheint die ältere, bereits den Dreißigen zueilende, von dem Glauben beherrſcht zu werden, daß das Auffallende darin beſonders dazu beitragen könne, die natürlichen Reize noch mehr zu heben. Dadurch verräth ſie ſich uns ſichtbar als die ältere Tochter vom Hauſe, Johanna Helene, der bereits oben erwähnten erſten Erbin dieſes Familien-Puppenthums, welches unter ihrer Herrſchaft wahrſcheinlich ſeine erſte Reſtauration erfahren. Wir erblicken die Dame hier ſchon als die Gemahlin des Herrn Jakob Wilhelm Manskopf, mit dem ſie, wie mir verſichert wurde, einſt zu den ſchönſten Ehepaaren ihrer Zeit gezählt haben ſoll.

Ich ſelbſt habe dieſe Tante meiner Frau erſt als Wittwe und im ſpäteren Alter kennen gelernt, wo ſie indeſſen noch immer decolltirte Reſte ehemaliger Schönheit zur Schau zu tragen liebte, die ſie durch eine nachgeholfene Friſche der Wangen gern zu unterſtützen pflegte. Blumen gehörten auch damals noch zum unerläßlichen Schmuck ihrer Toilette, was ihr ſchon in der Jugend eigen geweſen zu ſein ſcheint; denn in ihrem gegenwärtigen Anzuge ſpielen dieſelben eine bedeutende Rolle.

Sie trägt eine vorn offene Robe von weißem, mit goldenen Sternen durchſtickten Crêpe, über einem Unterkleide von weißem Atlas, welche beide mit einer Goldſchnur beſetzt ſind. Auch das Spitzenhalstuch und die weiten Manſchetten an den kurzen Aermeln ſind mit Goldverzierungen durchwebt und um den Nacken ſchlingt ſich eine dicke Goldſchnur, die am Buſen eine große Schleife bildet. Gold ſcheint überhaupt bei dieſem Anzuge als Hauptſchmuck gewählt zu ſein, denn Buſen und Gürtel ſind von einer Art Bouquet bedeckt, in welchem, außer einer großen weißen, inwendig blauen Blume, ein Bündel großer goldener Knöpfe die Hauptrolle ſpielen. Auch in dem hochtoupirten Haarſchmuck machen ſich außer mehreren kleinen goldenen Blumen zwei dergleichen von auffallender Größe bemerkbar, die gleichſam wie zwei große Sonnenblumen hervorleuchten und in charakteriſtiſcher Weiſe von

dem eigenthümlichen Geſchmack der Frau Manskopf Zeugniß geben. Bei alledem läßt ſich gerade nicht ſagen, daß dieſes Enſemble ſchlecht harmonire, und da bei einer ſchönen Frau ihre eigene Perſönlichkeit ſtets den Hauptſchmuck ihrer Toilette bildet, ſo iſt mit Grund anzunehmen, daß das Original dieſer kleinen Puppen-Schöne ſeiner Zeit ſelbſt in dieſem, allerdings etwas baroquen Coſtüme immer noch eine ganz liebliche Erſcheinung geweſen ſein mag.

Etwas modeſter tritt übrigens die andere der beiden Damen auf, die wir als die jüngere Schweſter der Frau Manskopf, Fräulein Maria Magdalena Gontard, betrachten wollen, die damals wohl gerade aus ihrem Brautſtande mit Herrn Friedrich Schönemann in den Eheſtand und damit in die Verhältniſſe übergetreten ſein mochte, welche das junge Paar ſpäter zu meinen Schwiegereltern machten. Auch ſie ſoll einſt eine glänzende Schönheit geweſen und nicht minder wie ihre Schweſter bemüht geweſen ſein, dieſe Vorzüge durch eine gewählte Toilette noch mehr zu heben. Wenn wir nun, dem widerſprechend, die letztere als eine modeſte bezeichneten, ſo hat dabei offenbar ſchon der ſolide Geſchmack des jungen Gemahls influirt, der ſeinem einfachen liebenswürdigen Charakter nach, allem Flitterweſen abhold war.

Wir müſſen demnach ihrem ſchwarzen Tüllkleide, dem ein roſaſeidenes Kleid zur Unterlage dient, in dieſer Beziehung volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenngleich die eingewirkten Verzierungen und Spitzenbeſetzungen des erſteren den Begriff eines einfachen Anzuges bei weitem überſchreiten. Auch wird dabei viel mit Roſabandſchleifen coquettirt, mit welchen ſowohl das ſchwarze Ueberkleid, wie Ärmeln und Schultern geſchmückt ſind, um welch' letztere ein ſchwarzes Spitzenhalstuch von einer goldenen Brosche zuſammengehalten wird. Der Kopfputz, aus ſchwarzen, mit Roſa-Chenille durchwundenen Spitzen beſtehend, würde anſpruchslos zu nennen ſein, wenn nicht einige wallende weiße Straußfedern die Prätenſionen des darunter ſteckenden blonden Lockenkopfs bereits verriethen. Im Ganzen jedoch iſt die Erſcheinung mehr nobel wie überladen, und wir nehmen an, daß ſie damals deren Charakter entſprach, auf deſſen Aenderung, wie man weiß, der Schickſalswechſel einen ſo mächtigen Einfluß übt. —

Wir beſchließen hiermit die Schilderung dieſes Damenkreiſes, bei der ich abſichtlich etwas umſtändlicher verfahren bin, um damit die Bedeutung unſerer Puppenperſönlichkeiten um ſo mehr hervorzuheben. Dieſelbe iſt, wie man ſich überzeugt hat, keineswegs bloß der Zufälligkeit überlaſſen geblieben, ſondern ſie repräſentirt in Wahrheit das Zeitalter, von dem hier die Rede iſt, und wenn ſie auch gerade nicht als hiſtoriſche Portraits betrachtet werden können, ſo beſitzt doch ein jedes dieſer Figürchen ſo viele paſſende Eigenthümlichkeiten, daß ihre Beziehung durchaus nicht ohne Bedeutung iſt. Hier iſt Dichtung und Wahrheit in einer Weiſe mit einander verwebt, daß die Letztere, beſonders durch die ſo genau imitirten Umgebungen, ein beſonderes Uebergewicht bekömmt. So ſehen wir z. B. dieſen Damenkreis um einen Theetiſch verſammelt, der an reicher Ausſtattung dem glänzendſten Ameublement nicht nachſteht.

Eine dunkelrothe, mit Goldſchnüren beſetzte Sammetdecke breitet ſich über ihn aus, auf welcher ſich ein Silber-Service etalirt, dem es an nichts gebricht, was den Comfort der Theeſtunde in angenehmſter Weiſe zu erhöhen vermag. Zwei maſſiv ſilberne Leuchter bilden in der Mitte des Tiſches das Pivot, um welches ſich alle die verſchiedenen Gefäße und Gerätſchaften gruppiren, welche der trauliche Genuß des Theetrinkens in Anſpruch nimmt. Die ſilberne Maſchine, welche das unentbehrliche ſiedende Waſſer dazu liefert, repräſentirt dabei vor allem und beherrſcht die ihr zur Seite ſtehenden Thee- und Milchkannen, gleichſam wie ihre Trabanten, die ſich erſt dann in Bewegung ſetzen können, wenn ihnen der heiße Inhalt ihrer Beherrſcherin die nöthige Lebensthätigkeit zufließen läßt. Um den Rand des Tiſches harren die ſilbernen Taſſen des duftenden Trankes, deſſen belebender Einfluß ſich durch ihre Vermittlung auf die Stimmung der ihn Erwartenden übertragen wird. Damit dieſelbe nicht eine allzuſtarke nervöſe Reizung erleide, bieten zwei ſilberne Präſentirteller die paſſenden Ableiter derſelben, nämlich Butterbrod und Gebackenes, während ein ſilberner Korb vermuthen läßt, daß durch deſſen Inhalt auch für die kleinen Näſchereien gehörig geſorgt ſein wird, die einen für Damen ſervirten Theetiſch gleichſam wie bunte Buttervögel zu umſchwärmen pflegen.

Zur Seite der Hausfrau bemerken wir noch auf ſilbernem Dreifuß eine große und tiefe, ſilberne Schüſſel, die ohne Zweifel als Schwenkkumpen dient, aber ſelbſt in dieſer untergeordneten Beſtimmung ein Prachtſtück bildet und nicht wenig zum Glanze des eleganten Salons beiträgt.

Indem wir nun nichts überſehen zu haben glauben, was den Eindruck der hier ſichtbaren Opulenz noch zu erhöhen vermöchte, bliebe mir nur noch übrig, auch etwas über die muthmaßliche Unterhaltung zu berichten, welche ſich in dem Kreiſe dieſer, uns durch ihre Aeußerlichkeiten ſo bekannt gewordenen Damen entſponnen haben möchte. Dies könnte jedoch ein indiscretes Eindringen in die Myſterien der Frauenwelt unterſtellen, welche ſich in einem um den Theetiſch verſammelten Kreiſe um vieles ungenirter zu entfalten pflegen, und es können daher in dieſer Beziehung hier kaum nur einige Vermuthungen gewagt werden. Ohne Zweifel wurde die Unterhaltung, nach der beibehaltenen Gewohnheit aller zu den Refügié's zählenden Familien, zumeiſt wohl in der ihnen angeſtammten franzöſiſchen Sprache geführt, die jedoch in ihrem Munde, durch die häufige Beimiſchung deutſcher Phraſen und Worte, jene eigenthümliche Ausdrucksweiſe annimmt, die je nach der Bildung des Sprechers, oft zum förmlichen Jargon wird. Auch hier mag dann und wann wohl etwas ähnliches unterlaufen, je nachdem der Stoff dazu Veranlaſſung bietet. Demſelben mag es übrigens zu der hier angenommenen Zeitperiode an intereſſanten Momenten keineswegs gefehlt haben. Auf dem Gebiete der Weltbegebenheiten fanden auch ſelbſt die Frauen Anhaltepunkte genug für die Unterhaltung am Theetiſch. In Frankreich zeigten ſich bereits die erſten Symptome politiſcher Aufregung. Die ſchöne Marie Antoinette und der eben zur Entſcheidung gekommene ſcandalöſe Halsbandproceß der Gräfin Lamotte boten der weiblichen Meriſance ihre verwundbaren Seiten. Maria Thereſia's Andenken mochte ſich hier, wo man ſie perſönlich gekannt, um ſo friſcher erhalten, da ihr Sohn, Joſeph II., den öſterreichiſchen Thron in ruhmwürdigem Andenken erhielt, während der preußiſche durch den eben erfolgten Tod Friedrich's II. den unerſetzbarſten Verluſt erlitten.

Von den Weltbegebenheiten auf die Familie übergehend, ſo gab es darin eine Menge Veranlaſſungen zur Frauenconverſation, da dieſelbe ihr Lieblingsthema doch vorzugsweiſe gerne aus im Entſtehen begriffenen oder eben vollzogenen Heirathen ſchöpft, woran es gerade in jener Zeit in der Familie keineswegs fehlte. Zwei erſt in den Eheſtand getretene Frauen, nämlich die Schwiegertochter der Hausfrau, Frau Franz Gontard, und ihre eigene Tochter, Frau Schönemann, haben ſich hier unter den Anweſenden bereits bemerkbar gemacht; während drei andere, der Familie nahe angehörige junge Paare ſich ebenfalls erſt ihrer Honigmonate erfreuten. Es waren dieſes zwei Couſins und eine Couſine unſerer Hausfrau, Herr Alexander v. Brevillier, vermählt mit Fräulein Henriette v. Ferber, ſodann Herr Jakob Friedrich Gontard mit Fräulein Amalie Wichelhauſen, und Fräulein Sophie Francisca Gontard mit Herrn Joh. Matth. de Neufville, wovon der Letzteren kurz zuvor bereits ein Töchterchen, Marie Cäcilie, geboren, während Herr Jakob Friedrich Gontard auf ein Söhnchen hoffte, was ihm auch am 1. November 1788 in ſeinem Alexander beſcheert wurde.

Berückſichtigt man alle dieſe, Theilnahme erregenden Familienereigniſſe, ſo wird man leicht auf die Lebhaftigkeit ſchließen können, mit welcher alles dieſes hier verhandelt wird, und im Geiſte wirklich die vielen ma chere, ma bonne, etc. zu vernehmen glauben, mit denen die neugierigen, verwunderten und beifälligen Gefühle ihren Ausdruck finden.

Wo Staat und Familie ihren Einfluß auf die Unterhaltung üben, da bleiben auch die kirchlichen Angelegenheiten ſelten unberührt, und in der That kann das hier um ſo mehr vermuthet werden, da nach langen Kämpfen es den reformirten Gemeinden endlich geſtattet worden war, ihren ſeit Jahrhunderten außerhalb der Stadt abgehaltenen Gottesdienſt in dieſelbe zu verlegen. Am 3. Februar 1788 hielt die franzöſiſch-reformirte Gemeinde zum erſtenmal hier Kirche, und am 22. Februar eröffneten die Deutſch-Reformirten die ihrige; ſeltſam genug, in demſelben Locale im Jungbof, das ſeither zu Theatervorſtellungen gedient hatte. Ohne Zweifel bildeten dieſe Ereigniſſe für lange

Zeit den Gegenſtand lebhafter Beſprechungen im Frauenkreiſe, und zwar um ſo mehr, da die Kirche in jenen Zeiten noch den bei weitem überwiegendſten Einfluß auf die Familie übte.

Weniger an der Tagesordnung mögen Literatur, Kunſt, Muſik und Theater geweſen ſein, die, obgleich ſchon damals in tüchtigſter Weiſe vertreten, doch wohl noch nicht ſo zum täglichen Brode wie heute zählten.

Ob Göthe oder Klinger hier aufs Tapet gekommen, möchte ich bezweifeln, da beide bereits berühmt gewordene Landsleute ſich längſt ſchon dem Frankfurter Geſichtskreiſe entzogen hatten. Erſterer weilte gerade damals für längere Zeit in Italien und Letzterer verfolgte ſeine glänzende Laufbahn am Hofe zu St. Petersburg. Dagegen mag Sophie Laroche leicht Gegenſtand der Unterhaltung geweſen ſein, die ſich gerade um jene Zeit in Offenbach angeſiedelt, und durch ihre Anmuth ſowohl wie durch ihre geiſtigen Vorzüge das Intereſſe der Frauenwelt beſonders in Anſpruch nahm, der ſie auch vorzugsweiſe ihre Schriften widmete.

Das neue Schauſpielhaus war unlängſt fertig geworden und wurde bereits von den Geſellſchaften der Herren Böhm und Roberwein benutzt, deren erſtere beſonders durch ein ſehr gutes Ballet anzuziehen wußte und alſo auch wohl der geſellſchaftlichen Unterhaltung viel neuen Stoff zuführte. — Glücklicher wie die heutige Zeit, wußte dieſelbe noch nichts von Cholera und Theurung zu berichten, denn die Sterblichkeit war gerade damals auffallend gering, und das Brod koſtete im Verhältniß zur heutigen Taxe nur circa 12 Kreuzer die 6 Pfund. Der Theetiſch mag daher in dieſer Beziehung eine bei weitem behaglichere Phyſiognomie dargeboten haben wie heute, wo der Leichtſinn erſetzen muß, was dem leiblichen Wohlbefinden verkümmert iſt.

Gerne möchte ich unſerem kleinen Damenkreiſe noch mehreres ablauſchen, allein die Mühe wird vergebens ſein, denn dieſe imitirte Vergangenheit iſt ſtumm, wie es bereits längſt die Originale geworden, denen ſie entnommen iſt. Alles iſt bereits der Vergänglichkeit anheimgefallen, und hat es wohl ſelbſt nie geahnet, daß die dem Spinnwerke ihrer Jugend bewahrte Pietät dazu beitragen würde, ſie und ihre Zeit einſt ihren Nachkommen wieder zu vergegenwärtigen, denn:

Iſt's ſtumm auch hier im Puppenhaus,
Spricht doch der Väter Geiſt daraus,
Und ſtellt darin dem Auge dar,
Wie's einſt bei ihnen Sitte war.

Weit hinter uns liegt jene Zeit.
Es kam des Fortſchritts Herrlichkeit;
Doch wie auch ſtrahlt ſein helles Licht,
Zufried'ner ward die Menſchheit nicht. —

Ihr wurde dienſtbar manche Kraft,
Die täglich neue Wunder ſchafft;
Der Menſch jedoch im eitlen Sinn
Sieht nur allein ſein Werk darin.

Der Demuthsgeiſt iſt ihm entflohn;
Das Wiſſen ſpricht dem Glauben Hohn;
Beſitz! Genuß! ihm höchſtes Gut
Und ohne ſie — kein Lebensmuth.

Raſtlos durchſtürmt er Meer und Land,
Durchwühlt nach Gold der Wüſte Sand,
Und wenn er's fand, gibt den Gewinn
Dem Rauſch des Augenblicks er hin.

Der Augenblick iſt ſeine Zeit! —
Das Künftige liegt ihm zu weit,
Beſtandenes wird keck zerſtört
Und nur die Gegenwart ihm werth.

So dachte nicht der Väter Geiſt,
Wie uns dies Stammhaus hier beweiſt,
Das durch der Ahnen Pietät
Noch heut' wie eh'mals vor uns ſteht.

Zwar mancher Zweig von jenem Baum
Hat auch geträumt den ſüßen Traum:
Es bliebe Glück und Namens Ruhm
Selbſt noch der Enkel Eigenthum.

Doch trüglich iſt des Glückes Bund;
Kaum ſchlägt des Vaters letzte Stund
Stirbt Sohn ſammt Glück und Namen aus
Und fremdes Erb' wird's Vaterhaus.

Dies Haus jedoch, das hundert Jahr
Des gleichen Stammes Erbgut war,
Das erbe fort in dem Bereich,
Bis auf des Stammes letzten Zweig. —

Ein Wehe! komme über den,
Der frevelnd ſtört einſt ſein Beſteh'n,
Und der nicht, eh' er ſink' ins Grab,
Es ſeinem rechten Erben gab.

War auch einſt ſeines Daſeins Ziel
Nichts als ein flüchtig Kinderſpiel,
So geht mit dieſem Puppentand
Doch auch die Lehre Hand in Hand,

Die ernſt zu ſeinem Erben ſpricht:
„Was Dir erbaut — zerſtöre nicht;
„Leicht gehſt du fehl zu neuem Glück,
„Schauſt du auf früh'res nicht zurück. —

Ein Gontard'ſcher Familienzweig.

Kein Leben war ſo inhaltslos,
Daß, könnte man es darum fragen,
Es nicht noch aus des Grabes Schooß
Der Nachwelt wüßte was zu ſagen. —

„Permettez-moi, Madame!“ ſagte Herr Jacob Friedrich Gontard in verbindlichſter Weiſe zur Frau v. Staël, als er ſie am Arme ſeiner Familie entgegenführte, die im Salon, einen Halbkreis bildend, die berühmte Frau erwartete: „Permettez-moi, Madame, de vous présenter ma femme, Madame Amélie Gontard, née Wichelhausen.“ — „Voici, Madame,“ fuhr er, zur anderen Seite ſich wendend, fort, „mon frère, Monsieur Louis Gontard et Madame son épouse, née Karcher de Saarbrucke, dont vous devez connaître la famille, au moins de nom, car elle est de votre pays.“ — „Ce Monsieur,“ bemerkte er weiter, auf den Nachbar des eben genannten Paares deutend, „est mon cousin, Monsieur François Gontard, et Madame son épouse, née Wichelhausen, ma belle-soeur; et voilà son frère, Monsieur Jacob Frédéric Gontard-Borkenstein, qui vient de subir une perte très douloureuse par la mort de sa jeune et belle femme,“ und ſich damit bewußt werdend, daß er bei dieſem Verwandten, ohne es zu wollen, eine ihm ſo ſchmerzliche Seite berührt hatte, fiel er, ſchnell ſich corrigirend und zu einer anderen Dame ſich wendend, wieder ein: „Je dois vous présenter encore ma soeur, Madame de Neufville, ainsi que mes trois filles, les demoiselles Cécile, Victoire et Louise Gontard, et finalement mes deux fils Alexandre et François Gontard.“ —

„Vous trouverez sans doute, Madame,“ fuhr nach allſeitig erfolgter Begrüßung Herr Gontard fort, „que la famille des Gontards est assez nombreuse; mais ce n'est pas encore tout; j'espère que vous me ferez l'honneur d'assister un de ces jours à une de mes grandes réunions de famille, et là, vous verrez, Madame, combien elle est étendue et embranchée dans notre ville.“

Und ſo war es auch. Frau v. Staël, die bei ihrer Anweſenheit in Frankfurt, im Jahre 1803, dem Hauſe Alexander Gontard und Söhne empfohlen, ſich hier bei dem Repräſentanten deſſelben zu einem ihr zu Ehren veranſtalteten Diner einfand, wurde in den nächſten Tagen zu einer glänzenden Soirée geladen, und war erſtaunt, ſich von einem ſo überaus zahlreichen Familienkreiſe umgeben zu ſehen, in welchem der Name Gontard vorzugsweiſe dominirend, wieder in jene weiteren Abzweigungen der Brevillier, Saraſin, Manskopf, du Fay, Paſſavant, de Neufville ꝛc. ꝛc. hinüberſchillerte.

Es war dieſes einer jener, dem Feſtgeber ſo überaus wohlthuenden Familien-Reuts, in welchem ſich ſein ihm eigenthümliches Wohlwollen für dieſelbe ſo ganz in ſeinem Esse fühlte, wenn er mit Berückſichtigung aller ihm dabei nothwendig dünkenden Convenienzen, die Spielpartieen arrangiren und nach gethaner Arbeit in Mitten des hellerleuchteten Saales die ſpielend beſchäftigte Geſellſchaft überſchauen konnte. Er pflegte dann von Tiſch zu Tiſch zu gehen, jeder Partie etwas Verbindliches ſagend, und erſt dann den eigenen, einſtweilen Jemand anvertrauten Platz einzunehmen, wenn er die Genugthuung dahin mitnehmen konnte, daß toute la famille in der von ihm angeordneten Thätigkeit war.

Was Wunder nun, wenn die geiſtreiche Frau v. Staël, voll von dieſen Eindrücken, bei ihrer Heimkunft die ihr nachgeſagte originelle Bemerkung in ihr Tagebuch notirte: „Francfort est une très jolie ville; on y dine parfaitement bien; tout le monde parle français et s'appelle Gontard.“ —

Das hat ſich ſeitdem in der That ſehr verändert. — Die Fortpflanzung des damals hier ſo ungemein zahlreich repräſentirten Namens „Gontard“ beruht gegenwärtig nur noch auf zwei Stämmen, wovon der ältere zwar bereits ſchon einige neue Pfropfreiſchen getrieben, der jüngere aber, auf welchem vorzugsweiſe die Wiederbelebung des alten Glanzes dieſes ehemals hier durch zahlreiche männliche Nachkommen ſo geſichert ſcheinenden Namens beruht, hat lange gezögert, dieſer ihm überkommenen Miſſion in einer Weiſe zu entſprechen, welche die Erfüllung der auf ihn geſetzten Hoffnungen in nahe Ausſicht hätte

ſtellen können, und erſt ganz kürzlich haben ſich dieſelben durch deſſen endlich erfolgte Vermählung neu belebt.

Die weiblichen Linien des Hauſes dagegen haben ſich in faſt zahlloſen Abzweigungen verästelt, ſo daß deſſen heutiger Stammbaum nach dieſer Seite hin ein wahres Wirrniß von ſich daran knüpfenden Namen darbieten müßte, wollte er dieſelben nach allen Richtungen hin verfolgen und zuſammenſtellen; der ſonſt ſo eigenthümliche Lüſtre des Namens „Gontard“ aber, der, wie man ihm nachgeſagt, ſich mitunter dem „illüſtren“ nicht entfremdet wähnte, wirft gegenwärtig nur noch einige vereinzelte Strahlen auf den weiten Kreis ſeiner Verwandtſchaft, im Vergleiche zu dem Schimmer jenes Glanzes, der demſelben ehemals einen ſo bedeutenden Relief zu leihen vermochte.

Blicken wir zurück auf den erſten Ur-Ahnen dieſer hier ſich ſo ſchnell und zahlreich ausgebreiteten Familie, ſo iſt wohl nicht daran zu zweifeln, daß derſelbe unter jenen Einwanderungen zu ſuchen ſein dürfte, mit denen einſt Valerandus Polanus den Reformirten im Jahre 1554 hier zuerſt eine Stätte zur freien Ausübung ihrer im Vaterlande ſo arg bedrohten Religion bereitete. Wie weit aber zu jener Periode hinauf der erſte hieher gekommene Gontard reicht und welchem Lande er entſtammte, iſt mir mit Gewißheit nicht bekannt. Ich glaube jedoch, man nimmt mit Recht den Herrn Peter Gontard dafür, welcher am 6. Februar 1662 zu Grenoble geboren, und am 16. December 1725 hier verſtarb, nachdem er ſich früher (17. Februar 1697) mit einer am 2. Februar 1668 zu Sittard, im Herzogthum Jülich, getauften Fräulein v. Stein dort vermählte. Gewiß aber iſt, daß die eigentliche Ausbreitung der Familie erſt mit deſſen Sohn, Herrn Jakob Friedrich Gontard, geboren den 20. April 1702 und vermählt am 2. April 1726 mit Maria Magdalena Saraſin, geboren den 25. März 1706, ihren gedeihlichen Anfang nahm.

Es kann nicht in meiner Abſicht liegen, eine förmliche Genealogie des Gontard'ſchen Hauſes zu verfaſſen oder gar in der Manier des Herrn Vehſe die Tugenden und Laſter deſſelben in der Weiſe geſchichtlich zu behandeln, wie es derſelbe mit den europäiſchen Höfen gethan. An Perſönlichkeiten würde es dazu nicht fehlen, aber die

chronique scandaleuse, die dem Herrn Vehſe ſo manchen pikanten Stoff geliefert, würde hier im Allgemeinen nur auf eine ſehr magere Ausbeute rechnen können, da die Vorfahren dieſes alten, gut fundirten Hauſes meiſtens nur den Nachruhm ſolider, ehrenwerther Kauf- und Handelsherren mit ſich hinüber genommen, welche Reputation in der Regel gleich weit entfernt von glänzenden Tugenden, wie von hervorſtechenden Laſtern zu ſein pflegt.

Die mir geſtellte Aufgabe geht daher lediglich dahin, mich vorzugsweiſe nur mit jenem Zweige dieſer Familie zu beſchäftigen, dem meine eigene Nachkommenſchaft entſproſſen, damit aber zugleich manche denkwürdigen Momente geſchichtlich intereſſanter Perſönlichkeiten wieder aufzufriſchen, die ſich damit verwebt finden und deren Andenken mir der Aufbewahrung werth erſcheinen. Dazu bin ich beſonders durch ein ſich im Nachlaß meines Schwiegervaters vorgefundenes kleines Familien-Archiv veranlaßt worden, welches mir die verſchiedenen Nachklänge früherer Zeiten zuführte, die ich hier, harmoniſch-übereinſtimmend, wiederzugeben mich bemühte.

Um dabei den nothwendigen geſchichtlichen Anhalt zu gewinnen, muß ich auf jenen bereits oben erwähnten Herrn Jakob Friedrich Gontard zurückgreifen, den ich als denjenigen Ahnherrn der Familie bezeichnete, von dem die größere Ausbreitung derſelben ausgegangen.

Vier von ihm erzeugte Söhne und vier Töchter bildeten alsbald die Wurzeln eben ſo vieler Stämme, aus denen ſich die ſpäteren faſt endloſen Verzweigungen gebildet und die ich hier in ihren Uranfängen aufzählen will. Die erwähnten Söhne und Töchter waren nämlich folgende:

1) Daniel Andreas Gontard; geb. den 20. März 1727, geſt. den 10. März 1781; vermählt am 10. October 1752 mit Suſanna Maria d'Orville, geb. den 1. September 1735, geſt. den 14. März 1800. (Erſte Beſitzerin des Puppenhauſes.)
2) Catharina Sophia Gontard; geb. den 15. Februar 1728, geſt. den 18. Juni 1793; vermählt den 11. Januar 1746 mit Franz v. Alphen, geſt. den 8. Auguſt 1775. (Hinterließen keine Nachkommen.)

3) Cornelia Gertrude Gontard; geb. den 22. März 1729, geſt. den 13. December 1787; vermählt am 9. Januar 1748 mit Joh. Carl Brevillier, geb. den 6. Juni 1723, geſt. den 11. Auguſt 1775.

4) Marie Gontard; geb. den 16. November 1730, geſt. den 17. Januar 1783; vermählt am 8. Januar 1765 mit Joh. Peter Gogel, geb. den 14. November 1728, geſt. den 15. März 1782. (Hinterließen keine Nachkommen.)

5) Alexander Gontard; geb. den 17. Auguſt 1733, geſt. den 25. April 1819; vermählt am 9. Januar 1759 mit Marie Anna Cäcilie du Bosc, geb. den 22. September 1738, geſt. den 29. October 1819.

6) Joh. Heinrich Gontard; geb. den 18. December 1736, geſt. den 28. November 1799; vermählt am 7. Juni 1767 mit Henriette du Bosc, geſt. den 12. September 1802.

7) Joh. Jacob Freiherr v. Gontard; geb. den 23. Januar 1739, geſt. im Februar 1819. (Starb unvermählt.)

8) Louiſe Gontard; geb. den 12. April 1746, geſt. den 16. Auguſt 1785; vermählt am 26. December 1779 mit Graf Neſſelrode-Ereshoven, kaiſerl. ruſſiſcher Geſandter in Liſſabon.

Obgleich ſich nun von dieſen acht Stämmen nur fünf einer Nachkommenſchaft zu erfreuen hatten, ſo bildete die letztere doch bald ſchon in zweiter Generation einen Zuwachs von achtzehn neuen Familien, die mit ihren Eltern und Frauen den Kreis derſelben um ein ſehr Anſehnliches erweiterten. Aber eine noch bei weitem größere Progreſſion bot bald darauf die dritte Generation dar, zu welcher mein vor mir liegendes, obgleich nur oberflächlich geführtes Stammregiſter bereits nahe an fünfzig neu hinzugekommener Familienglieder zu zählen weiß; damit erreichte jedoch die Ausbreitung des Gontard'ſchen Namens auch ſchon ſeinen Culminationspunkt. Mit der vierten Generation ſah ſich derſelbe bald wieder bedeutend reducirt, da die jüngeren, bei weitem die Mehrzahl bildenden weiblichen Linien ihn nach und nach mit anderen Namen vermiſchten und vertauſchten, indem ſie in den

Anfängen unsrer Stämme der bereits oben erwähnten verschiedenen Lebenswege bilden.

Es ist schon gesagt worden, daß sich die Mitteilungen des kleinen Archivs meines Schwiegervaters vorzugsweise nur auf denjenigen Stamm seiner Familie beschränken, dem er selbst angehörte, nämlich auf den, als Ahnherrn derselben oben angeführten Herrn Daniel Andreas Reutard. Da inzwischen die Gemahlin desselben, Frau Johanna Maria, geborne d'Orville, zugleich auch in ziemlich naher Verwandtschaft (Nachgeschwister Kind) zu der Mutter meines Schwiegervaters, der Frau Johanne Elisabethe Schönemann, geborne d'Orville, stand, so traten diese beiden Stämme dadurch gleichfalls hier nicht nur als Verwandte, sondern auch durch mannigfache nahe Beziehungen in den Vordergrund, in welchen beide später zu meinen Relationen zu einander erscheinen werden.

Urgroßmutter Johanna Maria haben wir bereits oben durch das von ihr herstammende Barren-Erbgut wenigstens vorläufig kennen gelernt; weshalb hier nun ebenso Frau Schönemann-d'Orville eingeführt sein würde, und zwar um so mehr, da ich sie später als die Mutter einer durch Goethe so interessant gewordenen Persönlichkeit (Lilli) vorstellen konnte, was ich jedoch für später aufspare, wo ich Gelegenheit haben werde, über sie und ihre Familie aus der Zeit näher zu berichten, wo ihr Sohn (mein Schwiegervater) durch seine Verheirathung in die Reutard'sche Familie eintritt.

Wir wenden uns daher hier einstweilen wieder zu der letzteren, und zwar speciell zu dem Zweige, über welchen mein kleines Archiv die ihm betreffenden Ueberlieferungen bewahrt, die jedoch in Beziehung auf die Alten Väter desselben nur eine sehr spärliche Ausbeute darbieten.

Es ist selten der Fall, daß aus dem Leben eines Kauf- und Handelsherrn alter Schule etwas auf die Nachwelt kommt, was nicht erinnerungsmäßig in den stillen Traditionen des Hauses seinen Platz gefunden hätte, der allenfalls mit der Jahreszahl und dem Symbol des Handels, einem Anker, versehen, sich in irgend einem Magazine langjährig an einander reihen, bis sie vergilbt und verschollen wieder der Vergessenheit anheimfallen. Nur Taufscheine, Ehecontracte und Testamente

Urkunden erben ſich in der Regel unter den Privatpapieren fort, um die drei Hauptmomente unſeres kurzen Seins und Nichtſeins zu conſtatiren.

Und ſo iſt es auch hier der Fall geweſen, wo die einzige, ſich auf den Gründer des Gontard'ſchen Hauſes beziehende Urkunde nur allein über den Status des Vermögens Auskunft gibt, welches der eben erwähnte Herr Jacob Friedrich Gontard und deſſen Ehegattin, Maria Magdalena, geb. Sarafin, ihren acht Nachkommen hinterließen. Dieſelbe iſt vom 4. Juni 1773 datirt und vertheilt demnach das Vermögen nach der Maßgabe, wie es die Erben bei dem, erſt acht Jahre nach dem Tode ihres Mannes erfolgten Ableben der Frau Gontard noch verfanden.

Es beſteht dieſes Document nur aus einem einzigen, mit Ziffern und den Empfangbeſcheinigungen der dabei betheiligt Geweſenen, bedeckten Bogen; dennoch übergibt es damit ſeiner Nachwelt den Inhalt eines ganzen, mühevollen Lebens, das einmals viele Bände mit den Ereigniſſen füllen würde, die ſich an alle jene Erwerbungen knüpfen laſſen, welche hier die Nachkommen, unbekümmert darüber, mit einem Zuge einſtreichen. — Hier war dieſer Zug, nach dem damaligen Geldeswerthe, keineswegs ein gehaltloſer, denn er führte einem Jeden ſeinen Antheil an der anſehnlichen Summe von netto 309,683 Thlrn. 15 kr. in Carlin'ens à 10 fl. zu, in welche, Mobilien, Wein, Silbergeräthe ꝛc. ungerechnet, ſich die betreffenden Erben zu theilen hatten.

Damit hinterließen die Abgeſchiedenen ganz unbeſtritten das vollgültigſte Zeugniß, daß ſie ſorglich gewirthſchaftet und dadurch ihren Nachkommen mit ihrem gut fundirten Hauſe die Möglichkeit bereitet hatten, daſſelbe nicht allein in eben der Weiſe fortzuführen und zu erhalten, ſondern daſſelben auch durch geſteigerten, vom Glück begünſtigten Unternehmungsgeiſt den Glanz zu bereiten, der ihm ſpäter mit Gottes und der vielen ſeitdem erlittenen Staatsanleihen Hülfe, im Laufe der Zeit auch zu Theil geworden und in welchem es ſich lange behauptet hat.

Uebrigens ging das Handelshaus des hier eben erwähnten Abahern nur an zwei ſeiner eben genannten vier Söhne über, nämlich an die Herren

Daniel Andreae und Johann Heinrich Gontard, während der zweitälteste Sohn Alexander, der Gründer jener großen Seidenwaarenhandlung wurde, die ihren Ruf und ihre ausgedehnten Verbindungen weit über alle Lande verbreitet. Der jüngste der Söhne, Johann Jacob aber, fühlte sich berufen, den Gontard'schen Namen auch zum Adelstande zu erheben. Er ließ sich zum kaiserl. österreichischen Freiherrn creiren und starb nach einer achtzigjährigen genußreichen Lebensdauer in Wien, ohne dadurch jedoch sein ansehnliches Vermögen besonders geschmälert zu haben, welches er den Erben seiner Geschwister zur dankerfüllten Theilung überließ.

Den ersten, sich über das Haus Gontard verbreitenden poetischen Schimmer läßt mein Archiv über das Andenken des ältesten Sohnes jenes Ahnen, den Herrn Daniel Andreae, gleiten. Es überliefert uns desselben nämlich, außer den schon bezeichneten drei Lebensdenkmalen, die auch hier nicht fehlen und denen sich noch das Circular anschließt, wodurch die Firma Jacob Friedrich Gontard mit dem Ableben dieses ihres Begründers den Zusatz „und Söhne" annimmt, auch noch ein Hochzeitgedicht, mit dessen im Rococo-Geschmack componirten Allegorieen ein Herr G. T. A. am 10. October 1752 die Vermählungsfeier der jungen Paares zu verherrlichen bemüht war.

Obgleich nun die Muse hier noch im Reifrocke und hohen Absätzen einherstolzirt, indem sie es versucht, dem jungen Paare das „Centrum aller frohen Zeiten" in den verschiedensten Bildern anschaulich zu machen, schalte ich demungeachtet ihre so angethanen Einflüsterungen hier treu nach dem Originale ein, denn die darin ausgesprochenen Gesinnungen, daß ein Leben ohne Ehe seiner schönsten Lebenszeit entbehre, sind so naiv behandelt, daß ich schon darum die Aufbewahrung damaliger Dilettanten Poesie der Mühe werth erachte, während ich zugleich damit eine, aus dem Leben der bereits längst Dahingegangenen sich erhaltene Blüthe wieder in den verblichenen Immortellenkranz ihres Andenkens flechte, bevor derselbe seinem gänzlichen Vergessen anheimfällt. Das Gedicht lautet:

Die

angenehmſte Herbſt-Freude,

oder der

Erwünſchten Genuß der Früchte in der Liebe,

Welche bey dem

Gontard-

und

D'Orvilliſchen

Hochzeit-Feſte,

welches

den 10ten Octobr. 1757

allhier in Frankfurt am Mayn

durch vergnügte Tänze feyren werden,

Zum Zeichen ſeiner Ergebenheit in gegenwärtigen Zeiten

vorſtellen,

und mit einem herzlich gemeinten Glückwunſch begleiten

Ein

Dem Hochedlen Braut-Paar

gehorſamſt verbundener Diener

C. C. S.

O Sammer aller hohen Zeiten,
O Freude! voll süßer Sehnsüchtigkeit,
Dein Ring bebebt Herz und Brust:
Was, was war Mordens in der Nähe,
Daß sich so schnell Nebel verbreiten,
Daß ich nur eben schon mehr vergist.

Du hörst nur der Schwalbe Zwitschern
Nicht nur zur Sonne vom Himmel;
Nein, du erkennst auch den Frühling.
Du kennst mit andern Jahres-Zeiten
Verwoben nun den Verlust Ferne,
Den man so bitter Leben muß.

Doch nun? Will ich denn Ich beklagen?
O suche nicht mir mehr gelingen:
Mein Saitenspiel klingt voll so mild,
Denn Ich nach Wünsche zu ergötzen,
Wär' es mir nicht an Gaben reichen,
Da Gott ein großer Dichter hat.

Versuch von dir etwas zu schildern,
Da ich nicht einen vollen Frühling,
Nichts, das dir so vollkommen gleichet,
Als ein vergnügter Stand der Liebe:
Da muß der Sehnsucht-volle Zweifel
Gewaltig-und starke Lust erregen.

Da Lang wie nichts vom Lieben wissen
Und deren süße Regung wissen,
Da ist es kalt in unserer Brust.
Da Nichts auch hat, was Schönheit heißt,
Das sonst ein edles Herzen rühret,
Das gänzlich völlig verbrennt.

Jetzt und verwandelt das Gefilde,
Durch gänzlich aus toten Kinder,
Der angenehmen ergötzlichkeit.
Da tobt man über der innern Regung.
Da macht die gänzliche Erneuerung,
Des Frühlings süße Lust bekannt.

Hervor entsteht das weiße Vergnügen,
Es war der Mensch der Natur gewogen.
Da geht es aus der Zimmer hin,
Das Herze freut in süßer Flammen
Für den den seltne Augen kommen,
Durch ihren Annuth-vollen Schein.

Wie freudig geht man beisammen,
Der angenehmen Zeit entgegen,
Da der belebte Frühl erblickt:
Wie sich ein Berg dem andern bindet,
Und nur ein Ziel zwey Herzen bindet.
Der Ihnen zu seltner Lust verhilft.

Hat sucht Ihr Gott zu unterlassen,
So kommen die erwünschten Zeiten
Daß man sie alle Arbeit schmeckt:
Da treiben Lieben, Küssen, Scherzen,
Wenn die Regung in dem Herzen
Einen neuen Krieg und Lust erweckt.

Hochedles Paar! es JESU verbinden
Sich viele Tugenden sind empfinden,
Darum Sie sind glücklich heißt.
So kan auch ihr vermöglich Schweigen
Das Herze will die Lieder zeigen,
Wenn es DICH liebt sagt.

Das, was mein Mund denn edlen Bräute
Hat angewünscht sagen müssen,
Schreibt jetzt, wo es ganz Deutsche Art
Vergleichen ausrichtet Ehre
Hat selbst die Tugend ausrichten,
In ihrer Hand gewichtem Lust.

Hochedler Bräutigam! sie Liebe
Bricht aus JESUS Augen Triebe
Durch deine tugendgleiche Hand:
Die schöne Braut, das Bild der Tugend,
Die unsre Herrn einen Tugend,
Reicht JESUS ihre Herz und Hand.

So [illegible] [illegible] Seele
Weil sie Vollkommenheit nicht weiss,
Die man in Jungfrau'n Cherubs preist.
Den Adel des Gemüths der ehrten,
Zarte Weiberlaute und edle Sitten,
Das alles war nur blödigkeit heißt.

[illegible]: [illegible]
Und [illegible] [illegible]
Und, wenn [illegible] [illegible]
Dann es nach Blüthen [illegible],
Da sind die Sternen [illegible]
[illegible] Lerche, [illegible] [illegible].

Der Sänger Sinn in Seinem Himmel
Mit Sein unsterblicher Phantasie
Sind beide eine Perle werth.
Der Zweifel den [illegible]
Und [illegible]
Was [illegible] nur wünschend zu begehren.

* * *

So schwer kann des Glückes Sonne,
[illegible] Trauerpaar! in Ihrer Bronne,
Die so für alles spätre Leid.
Es heile Ihnen jeden Morgen
Den alten wiedergeprägten Sorgen,
So wie der heutge Tag heilet.

Den Hochbeen angemessne Güte
Erfreue stets Ihr Gemüthe,
Es mache Sie zum Seegen reich.
Kein Unfall möge Sie betrüben
Der Himmel wache Sie im Lieben
Den Hochgeschätzten Eltern gleich.

Gefiel es nun auch der Tochter endlich, daß er mit seinem Werke gekrönt, so hat er nichtsdestoweniger seine Gedanken und Spekulationen noch so oft nicht gemißt, und der „erwünschte Genuß der Früchte in der Liebe", den seiner „arbeitsamen verstandreichen Tierart" dem Hochbetrieb Paul Flem in seinen Versen so eindringlich empfehlen, schlug auch so tröstlich an, daß sich während einer Zeitraume von vierzehn Jahren seine Familie nach und nach durch sieben Nachkommlinge vermehrte, wovon sich jedoch zwei nur kurz seit ihres Daseins erfreuen konnten. Die sie Überlebenden aber waren:

1) Johanna Helena Gentzkt; geb. den 17. April 1755, vermählt den 22. August 1775 mit Jac. Wilh. Mannkopf.
2) Franz Gentzkt; geb. den 2. März 1759, vermählt am 16. Januar 1786 mit Barb. Aloisia Wichtbauern.
3) Maria Magdalena Gentzkt; geb. den 6. Mai 1763, vermählt den 17. Januar 1787 mit Joh. Jakob Schürmann.
4) Jac. Jakob. Gentzkt; geb. den 18. Juli 1764, vermählt
   a) den 18. Juni 1786 mit Susanna Bertrandin aus Hamburg;
   b) den 15. September 1806 mit Nat. Mabel von Kirchbaber v. Eberstein, Witwe, geb. Jenkis;
   c) im Jahre 1816 mit Wilmer Carl Thorncliffe, geb. d'Orville.
5) Margaretha Gentzkt, geb. den 29. October 1769.

Schon aus dem knappen Auszuge aus seiner einen Stammbaum ersehen wir, in welcher soliden Manier sich die Familie Gentzkt bereits in seiner zweiten Generation ausbreitete, seinen Stammbaum nun schon anfing, ähnlich den Cedern der libanesischen Wälder verlangte, neue Sprossungen zu treiben, in welchen sich erst die Kräfte über die Erde und hier die Gentzkt über das Menschheit Ausdehnte ergehen.

Von allen diesen Verzweigungen interessirt uns, wie ich glaube, doch nur die in der obigen Abstammung sich geltend verzweigende als diejenige zu betrachten, in seinen künstlerischen und Gemüthlichen sich, während seine Verwandte, auch noch eine gewisse Romantik eher mindr

über die Wirkung von Licht und Schatten, Reflex und Lasurmalerei u. s. w. mitzutheilen wußte, eine welche einer in Einförmigkeit befangenen Kunst frischeren Aufschwung verleihen und ihr Farbenmaterial in so hohe vollkommen muß.

Für diesen mühevollen Bemühungen lagegen hatte er hinreichend an seinen Charakteren, denen eine gewandte Hand im Besitz der häuslichen Geräthe nicht eine ganz interessante Rolle in regelt einer Reihe seiner Bildung hätte anweisen können, eine Zahl der Originalen allzu weiten zu werden. Auch war es gerade diejenige, in denen sich zwar bereits angedeuteten Ereignisse verknüpften, über welche sie aus meinem Kreise gütigsten späteren Mittheilungen, die ich zur Vervollständigung vollkommen geeignet erachte, mehr oder bildreicher Interesse sein werden.

Wenn nun aber diese kurze Mittheilungen wesentlich dazu beitragen werden, die monumentalen Reputation des Overbeck'schen Namens auch auch die Wahrheit einer unverfälschten Einfachheit auf die Gebiete gleichen Freiheitsfreiheiten hinzuprägen, so ist wohl um so weniger eine Rechtfertigung zu befürchten, wenn sie hier folgenden biographischen Skizzen der Altersgenossen Overbeck's Zeugniß auch die Zeiten nicht schreibt lassen, die sich zum Theilnahme an ihre Lebensbewegungen knüpften. — Eine solche würde überdem das sich dem Wohlwollende eines ungetrübten Talentes allen Gelegenheit entziehen und der Kunst nicht lohnen, der Vergänglichkeit entziehen zu werden.

Von den beiden Freunden, welche von Herrn Daniel Andreas Overbeck und seiner Gemahlin, als den Grundsätzen unserer ist. Ihnen, auf welch übergegangen sind, zeigt das den Stammbaum beschließende zweite nächste Geschlecht, was auf eine höhere Geistesbildung als derjenigen schließen läßt, welche sich von einem ehrenwerthen Geschäftsmanne mit Lug und Recht erwarten läßt. Es entspricht hierbei auch vollkommen den Anforderungen, welche in dem ihm gewidmeten Geburtstagsliede einen Antrag haben, was daß der unverfälschte Overbeck'sche Typus kaum besser mit dem Zuge von Weiblichkeit gepaart ist, der auch seinem Talente ein höheres Ziel verleiht; denn es erscheint daß hierin in verwandtschaftlichen Jahre.

Anders verhält es ſich mit dem Bilde ſeiner Gemahlin, der Frau Gontard, das, obgleich erſt in einem ſchon vorgerückten Alter gemalt, offenbar noch die Spuren der glänzenden Schönheit an ſich trägt, womit Suſanna Maria d'Orville einſt mit ſechzehn Jahren in den Stand der heiligen Ehe trat. Aber wenn eben dieſe körperlichen Vorzüge wohl ſchon frühzeitig die kleinen, mädchenhaften Prätenſionen geweckt haben mögen, mit welchen das Bewußtſein einer ſchönen Larve gewöhnlich in die Welt zu treten pflegt, ſo ſind dieſelben hier in dieſem Bilde bereits ſichtlich ſchon in jene Eigenheiten des Charakters übergegangen, die bei einer den Lebensprüfungen nicht fremd gebliebenen Frau mit den Jahren und den Erfahrungen gewöhnlich gradatim anzunehmen pflegen.

Unter dieſem hochſtirnigen und gerunderten Toupet iſt offenbar ſchon der Geiſt des weiblichen Geiſtes mit den Widerwärtigkeiten der Außenwelt im Conflicte gerathen, die, wenn ſie ſich zu oft wiederholen, die erſtere durch einen trüben Niederſchlag mehr und mehr unkenntlich machen. Der ſinnende Blick zeugt davon, daß die Seele in dem unbedingten Vertrauen auf die Unwandelbarkeit des Glückes und der Zufriedenheit bereits irre geworden, und die ſchmalen, auf einander liegenden Lippen beweiſen, daß eben dieſes Vertrauen ſchon einem gewiſſen Grade von Härte Platz gemacht habe, der auch Andern dieſe Standhaftigkeit zumuthen ſollen machte. Solche Charaktere fangen dann an, ihren Gleichmuth zu verlieren und ihr angeborenes Wohlwollen nur noch ſparſam und je nach den Umſtänden zu äußern. Wir werden dieſe Beobachtungen ſpäter hie und da beſtätigt finden.

Unter den Brüdern des Herrn Daniel Andreas ſcheint der jüngſte, Johann Heinrich Gontard, den meiſten Einfluß auf ſeinen älteſten Bruder geübt zu haben. Er war vor Allen als das letztere Element zu betrachten, und von ihm rühren ſelbſt die teſtamentariſchen Dispoſitionen her, die letzterer noch auf dem Sterbebette unterzeichnete. Dieſelben überließen der Wittwe zwar die Nutznießung des größern Theils des anſehnlichen Vermögens, trafen jedoch zugleich auch ſolche Beſtimmungen, wodurch der weitere Aufſchwung des Handlungshauſes, wobei auch Herr Johann Heinrich betheiligt

war, weder altersmäßig noch der sofortige Eintritt der beiden Söhne des Verstorbenen in dasselbe behindert werden konnte.

Herr Joh. Heinr. Gontard stand mit Recht in dem Rufe eines fähigen Kopfes und tüchtigen Geschäftsmannes. Die Familien-Médisance sagte von ihm mit Beziehung auf seinen gekrümmten Rücken, daß er ein Juwelenkästchen mit sich herumtrage, und sie hatte insofern Recht, als die Natur gewöhnlich dergleichen Mißgestaltungen durch Geistesvorzüge auszugleichen pflegt, die allerdings oft als Juwelen zu betrachten sind. Auch hinderte ihn das nicht, seine Bewerbungen kühn an die Schönsten in den ihm näher stehenden Kreisen zu richten, und Anfangs besaß er selbst die schöne Susanna Maria heimführen zu können. Als sich diese jedoch für seinen Bruder Daniel Andreas entschied, wurde er der Schwager seines Bruders Alexander Gontard, und vermählte sich im 31sten Jahre mit Henriette du Bosc. — Jene verschmähte Bewerbung soll übrigens in seinem Herzen eine bittere Stimmung gegen den Gegenstand seiner früheren Neigung zurückgelassen haben, die sich bis zu dessen Tode geltend gemacht, worüber nun jedoch Näheres unbekannt geblieben; gewiß aber ist es, daß er der Stammvater eines sich im großen Ansehen erhaltenen Zweiges wurde, auf den sich Witz und Energie des Ahnen in anerkennungswerthester Weise fortgeerbt zu haben scheint, denn sein Sohn stand als k. k. österreichischer Oberst-Lieutenant, in der Familie ebenso durch seine schalkhafte Laune beliebt wie gefürchtet, und sein Enkel Fritz Gontard fiel 1849 in Leipzig bei einem Barrikadenkampfe, als muthvoller Vertheidiger des Gesetzes und der Ordnung. —

Wir gehen nun sofort zur zweiten Generation der Daniel Andreas'schen Linie über, und finden darin, als ältestes Glied derselben, die uns bereits eben, als erste Erbin des Purpurhauses, bekannt gewordene Frau Johanna Helena als Gemahlin des Herrn Jacob Wilh. Mauskopf. Wenn die gute Tante auch noch eine Ahnung davon haben konnte, daß ich im Begriff bin, hier ihre friedliche Erdenruhe durch einige biographische Notizen über sie zu stören, so bin ich dennoch überzeugt, daß sie mir deßfalls nicht grollen würde. Im Gegentheil, sie würde es mir sicher nicht vergeben können, wenn ich es

hier zu wiederholen unterließe, daß sie einst zu den glänzendsten Schönheiten unserer Stadt zählte. Aber auch ihr Gatte, Herr Manskopf, theilte diesen Vorzug in einer Weise mit ihr, die Beide als eines der schönsten Ehepaare in den Kreisen der damaligen Gesellschaft erscheinen ließen.

Waren nun auch gerade damit nicht eben so glänzende Geistesvorzüge gepaart, so ist es doch gewiß, daß der Frau Helena jene eigenthümliche Frankfurter Naivität gar nicht so übel stand, der man, besonders aus einem schönen Munde, nicht selten mit mehr Interesse lauscht, wie der Halbheit blaustrümpflicher Phrasen, die meist aller Originalität entbehren. Dabei war ihre auferziemungsfähige Gemüthsart über alles Lob erhaben, sowie dagegen an ihrem Gatten eine Gewissenhaftigkeit zu rühmen ist, die sich eher dem Verderben preisgegeben hätte, als sich mit moderner Leichtfertigkeit aus irgend einer Affaire zu ziehen, wobei die erstere hätte zum Schweigen gebracht werden müssen. Beide ehrenwerthe Eigenschaften bewährten sich besonders bei einer Veranlassung, über welche mein Archiv viele interessante Documente bewahrt, und wenn ich den Inhalt derselben hier kurz zusammenstelle, so geschieht es, weil sich ohne Zweifel wohl ein Hauptmoment des ehelichen Lebens dieses Ehepaars darin schildert, der zugleich auch einige interessante Streiflichter über noch andere Glieder dieser Familienzweiges verbreitet und somit als eine Art Einleitung in die näheren Verhältnisse desselben dienen mag.

Herr Manskopf war nämlich mit seinen Brüdern associrt. In dieser Wirksamkeit hatte sich ihm eine Veranlassung dargeboten, in Rothringen Geschäfte, wahrscheinlich auf eigene Verantwortung hin, einzuleiten, die gerade bei den damaligen unruhigen Zeiten (1792) eine gefahrdrohende Wendung zu nehmen schienen. Von der Besorgniß erfüllt, seine Brüder in Verlust zu bringen, faßte er den Entschluß, ohne Verweilen derselben rasch an Ort und Stelle zu eilen, um denselben wo möglich durch ein Arrangement in Zeiten vorzubeugen. In der Hoffnung, schnell zurückkehren zu können, vielleicht aber auch durch die Befürchtung getrieben, sein Vorhaben, die Sache allein wieder gut zu machen, nicht ausführen zu können, wenn er sich gegen Jemand darüber aussprechen

würde, hatte er die Reise selbst seiner Frau verschwiegen und war somit plötzlich verschwunden, ohne daß Jemand die Ursache davon anzugeben wußte. An dem Ort seiner Bestimmung angekommen, fand er jedoch zu seinem Schrecken, daß er es mit Leuten zu thun hatte, die von den Umständen zu profitiren versuchten und denen seine gerade, ehrliche Denkweise sich nicht gewachsen fühlte. Ein tiefer Schmerz bemächtigte sich seiner im Gefühle der Unmöglichkeit, der Sache die gewünschte Wendung geben zu können. Er wollte Allem entfliehen, um in verborgener Einsamkeit seine Unverschuldigkeit zu büßen, und so war er wieder abgereist, ohne irgend eine Nachricht zu hinterlassen, wohin. Hier war inzwischen seine Familie, ja selbst die halbe Stadt über dieses plötzliche Verschwinden eines so allgemein geachteten und bekannten Mannes in einen wahren Allarm gerathen. Nur seine schöne Frau verlor den Kopf nicht. Ohne sich lange zu besinnen, unternahm sie mit ihrem dreizehnjährigen Knaben die Wiederauffindung ihres Mannes und gelangte so nach Straßburg, wo sie in dem, durch ihren Schwager Schönemann mit ihr verwandt gewordenen v. Türkheim'schen Hause die herzlichste Aufnahme und die bereitwilligste Unterstützung ihres Verhabens fand.

Ein vertrauter Gehülfe aus dem Comptoir jenes Hauses wurde ihr als Begleiter beigegeben, unter dessen Beistand die Frau des entflohenen Gemahls bald aufgefunden war. Wo sie jedoch hinkamen, war er bereits schon wieder fort, und so gelangte sie in rastloser Eile bis zum Meeresstrande, nicht ohne Besorgniß, daß sich der Flüchtling wohl schon eingeschifft haben möchte. In Calais jedoch, wo sie eben in den Hof eines Hotels einfuhren, sprang die junge Frau plötzlich mit einem Schrei freudigster Ueberraschung aus dem Wagen und eilte einer offenstehenden Remise zu, in welcher ihr Späherblick die Equipage ihres Mannes entdeckt hatte. Da ist er! rief sie freudestrahlend, da ist sein Wagen und er selbst also auch sicher in der Nähe! — Und so war es auch; bald löste sich den Umstehenden, die ihre Verwunderung über das aufgeregte Benehmen der eben Angekommenen nicht bergen konnten, das Räthsel damit, daß die glücklich hier sich wiederfindenden Gatten einander in den Armen lagen.

Mit dem Wiedersehen von Frau und Kind begann der Trübsinn des Herrn Manskopf alsbald zu weichen; es wurde wieder Tag in dem niedergedrückten Gemüthe, und die wiedergewonnene Zuversicht zu sich selbst spricht sich in einem vor mir liegenden Briefe an meinen Schwiegervater, reflectirend über das Beklagenswerthe in der menschlichen Organisation aus, die uns nur zu leicht den allzuheftigen Gemüthsaffecten preisgibt. Was während der von Besorgnissen überwältigten ruhigen Ueberlegung wie ein unübersteiglicher Berg auf ihm gelastet, das, sagt er in seinem Briefe, erscheine ihm jetzt bei wiedergewonnener Ruhe und Besonnenheit nur als ein wohl noch zu überwindendes Hinderniß, und er kehre mit der Ueberzeugung zurück, daß sich Alles ordnen und wieder in sein gehöriges Gleichgewicht bringen lassen werde.

Die interessante Correspondenz, welche mein Archiv über diese Begebenheit bewahrt, ist in hohem Grade charakteristisch für die dabei betheiligten Personen. Vor Allen ist es die Schwiegermutter des Flüchtlings, Frau Susanna Maria, welche dabei etwas näher in den Vordergrund tritt. Ich erwähnte schon eben jenes Zuges in ihrem Bilde, welcher auf die gerügte Zuversicht schließen lasse, daß Alles nach ihrem Sinne sich gestalten müsse, und die hier eben geschilderten Widerwärtigkeiten scheinen mit zu den ersten Veranlassungen gehört zu haben, sie von dem Gegentheile zu überzeugen.

Zwei Briefe, die sich darüber von ihr vorfanden, deuten auf der einen Seite ebenso beredsam auf die über sie gekommene völlige Entmuthigung, wie sie auf der anderen zu Gunsten ihres Herzens zeugen. Es ist rührend, wie sie sich bei ihrer jüngsten Tochter, Marie Schönemann, über diese Ereignisse äußert, von denen sie sich noch in ihrem Alter lebensfahre so ganz unerwartet ereilt sieht. Sie klagt, wie sie sich, durch die vielen sie marternden Gedanken über die Ungewißheit, in welcher sie über das Schicksal ihres Tochtermannes schwebe, so ganz zerschlagen fühle; wie sie indessen den Entschluß ihrer Helene nur billigen könne, und eine treue Pflichterfüllung darin erkenne, für die Wiederauffindung ihres Mannes Alles zu wagen. Sie könne es der Türkheim'schen Familie nicht genug danken, daß sie dieselbe so liebevoll aufgenommen und so viel zu ihrem Schutze gethan.

deſſen ſie auf ihrer Reiſe durch das revolutionirte Frankreich gewiß ſo benöthigt ſein würde. Wie denn nun ein Unglück ſelten allein zu kommen pflege, ſo habe der Himmel eine weitere Prüfung noch dadurch über ſie verhängt, daß ihre junge und ſchöne Schwiegertochter Frau Gontard-Borkenſtein plötzlich an einer Lungenentzündung erkrankt und ihre jüngſte Tochter Gretel durch unvorſichtiges Anlegen von Blutegeln einer Verblutung nahe geweſen. — „O, was iſt die Religion doch für eine herrliche Sache!“ ſchließt nun die ſich ſo unverhofft gerettet findende Seele; „mit dieſer können wir Alles ertragen. — Gott wird uns doch noch einige Tage weiter fortbeſſern, bis wir endlich wiſſen, wie es iſt; Geduld und Ergebung in ſeinen Willen bleibt uns allein übrig, und ſo hart uns unſer Schickſal öfters verkommt, ſo wendet es unſer aller Regierer doch zu unſerem Beſten,“ — und darum ſpricht ſich ebenſo deutlich ihre ſeitherige Unbekanntſchaft mit den Wechſelfällen des Lebens aus, wie auf der andern Seite die ächte Weiblichkeit alsbald den rechten Stab zu finden weiß, auf den ſich eine ſolche zu ſtützen hat. —

In nicht minder charakteriſtiſcher Weiſe verbreitet ſich eine zweite Reihe von Briefen des älteſten Sohnes der Familie, Franz Gontard, über dieſe Angelegenheit. Sie ſind meiſt franzöſiſch abgefaßt, und ſchon die überaus gleichmäßige, zwar hübſche, aber ganz eigenthümliche Handſchrift, läßt auf den Charakter des Schreibers ſchließen. Die Buchſtaben ſind einer wie der andere an einander gereiht, und ihre zierlichen Formen verrathen ebenſowohl eine, zwar nach Vereinfachung ſtrebende, aber auch bereits in allen ihren Eigenheiten erſtarrte Genauigkeit, die ſich denn auch durch den Inhalt der verſchiedenen Briefe in vielen Beziehungen offenbart. Herr Franz ſieht in dem Vorfall weniger ein, warum Theilnahme für ſeinen Schwager und ſeine Schweſter erweckendes Ereigniß, als vielmehr eine Calamität für die Familie, und ſein ſonſt gutes Herz kommt in Conflict mit dem verletzten Stolz derſelben. Er ſucht vergebens nach dem eigentlichen Grund des ihm räthſelhaften Benehmens ſeines Schwagers, worüber er ſeine Gedanken mit einem „enfin! j'y perds mon latin“ reſumirt. Sein Unmuth wächſt mit den Paſſionen, die ſich inzwiſchen über den eklatanten Fall erheben, deſſen eigentliche

Reiche man bereits anfing, in der Eiferſucht des Gatten zu ſuchen, weil man ſie ſich ſonſt nicht zu enträtheln wußte. „Les gens ombrageux,“ ſchreibt er, „continuent à former des conjectures sur le départ de Mme Knoblauch et moi je souffre de voir sujets à de tels propos des personnes qui me regardent de près,“ — und da die Nachforſchungen ſeiner Schweſter noch immer ohne Reſultat blieben, geht ſein Unmuth in eine wahrhafte gedrückte Gemüthsſtimmung über, die ſich in der Phraſe ausſpricht: „les embarras et les chagrins me tombent coup sur coup et de cette manière l'on se lasserait d'exister, sans les douceurs de la vie domestique,“ durch welchen letzteren Zuſatz wieder die ſanftere Regung eines ſich in ſeiner Häuslichkeit glücklich fühlenden Herzens ſpricht. Endlich kommt die Erleſung, und auf die ihm von meinem Schwiegervater ertheilte Nachricht von der gelungenen Wiederauffindung des Flüchtlings erwidert er in aller Eile: „Je n'ai qu'un instant, mon cher ami, pour te remercier du contenu de tes dernières lettres; je suis enchanté de savoir Knoblauch avec sa femme! pourvu qu'il n'ait pas de rechute,“ ſetzt er jedoch in der Herzensangſt hinzu, daß er nochmals entſtehen möchte, welche Befürchtung jedoch durch die bald erfolgte Ankunft des Paares beſeitigt wurde.

Noch eine andere intereſſante Perſönlichkeit tritt bei dieſer Correſpondenz in Scene, nämlich Anna v. Türkheim in Straßburg (Lilli), die ihrem Bruder Schoenemann von der Ankunft der Anna Knoblauch Nachricht gibt. Auch ſie ſchreibt franzöſiſch, was ſich durch ihren Aufenthalt in Frankreich erklärt, und gebe ich aus ihrem erſten einer, auch in anderer Beziehung äußerſt intereſſanten Briefe nur die auf die obige Angelegenheit bezüglichen Stellen, die ſie einflechten in ihren ſich vortheilhaft äußernden trefflichen Eigenſchaften hier einführen mögen, bis mir die Gelegenheit geboten wird, ſpäter ein Mehreres über ſie zu berichten. Sie ſchreibt:

Je ne saurais vous exprimer mon étonnement et ma frayeur à l'arrivée de Mad. Knoblauch, nous avions quelques messieurs à dîner et étions à peine levés de table, lorsqu'on m'annonça une dame qui demandait à me parler; je sors et vois une dame (que je

ne reconnaissais plus) s'élancer dans mes bras, m'inondant de larmes et me tendant une lettre, en me disant: Tenez! — lisez — votre frère! — Je fus tellement interdite, que je ne pus plus me tenir sur mes jambes, et ma première idée fut de vous croire dangereusement malade. Je fus heureusement guérie de cette alarme en voyant que la lettre était de votre main, et vis bientôt par son contenu quel était le but du voyage de votre belle-sœur; mais la frayeur ne m'a pas moins rendue malade pour huit jours.

La lettre de mon mari vous aura sans doute instruit du chagrin que cette pauvre femme a éprouvé à son arrivée à Nancy et de sa résolution d'aller jusqu'à Calais. Je ne revins pas de mon étonnement et de ma surprise et ne peux rien comprendre au projet extravagant de son mari. Qu'on sert heureux la rapprocha de lui! Veuille le bon Dieu exaucer ses prières et calmer ses inquiétudes! Je crains, comme vous, mon cher, l'influence du chagrin sur sa santé et si près, quant à moi, toutes les précautions possibles. Connaissant la confiance de votre belle-mère pour le docteur Spielmann, je l'ai prié d'indiquer à la pauvre voyageuse le régime qu'elle doit suivre; nous l'avons pourvue de sirops, tablettes et de tout ce que nous avons cru pouvoir lui être utile. Je suis enchantée d'avoir pu lui être de quelque secours, et je vous prie d'assurer Madame Gontard du plaisir que nous avons eu de pouvoir lui être agréable. Je la remercie bien tendrement de l'offre obligeante qu'elle veut bien me faire; j'y suis sensible et reconnaissante; mais ma résolution de ne pas quitter ma belle-mère est ferme et inébranlable et ne me permet pas de calculer le plaisir que je pourrais avoir de revoir mes anciens amis; d'ailleurs l'idée d'abandonner Varrheim dans un moment où il est accablé d'affaires [illegible] fatigues ne s'accorde pas avec l'attachement et la reconnaissance que je lui dois; il est doublement occupé depuis que les tristes nouvelles de Paris obligent ces Messieurs d'être toute la journée en écharpe etc. etc.

Eben trifft wenigen Zeilen bin, die meldeten Tagen in Constanz, die dem Charakter einer gebildeten Frau gut

Juncker gründen. Es ſpricht ſich darin eben ſo lebendig das theilnehmende Gemüth für die Bedrängniſſe Anderer, wie die zärtliche Beſorgniß für den ihr näher ſtehenden Bruder aus. Es macht ihr Freude, eine Gelegenheit zu haben, der Schwiegermutter behilflich, Frau Gontard, die ſie zu einem Beſuche in die Heimath einlädt, einige Angenehmes erzeigen zu können, aber ſie verzichtet auf das Vergnügen, ihre Familie und ihre Freunde wiederzuſehen, aus zartem Pflichtgefühl gegen die kranke Mutter ihres Mannes ſowohl, wie aus brieflichen Rückſichten gegen den letzteren, an welchen ſie ſich ebenſoſehr aus Ruhe wie aus Dankbarkeit gefeſſelt ſieht. — Es bedarf nichts weiter, um in der hier gegebenen Silhouette dieſer intereſſanten Frau die Züge einer vollendeten Weiblichkeit erkennbar anzudeuten, und wollte ich den übrigen Inhalt des Briefes hier noch hinzufügen, ſo würden die darin enthaltenen Anſichten über die damaligen ſo merkwürdigen Ereigniſſe der heftigſten Revolutionsperiode, ihren gereiften Geiſt und ihr treffendes Urtheil über den wahren Ernſt dieſer Momente in ein nicht minder glänzendes Licht ſtellen.

Hiermit beſchließt mein Archiv ſeine Notizen über das Manſo-pf'ſche Ehepaar, das nach glücklich erfolgter Wiedervereinigung ohne Zweifel wieder in das ruhigere Fahrwaſſer eines nicht mehr getrübten Familienlebens gelangte, bis der Tod des Gatten ihrer gemeinſchaftlichen Fahrt ein Ziel ſetzte. Als ich ſpäter Frau Manſofepf kennen lernte, war ſie bereits eine zu den verblühten Schönheiten zählende Matrone, die jedoch durch ihre Originalitäten das Intereſſe für ſich immer wach zu erhalten wußte. Sie hielt ſtets noch viel auf Toilette und beſonders auf den Schmuck von Blumen, die in künſtlicher Nachbildung ſelten ihrem Anzug fehlten. Mir gab dies einſt Anlaß zu einem ergötzlichen qui pro quo. Sie hatte nämlich im Theater ihren Platz neben der furchtbaren Loge, mit der Aurä, der Gemalin an ihrem acht Frankfurter Weſen ſonders machte, unterhielt ſich zuweilen mit ihr. Er pflegte gewöhnlich in der Loge zu ſitzen und beugte ſich dann zu ſeiner Nachbarin, deren blumenbekränztes Haupt ihre übrige Figur bei weitem dominirte. Ein kurzſichtiger Fremder neben mir im Parterre hielt daſſelbe für ein dem Fürſten hingeſtelltes Bouquet, an deſſen Geruch ſich der hohe Herr von

Zeit zu Zeit erfriſche. Er frug mich daher allen Ernſtes, warum man die Loge ſo unſymetrisch nur mit einer Blumenvaſe verſehen und nicht auf die andere Seite eine gleiche geſtellt habe, und war ſehr überraſcht, als ich ihm das Räthſel löſte, und ſich ihm nun erſt der Frauenkopf in ſeiner nachgebeſſerten Wangenfriſche allmälig aus dem Blumenwalde erkennbar entwickelte. —

Wenden wir uns jetzt zu dem nächſtfolgenden Sproſſen, nämlich zum älteſten Sohne dieſes Zweiges, Herrn Franz Gentard, den ich bereits oben durch einige charakteriſirende Andeutungen einführte.

Es kommen uns Phyſiognomien im Leben vor, die für den Maler, und wäre er auch nur ein Dilettant, etwas Unwiderſtehliches an ſich tragen, ſie auf die Leinwand zu ſtriren. Nicht gerade, weil ſie vorzugsweiſe ſeinen Idealen angehören, ſondern vielmehr, weil ſich irgend ein Charakter ſcharf darin ausprägt, der, ſelbſt als ein bizarrer, das phyſiognomiſche Intereſſe oft weit mehr feſſelt, wie jene, wenn auch regelmäßigeren Züge eines gewöhnlichen Menſchenantlitzes.

So iſt es mir auch mit Herrn Franz Gentard gegangen. Ich würde eine ſehr intereſſante Aufgabe darin finden, die in dieſer ſo eigenthümlichen Perſönlichkeit ſich darbietenden Motive zu einem charakteriſtiſchen Lebensbilde zuſammenzuſtellen, wenn mir ein ausreichendes Material dazu zu Gebote ſtände; leider aber bietet mir mein kleines Archiv nur wenige hervorſtechende Züge aus ſeinem Leben dar, welche ich benutzen konnte, der hier folgenden Skizze eine erkennbarere Aehnlichkeit zu verleihen. Mit deren Auffaſſung bin ich jedoch weit entfernt, ſie nur in den Umriſſen jener äußeren Erſcheinung hervortreten zu laſſen, wie ſich dieſelbe vielleicht bei Manchem, der ſie noch perſönlich gekannt, mit allen ihren abſtoßenden Eigenheiten umgeben, im Gedächtniß erhalten hat. Im Gegentheil wünſche ich eben durch die Mittheilung der Erlebniſſe, welche beſonderen Einfluß auf ſeine Charakterbildung geübt, manchen der ſchroffen Züge zu mildern, die den Ausdruck eines trefflichen Herzens in ſeinem Bilde beeinträchtigen konnten.

Unter der Leitung ſeines Onkels Henri herangewachſen, ſcheint Herr Franz ſchon frühzeitig als dereinſtiger Dirigent des Hauſes Jakob Friedrich Gentard und Sohne betrachtet und deßhalb in der Familie

mit einer beſonderen Vorliebe behandelt werden zu ſein. Dieſes frühzeitige ſich bewußt werden, daß ihm vorzugsweiſe die Wahrung der merkantiliſchen Ehre eines ſo bedeutenden Bankgeſchäfts vertraut ſein werde, mochte auf der einen Seite allerdings viel dazu beitragen, ſeine ihm angeborne Solidität und ein damit verbundenes ſtrenges Rechtsgefühl in hohem Grade zu ſteigern; auf der anderen Seite jedoch legte es auch wohl den erſten Grund zu den mancherlei pedantiſchen Eigenheiten, die ihn durch ſein ganzes Privat- und Geſchäftsleben begleitet, ja es wurde ohne Zweifel mit zur Veranlaſſung jenes ihm ſo bedrohlichen Ereigniſſes, auf welches ich zurückkommen werde, und das vor Allem zu der eigenthümlichen Richtung beigetragen, von der ſeine Denk- und Handelsweiſe bis an ſein Ende beherrſcht wurde. So viel Barockes indeſſen auch in ſeinem Aeußerlichen liegen mochte, ſo beeinträchtigte das doch keineswegs die Achtung, die Jedermann ſeiner anerkannten Rechtlichkeit zollte. Sie ſicherte ihm ebenſowohl die aufrichtige Zuneigung und Ergebenheit der ihm Näherſtehenden, ohne daß er gerade durch beſondere Zuvorkommenheit danach ſtrebte, wie ſie ihm den Reſpekt und den Gehorſam ſeiner Untergebenen erhielt, ohne daß er es nöthig hatte, ſie ſich durch Aeußerungen der Strenge zu erzwingen.

Ueber die früheren Lebensverhältniſſe des Herrn Franz enthält mein Archiv nichts Erwähnenswerthes, da derſelbe erſt da in deſſen Bereich tritt, wo er als mit meinem Schwiegervater verſchwägert, darin erſcheint. Die erſte ihn betreffende Notiz iſt indeſſen ſehr erfreulicher Natur, denn ſie bezieht ſich auf ſeine Vermählung mit Jungfer Barbara Friederike Wichelhauſen, welche am 1. Februar 1785 vollzogen wurde. Das darüber vorhandene Document iſt ein ganz hübſches Hochzeitsgedicht, welches ein „ergebenſter Freund“ des Bräutigams in Augsburg verfaßt und das ich als ein ziemlich lebensfriſches Product eines zur Zahme Mercurs übergegangenen Muſenſohnes hier folgen laſſe:

* * *

Frohes Mitgefühl

bey der

Goutard und Wichelhaußischen

Verbindung

geäußert von einem ergebensten Freund

des Herrn Bräutigams.

Augsburg, gedruckt 1780.

O Muse, fliehe mich nicht;
Ich flehe in ängstlicher Stellung
Um deinen Einfluß in meinem Gesang.
Die Pflicht erheischet mein Lied,
Die Pflicht der dankbaren Freundschaft,
Laß dich erbitten und fliehe mich nicht.

Zwar hab ich (kränkend für mich)
Dich Göttliche von mir verscheuchet,
Den Weihrauch andern Göttern gebracht,
Dem Gott des Handels. Doch nun
Da sich mein **Goutard** heut trauet,
Heut schwör ich neue Verehrung Dir zu.

Schon fühl ich, würdiger Freund,
Ich hab' nicht vergebens gelebet.
Es drängen Gedancken Gedancken, und Sie
Nur von der Wahrheit gerührt,
Wägen nicht Silben und Worte,
Redliche Meynung ist Ihnen genug.

Entzückend war mir die Poſt
Im Briefe des jüngeren **Freundes**
Der unvermuthet aus Frankfurt mir kam;
„Mein Bruder“ ſo lautete ſie,
„Iſt müd alleine zu leben,
„Hat ſich ein herrliches Weibchen gewählt.“

Gewählt — ſo dachte ich dann
Und rief mir den Namen der Holden
In mein Gedächtniß mit allem zurück
Wie ich ſie kannte. Glück zu!
Die Vorſicht ſegne Ihr Wählen
Segne's auf immer und thue Euch wohl.

Trennen zwar Meilen uns jetzt
Und gönnet mir meine Entfernung
Den nähern Antheil am Feſte gleich nicht,
Das Ihre Liebe heut krönt
Das Ihre Lieben entzücket,
Bin ich nicht minder im Geiſte Ihr Gaſt.

Ihr Gaſt, und leere das Glas
Aufs Wohlſeyn der **glücklich Gepaarten!**
Das Glas mit Nektar vom Rheine gefüllt:
Wie der nach Schwaben wohl kommt?
Ich denk, Sie könnten noch fragen!
Ihr beſter Onkel ſagts **Ihnen** gewiß.

Wo nicht, ſo ſag ichs wohl ſelbſt —
Doch noch ein Wort im Vertrauen
Vom Zweck der Ehe, von Kindern. Nicht wahr,
Freund, Sie vergeßen ihn nicht?
Ich ſprech aus eigner Erfahrung
Freu' mich im Voraus des künftigen Sohns.

Vieles in diesen Versen Enthaltene ist dem damaligen jungen Bräutigam auch in Erfüllung gegangen; er hatte glücklich gewählt, denn eine liebevollere, kluthsamere Lebensgefährtin wie Frau Barbara Friederica hätte er nicht finden können, und ohne eine solche, ihn stets mit treuester Sorge überwachende Stütze, würde er gewiß an so mancher Anfechtung, mit der er auf seinem Lebenswege zu kämpfen hatte, weit schwerer haben tragen müssen.

Auch haben wir bereits eben durch eine Aeußerung von ihm selbst erfahren, daß er sich in seiner Häuslichkeit glücklich fühlte, die sich denn auch alsbald durch zwei wohlgebildete Söhne und eine nicht minder schöne Tochter eines Zuwachses erfreuen konnte, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte.

So verflossen elf Jahre, deren Verlauf dem Herrn Franz wohl wenig Veranlassung gegeben haben mochten, Betrachtungen über die Wandelbarkeit des Erdenglücks anzustellen und damit ihn zu der Demuth zu stimmen, die man im Glücke grade am wenigsten aus den Augen setzen soll.

Da aber begann plötzlich auch für ihn eine Prüfungszeit, die um so viel härter an ihn herantrat, je weniger er es seither gelernt hatte, seinen Willen den Aufgaben unterzuordnen, die oftmals ganz unerwartet und in unerbittlichster Weise an uns gestellt werden.

Männer, die sich ihren Geschäften mit zu angestrengtem Eifer hingeben, werden in den Uebergangsperioden des männlichen Alters nicht selten von Gemüthsaffectionen befallen, die sorglich beachtet zu werden verdienen, wenn sich dabei der Organismus des Erkrankten allzusehr den Neigungen unterordnet, die seiner Gemüthsart zum Grunde liegen. Eine derartige Störung hatte sich auch bei Herrn Franz Bontard eingestellt und nach und nach einen Grad erreicht, der in der Familie zu den ernstlichsten Besorgnissen Anlaß gab.

Eine durchgreifende Cur erschien dringend nöthig, und da die Aerzte den Gebrauch des damals viel besuchten Pyrmonter Bades anriethen, so wurde (im Juni 1794) beschlossen, den Patienten zu bewegen, dort seine Wiederherstellung zu versuchen.

Wenn ich hier ein Familienereigniß erwähne, welches, zu den intimeren zählend, eine ſchonende Berückſichtigung vielleicht lieber ganz unberührt geſehen hätte, ſo wird meine dabei nicht zu verkennende Abſicht doch jeden Schein einer Indiscretion leicht beſeitigen. Der Nachhall dieſer Seelenverſtimmung hat zu entſchieden den Ton in der ſpäteren Lebensharmonie des Patienten angegeben, als daß der Verſuch, die Mißklänge darin zu erklären, nicht gerechtfertigt erſcheinen ſollte. Außerdem aber bietet mir mein Archiv in einer ziemlich umfangreichen Correſpondenz über dieſes Begebniß ein ſo intereſſantes Material zur Benutzung, daß ich es wirklich beklage, nur einen flüchtigen Auszug davon geben zu können, denn es ließe ſich in der That ein ſehr verwendbarer Stoff zu einer jener Familiennovellen daraus entnehmen, die den Leſer vorzugsweiſe durch die Wahrheit der darin gezeichneten Charaktere zu feſſeln wiſſen. Sitten und Denkweiſe jener Zeit ſpielen eine ſo natürliche Rolle darin, daß ſie mit den Capricen und Unbeholfenheiten der darin Agirenden und den dadurch herbeigeführten Verwicklungen als ganz intereſſante Motive zu benutzen ſein würden.

Eigenwille und Selbſtüberſchätzung, die ſich in Folge überwiegenden Bewußtſeins ſtreng rechtlicher Grundſätze bei Herrn Franz mehr und mehr geſteigert, traten vor Allem in den Momenten bei ihm in den Vordergrund, wo ſein Gemüthsleben der Herrſchaft der Vernunft entſchlüpfte. Um ſo ſchwieriger wurde es, den Rathſchlägen zu ſeiner Wiederherſtellung Eingang zu verſchaffen und ihn zu vermögen, ſich, wenn auch nur auf einige Zeit, den Geſchäften zu entziehen und ſeine Thätigkeit darin ſeinem jüngeren Bruder Jakob Friedrich allein zu überlaſſen.

Unter ſolchen Umſtänden war der Gattin des Patienten eine ſchwierige Aufgabe zugefallen, deren Löſung um ſo mehr Sanftmuth, Geduld und Herzensgüte in Anſpruch nahm, je weniger man es damals ſchon verſtand, ſich dergleichen Calamitäten mit einer hydriſchen Waſſerkur oder ſonſt durch dazu eingerichtete Inſtitute ſofort vom Halſe zu ſchaffen. Frau Barbara Friederica beſaß jedoch alle die weiblichen Tugenden im reichſten Maße, die ſtets um ſo glänzender hervor-

lieben, je härter die Prüfungen ſind, die ihnen auferlegt werden, und ſomit erfüllt auch ſie die übrigen mit der lobenswerthen Ergebung.

Unter allen andern, dem Patienten Nahestehenden war aber wohl Niemand, dem deſſen betrübende Lage mehr zu Herzen ging, als ſeiner guten Mutter, der Frau Daniel Andreas Gontard. Kaum hatten ſich die ſchmerzlichen Eindrücke bei ihr verwiſcht, welche die oben erwähnten Erlebniſſe ihrer Tochter Helene auf ſie gemacht, als ſie ihr Familienglück aufs Neue und zwar in einer Weiſe bedroht ſah, die um ſo beängſtigender für ſie war, da es ſich um die geiſtige Exiſtenz desjenigen ihrer Söhne handelte, den ſie nach des Vaters Tode ſich bereits gewöhnt hatte, als das Haupt der Familie zu betrachten, auf dem die Würde und das Anſehen des Hauſes ruhte. Dieſe neue Prüfung, viel ſchmerzlicher als die kaum überſtandenen, ſetzte ihre durch Erfahrungen eben noch nicht beſonders geübte Faſſung auf eine harte Probe, und eine Reihe von Briefen an meinen Schwiegervater, die deſſen Archive bewahrt, geben Zeugniß, wie es ihrem bedrängten Herzen jetzt Bedürfniß geworden, ſich an der Theilnahme derer zu erwärmen, von denen ſie dieſelbe früher und bei anderen Veranlaſſungen wohl nur als einen ihr ſchuldigen Tribut hingenommen hatte. Je fühlbarer es ihr wurde, wie wenig ſie ſelbſt zur Abwehr des Bedrohlichen dieſes Ereigniſſes beizutragen vermochte, je mehr neigte ſich ihr Streben der Ergebung in einen höheren Willen zu, und ihre Aeußerungen in dieſem Sinne laſſen es errathen, wie das bedrückte Mutterherz, allen weltlichen Prätenſionen entſagend, auch jetzt wieder nur in der Religion die alleinige Stütze finden konnte, die ein weibliches Gemüth in ſolcher Trübſal aufrecht zu erhalten vermag, und damit erſcheinen die Grundzüge ihres Charakters auch hier wieder im wohlthuendſten Lichte.

Anders verhielt es ſich mit der Theilnahme des Bruders unſeres Patienten, dem Herrn Jacob Friedrich Gontard, von dem ſich eine nicht minder umfangreiche Correſpondenz über dieſes Ereigniß vorfindet, in welcher jedoch die brüderliche Liebe dem Andrange des Grundſatzes „les affaires avant tout“ weichen muß. Von den Beſorgniſſen für die Wiederherſtellung des Kranken iſt darin weniger, deſto mehr

aber darüber die Rede, daß derſelbe zu einem unbedachten Gebrauch ſeiner Unterſchrift veranlaßt und das Handelshaus dadurch in große Verlegenheiten verſetzt werden konnte. Der Briefſteller beſchwört daher meinen Schwiegervater wiederholentlich, den Patienten, den er nach Pyrmont zu begleiten bittet, dort nicht aus den Augen zu laſſen und Alles aufzubieten, um zu verhindern, daß der ſo gefürchtete Fall nicht einträte. Alles Uebrige ſieht ſich dieſem drohenden Schreckbilde gegenüber, das ſich jedoch glücklicherweiſe in ein gänzlich leeres auflöſen ſollte, in den Hintergrund gedrängt.

Mein guter Schwiegervater trat auch hier wieder, wie überhaupt bei allen Veranlaſſungen in der Familie, als das beſchwichtigende Princip auf, das ſtets von derſelben in Anſpruch genommen wurde, wo es der klaren und ruhigen Einſicht bedurfte, um Calamitäten abzuleiten, die durch Geldmittel nicht zu beſeitigen waren. Seine ihm eigenthümliche wohlwollende Geſinnung war überall bereit, zu helfen, ſo viel es in ſeinen Kräften ſtand und darum gab es auch faſt kein Familienbedrängniß der Art, wovon ihm nicht ein Antheil aufgebürdet wurde. Auch dieſes Mal war es ihm wieder beſchieden, den kranken Schwager nach Pyrmont zu begleiten, dem zugleich deſſen Gattin und Tochter, ſowie auch ſeine Schweſter, Frau Schenemann und Tochter dahin folgten, ſo daß ſich derſelbe des gewohnten Familienkreiſes in keiner Weiſe entrückt ſah, der damit zugleich die zärtlichſte Sorge um ihn zu erkennen gab.

Das erſte Auftreten des Herrn Franz in Pyrmont ließ übrigens nicht die geringſte Ahnung über den eigentlichen Zweck ſeiner Anweſenheit aufkommen; das Auffallende darin fand ſich theils durch das ihm überhaupt eigenthümliche Weſen, theils aber auch von dem ſo geachteten Namen gedeckt, dem ſeine Perſönlichkeit angehörte. Man ließ der Firma manches hingehen, was ſich ſonſt wohl bemerkbarer gemacht hatte, und man würde ſelbſt eher ſeine Begleiter für geiſteskrank gehalten haben, wenn ſie bei einem Manne darauf hingedeutet hätten, der im Ganzen und beſonders im öffentlichen Umgang ſo wenig Spuren davon an den Tag legte.

Der fortgeſetzte Gebrauch des ſo aufregenden Pyrmonter Waſſers mußte nach und nach noch Erſcheinungen herbei, die ſeinen eigentlichen Seelenzuſtand ſtets ſichtbarer hervortreten ließen und endlich ganz außer Zweifel ſetzten. Dieſelben in den verſchiedenen originellen Abänderungen zu ſchildern, wie ſie die Berichte meines Schwiegervaters darüber erwähnen, würde hier zu weit führen; ich beſchränke mich daher auch nur auf eine derſelben, die vorzugsweiſe eine charakteriſtiſche Seite darbietet.

Die ſocialen und gaſtfreundlichen Tugenden ſind in der Gontard'ſchen Familie von jeher heimiſch geweſen und waren demnach dem Herrn Franz auch hier gegenwärtig geblieben. Einer Anregung dazu nachgebend, hatte er beſchloſſen, den ſämmtlichen Kurgäſten ein heiteres Feſt zu bereiten und durch Karten dazu einzuladen, die man jedoch in der Befangniß nicht abgeben ließ, daß irgend etwas Compromittirendes daraus entſtehen konnte. Damit hatte man indeſſen die Zubereitungen zu dem Feſte nicht hindern können, die der Feſtgeber perſönlich und in unveränderlicher Weiſe betrieben, und die bewieſen, daß derſelbe noch keinen Augenblick aufgeben, ſich aller geſellſchaftlichen Convenienzen vollkommen bewußt zu bleiben. Er hatte ſich eigends den Schloßgarten dazu erbeten, Muſik, Erfriſchungen und kalte Speiſen dahin beordert und Alles ſo weiſe angeordnet, daß der Schloßverwalter erſt dann anfing an ihm irre zu werden, als derſelbe die bereitſtehenden Stühle wegbringen ließ und an deren Stelle eben ſo viele Heubauſen breitete, auf welchen die geladenen Damen Platz nehmen ſollten. — Ohne Zweifel ſchwebte ihm dabei die Idée einer fête champêtre vor; dennoch hat er dringend, den Fröſchen im nahen Teiche das unanſtändige Quaken zu unterſagen, und war ſehr entrüſtet, ſich von dem Ueberflüſſigen dieſes Verbots dadurch zu überzeugen, daß er Niemand von den geladenen Gäſten erſcheinen ſah.

Unter ſolchen Umſtänden hielten es die Aerzte doch nicht für angemeſſen, ſeinen Aufenthalt im Bade zu verlängern und riethen nun ſelbſt zur Heimkehr. Damit war jedoch der Patient, der inzwiſchen Geſchmack am Baderleben gefunden, nicht einverſtanden und man

mußte ihm eine plötzliche Erkrankung ſeiner Mutter vorſpiegeln, um ihn zu beſtimmen, den Rückweg anzutreten.

Die Familie empfing ihn mit größter Theilnahme, bei der ſich jedoch jener ihr ſo eigenthümliche Characterzug wieder bemerkbar machte, der ſich gerne den ihm unangenehmen Dingen dadurch entzieht, daß er nicht daran glaubt. So hielt man denn auch den Seelenzuſtand des Herrn Franz keineswegs für bedenklich mehr, und beſonders ließ ſich die Mutter durch deſſen gemeſſenes Benehmen ſo täuſchen, daß ſie ihm zu Ehren ein großes Familienfeſt veranſtaltete. Hier aber verſammelte er die Geſellſchaft mit der ernſtlichen Verſicherung um ſich, daß er ein ſehr bedeutendes mechaniſches Kunſtwerk acquirirt habe, zu deſſen Mittheilung er bereit ſei, wenn man ihn dagegen für die dafür gehabten Koſten einigermaßen entſchädigen wolle. Dies wurde unter allgemeiner Spannung zugeſagt und nun ließ er ein durch eine kleine Vorrichtung in Bewegung geſetztes Mandchen über den Tiſch laufen, wodurch man ſich bald überzeugte, wie es mit ſeinem Irrgange beſchaffen ſei.

Die Familie trat nun auf's Neue in Berathung über die Behandlung des Kranken und entſchied ſich dahin, dieſelbe dem bereits früher erwähnten Dr. Ehrmann zu vertrauen, der ſich ſchon damals durch ſein einfaches, aber conſequentes Heilverfahren, einen wohlverdienten Ruf erworben. Derſelbe erklärte ſich auch dazu bereit, doch nur unter der Bedingung, daß ihm der Patient gänzlich überlaſſen und jeder directen Einwirkung der Familie entzogen werden müſſe. Damit wurden nun freilich die von ſoviel theilnehmender Beſorgniß erfüllten Herzen, der Gattin ſowohl wie der Mutter, auf eine harte Probe geſetzt; da es ſich jedoch um die Wiederherſtellung eines ihnen ſo theuern Familienhauptes handelte, ſo faßte man ſich, wohl in der Hoffnung, daß es doch nicht allzuernſt damit gemeint ſein würde. Der Bruder deſſelben, Herr Jacob Friedrich, ſtimmte dagegen dem Plane des Dr. Ehrmann um ſo bereitwilliger bei, da er durch eine gänzliche Iſolirung des Patienten ſeine ihm noch immer vorſchwebenden Beſorgniße wegen möglichen Mißbrauchs der Unterſchrift, ſich um Vieles vermindern ſah. Seinem Einfluſſe mochte es daher

wohl vorzugsweiſe zuzuſchreiben ſein, daß man ſich, auf das Entgegenkommen des mit dem Hauſe Bontard befreundeten Amtmanns Jannichliffer, für deſſen Wohnort Dorheim entſchied, der den verſchiedenen dabei betheiligten Intereſſenten am entſprechendſten erſchien. Nur hatte man die Capricen des Dr. Ehrmann dabei außer Berechnung gelaſſen, der ſeine Zwecke nicht ſelten in ganz eigenthümlicher Weiſe durchzuſetzen pflegte, wenn ſeine einfachen Rathſchläge nicht ſofort Eingang fanden.

Bei dem ſo unbeugſamen Eigenwillen des Patienten, mußte die Verſetzung deſſelben in dieſes ihm beſtimmte, außer der Nähe des Schwalheimer Brunnens, aller Romantik entbehrende Exil den Rückhalten der Familie eine ſehr ſchwierige Aufgabe ſtellen. Man ſcheint ſie auch faſt für unmöglich gehalten und darum ſeine Zuflucht zu einer Lüge genommen zu haben, deren wunderliche Combinationen jedoch mehr die Unbeholfenheit in ſolchen Dingen erkennen ließen, als ſie ein ſicheres Gelingen in Ausſicht ſtellten. Dem Herrn Franz wurde nämlich glauben gemacht, daß er in Geſellſchaft ſeiner Frau und ſeiner Mutter die von ihm ſo ſehr gewünſchte Rückkehr nach Pyrmont antreten würde, womit er ſich vollkommen einverſtanden erklärte. Bei der damaligen Art, zu reiſen, hatte es nichts Auffallendes, daß man verabredete, die erſte Raſt ſchon in dem nahen Friedberg zu halten, wohin inzwiſchen bereits zwei Freunde, Herr Hegel und Herr Bontard-Wichelhauſen, vorausgegangen waren, welche dort mit den Reiſenden wie durch Zufall zuſammentreffen ſollten. Sie hatten die Aufgabe übernommen, die Geſellſchaft zu beſtimmen, mit ihnen die ſchöne Umgegend und namentlich Dorheim zu beſuchen, welches als beſondere Sehenswürdigkeit angerühmt wurde. Das gelang auch, und an dem verhängnißvollen Orte angelangt, proponirte Herr Hegel ſofort einen Spaziergang nach dem Schwalheimer Brunnen, wo nach der Abrede Dr. Ehrmann ſeinen Patienten erwarten und in Empfang nehmen ſollte.

Während die übrige Geſellſchaft im Amthauſe unter dem Vorwande zurückblieb, Briefe nach Frankfurt zu ſchreiben, führte Herr Hegel ſeinen Freund dem entſcheidenden Momente entgegen, womit

deſſen beabſichtigte Kur beginnen ſollte, wobei nun aber die erſte der Capricen des Arztes, Dr. Ehrmann, zum Vorſchein kam, der am Brunnen vergebens auf ſich warten ließ. In dieſer Verlegenheit blieb dem Herrn Gegel nichts Anderes übrig, als ſeinen Freund nach Dorheim zurückzugeleiten, und ihn dort in der für ihn beſtimmten Wohnung ſeinen ihn erwartenden Dienern und Wärtern in der Hoffnung zu übergeben, daß der Arzt noch eintreffen würde.

Inzwiſchen weilten ſeine Familie und Freunde im Amthauſe den Eindruck abwarten, den die erſte in einer ſolchen Zſolirung zugebrachte Nacht auf den Kranken machen würde. Daß dieſer ein ſehr peinlicher ſein mußte, ließ ſich bei einem Character, der bis daher kein anderes Gebot als ſeinen eigenen Willen gekannt, und der ſich nun plötzlich dem Widerſtande ſo tief unter ihm ſtehender Perſonen ausgeſetzt ſah, leicht vorausſehen. Auch der Geſellſchaft im Amthauſe war die Nacht nicht weniger ſorgenvoll vergangen und die bedrückten Frauenherzen konnten den anbrechenden Morgen kaum erwarten, um Erkundigungen über den Zuſtand des ihnen ſo theuern Kranken einholen zu können. Hatte es doch der Mutter faſt das Herz gebrochen, als ſie ihren Sohn den Gang nach dem Brunnen antreten ſah, wozu ſie ihre Mitwirkung ſich als einen an demſelben begangenen Verrath zum Vorwurf machte. Um ſo mehr wird man ſich den Schmerz und die Reue denken, die Beide über die treuloſe Nacht empfanden, welche der Kranke verbracht, der fortwährend mit dem heftigſten Ungeſtüm nach den Seinigen verlangt hatte. Man berieth nun auf's Neue, was zu thun ſei, da das ausdrückliche Gebot des Arztes dahin lautete, daß, einmal von dem Kranken getrennt, keine Rückkehr zu demſelben mehr zulaſſig ſei. In dieſer Verlegenheit entſchloß man ſich, mit demſelben zu parlamentiren. Es wurde ihm eröffnet, daß wenn er das Verſprechen geben wollte, ſich allen Anordnungen des Dr. Ehrmann zu fügen, man ſich wieder mit ihm vereinigen würde, und da dies zugeſagt wurde, und ſein gegebenes Wort hinlängliche Bürgſchaft gewährte, ſo eilte nun Alles, den armen Gefangenen aus ſeiner peinlichen Lage zu erlöſen, die denn auch bei einem frohen Mittagsmahle bald wieder verſchmerzt und vergeſſen wurde.

Mehrere Tage vergingen nun unter vergeblichem Harren auf Dr. Ehrmann's Ankunft, der ohne Zweifel die Familie ſich nur erſt recht von der unpractiſchen Wahl des Kurorts überzeugen laſſen wollte, um dann ſeinem Vorſchlag, den Kranken nach Frankfurt zurückzuverſetzen, um ſo leichter Eingang zu verſchaffen. Er überbrachte die Nachricht, daß eine befreundete Familie ſich erboten, dem Herrn Franz ihren Garten zum Aufenthalt einzuräumen, was nun mit Freuden acceptirt wurde, ſo ſehr man früher auch eine weitere Entfernung deſſelben aus den bereits angeführten Gründen gewünſcht hatte.

Hier begann nun Dr. Ehrmann ſeine Kur, die er mit ſo viel Umſicht und pſychologiſchem Scharfblick zu leiten wußte, daß ſie eine vollſtändige Geneſung zur Folge hatte. Schon nach Verlauf von etwa acht Wochen konnte der Patient als völlig hergeſtellt zu den Seinigen zurückkehren, wohin er das unbedingte Vertrauen und eine dauernde Anhänglichkeit für ſeinen Arzt mit ſich nahm. Um ſo unauslöſchlicher blieb dagegen ſein Haß gegen ſeinen Wärter, den Dr. Ehrmann unter der Maske eines ihm unentbehrlichen preußiſchen Militairarztes bei ihm eingeführt hatte. Nach ſeiner eigenthümlichen Weiſe hatte er es ſo einzurichten gewußt, daß alle Widerwärtigkeiten der Kur als von jenem ausgehend erſchienen, während er ſelbſt ſtets nur als vermittelnd und beſchwichtigend dabei auftrat, wodurch er ſich nicht allein in der dauernden Gunſt des Kranken erhielt, ſondern ſich deſſen Heilung auch um Vieles erleichterte. Ein Billet des Letzteren, worin derſelbe meinem Schwiegervater ſeine Wiedergeneſung ankündigt, ſpricht ſich darüber ſo charakteriſtiſch aus, daß ich mir es nicht verſagen kann, es als ein intereſſantes Document hier folgen zu laſſen.

„Je me hâte, mon cher Schoenemann, que ma maladie causée par le traitement atroce d'un diable sous forme de chirurgien de S. M. très-prussienne, n'aura point rompu nos liaisons d'amitié, qui sont de trop de consistance et de sincérité pour souffrir par une catastrophe qui ne dérive que de mon application démesurée.

„Ma mère vient prendre le thé chez nous aujourd'hui, et si toi, ta femme et la Mimi vont vers de mieux,

venez également et procurez-moi la satisfaction de vous renouveler de bouche l'assurance de mon estime et de mon inviolable attachement.

Dimanche 12 Octobre.

Francois Gontard."

Ich habe die Kataſtrophe, als welche Herr Franz Gontard den eben geſchilderten Zwiſchenfall in ſeinen Erlebniſſen richtig bezeichnet, nicht ohne Abſicht mit einiger Umſtändlichkeit behandelt, da ſie von ſo entſchiedenem Einfluß für ſeine ganze übrige Lebensdauer geweſen iſt. Sie wurde zur Quelle der meiſten jener Eigenheiten, die ſo Viele falſch beurtheilt haben, welche nicht wußten, worin ſie ihren eigentlichen Grund hatten. Eine fortwährende Beſorgniß war ihm geblieben, er möchte durch irgend eine Aufregung oder Gemüthsaffection wieder in einen ähnlichen Zuſtand verfallen, und daher waren alle ſeine Beſtrebungen beſtändig dahin gerichtet, Alles zu bekämpfen, was ſeine gleichmäßige Stimmung hätte alteriren können. Nur allein aus dieſem Grunde erſchien er öfters in den Augen derer für kalt und ſelbſt herzlos, die nicht wußten, wie ſorglich er die Regungen ſeines Herzens zu überwachen hatte.

Mein Archiv macht nun eine ziemlich lange Pauſe in jenen, den Herrn Franz Gontard betreffenden Berichten, bis es endlich von einem heiteren Feſte Kunde gibt, das die ganze Gontard'ſche Familie in eine frohe Bewegung verſetzte. Es war dies die Feier ſeiner ſilbernen Hochzeit, die zum Doppelfeſte wurde, da ſich an demſelben Tage (1. Februar 1810) zugleich ſeine älteſte Tochter, Marie, mit Herrn Peter Belli vermählte.

Es hatte dieſe Inclinationsheirath anfänglich mit mancherlei Hinderniſſen zu kämpfen gehabt, die nun hier als glücklich überwunden erſcheinen, und darum um ſo mehr dazu beitrugen, die heitere Stimmung zu erhöhen, die ſich allſeitig darüber kundgab. Das Feſt brachte mit einem Male viel Poeſie über die Familie Gontard, in welcher ſich dieſelbe ſonſt eben nicht beſonders bemerkbar zu machen pflegte; bei dieſer Veranlaſſung aber ſcheint ſie hauptſächlich durch den

humoriſtiſchen Senſal Lang darin eingeführt worden zu ſein, deſſen ich bereits früher bei Gelegenheit der engliſchen Waarenverbrennung anerkennend erwähnte.

Lang war damals vorzugsweiſe das belebende Princip bei ſolchen Veranlaſſungen, und in um ſo größerer Uebung darin, da ſeine merkantiliſche Stellung ihn täglich in Berührung mit der großen Handelswelt brachte, der es auf dieſe Weiſe bequem war, im benöthigten Falle eine Partie Humor für ihre Feſte mit in Auftrag zu geben.

Dieſesmal war das poetiſche Ergebniß ſehr reichhaltig ausgefallen, und mein Archiv bewahrt die mannigfachſten Beweiſe, wie Verwandte und Freunde ſich bemüht, ihre Wünſche in gebundener Rede vorzutragen. Unter manchen recht artigen zeichnet ſich jedoch vor allem das poetiſche Impromptü, „Der Jahrmarkt von Krähwinkel", darunter aus, womit die Gäſte nach einem ſchweren und ſolennen Mittageſſen überraſcht wurden, und das ohne Zweifel größtentheils von Lang erfunden und auch unter ſeiner beſonderen Leitung executirt wurde.

Wer Diejenigen noch gekannt, welche damals in jugendlicher Lebensluſt dieſen improvisirten Jahrmarkt mit ihren Waarenausſtellungen belebten, wird die hier folgende Liſte derſelben nicht ohne ein wehmüthiges Gefühl überblicken. Sie ruhen, mit ſehr wenigen Ausnahmen, bereits Alle längſt im kühlen Grabe, und hier, glaube ich, wiſſen ſich nur noch vier dabei in Thätigkeit Geweſene, nämlich das damalige Brautpaar, Herr und Frau Pelli, Frau Oſterrieth (damals Fräulein Franciska Wichelhauſen) und Frau Rath Schloſſer (damals Fräulein Charlotte Dufay) dieſer frohen Stunden zu entſinnen. Im Ganzen hatten ſich die folgenden Perſonen dabei betheiligt:

Ein Schulmeiſter	Herr Lang.
Chor.	
Prolog	Fräul. Sophie Bontard (jüngſte Tochter vom Haus, damals 10 Jahre alt)
Drei Blumenmädchen	Fräul. Victoire u. Amelie Bontard u. Fräul. Franciska Wichelhauſen.
Quacksalber	Fritz Bontard.
Tröſter	Henri Bontard.

Modehändlerin	Fräul. Schönemann.
Zuckerbäckerin	Fräul. Helene Bentard.
Schuhmacher	Franz Bentard.
Spiegelhändlerin	Fräul. Charlotte Düſay.
Beſenbinder	Leſſing-Brevillier.
Muſicalienhändlerin	Fräul. Henriette Bentard.
Silberarbeiter	Peter Dolfuß.
Drechsler	Paſſavant-Brevillier.
Buchhändlerin	Fräul. Cäcilie Bentard.
Zwei Kinder	Fräul. Louiſe Bentard. Fräul. Antoinette Jordis.
Bänkelſänger	Lang.

Es würde die mir gezogenen Gränzen bei weitem überſchreiten, wollte ich hier die ſämmtlichen Poeſien wiedergeben, womit die Feilhaltenden ihre Waaren anprieſen, oder ſie den Gefeierten überreichten. Die meiſten Pointen darin haben mit der Zeit ihre Bedeutung eingebüßt, und von den gemeinverſtändlichen iſt es nur die Philoſophie des Beſenbinders, die vielleicht auch noch heute ihre Anwendung finden dürfte. Er rief den Anweſenden zu:

Kaufet Beſen! kaufet ein!
Ganz gering iſt meine Waare;
Aber einem Hochzeitpaare
Soll ſie doch erſprießlich ſein!
Kauft nach Elle und Gewicht,
Nur verwerft die Beſen nicht!

In dem lieben Eheſtand
Gibt es manches auszufegen,
Und da kommt es ſehr gelegen,
Hat man Beſen bei der Hand.
Kauft nach Elle und Gewicht,
Nur verwerft die Beſen nicht!

Schwärzt ſich ein Galan ins Haus,
Soll der Mann wohl mit ſich ſpaßen
Und ſich Naſen drehen laſſen?
Nein! er fegt den Gaſt hinaus!
Kauft nach Elle und Gewicht,
Nur verwerft die Beſen nicht!

Männer ſind nie frei von Schuld;
Setzt es Launen oder Grillen,
Zeigt die kluge Frau im Stillen
Mit dem Beſen der Geduld.
Kauft nach Elle und Gewicht
Nur verwerft die Beſen nicht!

Spukt der Geiſt der Klatſcherei,
Braucht den Denkſpruch, den ich führe:
„Jedes feg' vor ſeiner Thüre!“
Und er ſchleicht beſchämt vorbei!
Kauft nach Elle und Gewicht,
Nur verwerft die Beſen nicht!

Aerntet ihr der Ehe Frucht
In dem Segen kleiner Kinder,
Hilft euch nicht der Beſenbinder
Kräftig bei der Kinderzucht?
Kauft nach Elle und Gewicht,
Nur vergeßt die Beſen nicht!

Außerdem zeichnet ſich unter den vorhandenen Poeſien noch ein recht hübſches, von den ſämmtlichen Kindern der Gefeierten dargebrachtes Carmen aus, dem ich die beiden folgenden Strophen entnehme:

Wohl iſt's der Beſſern ſchönſter Traum auf Erden,
Im Glück der Kinder neu verjüngt zu werden;
Des Jugendlebens heitre Blüthenzeit
Umringt von Theuern, in der Enkel Reihen,
Mit der Erinn'rung Freuden zu erneuen:
Gewährt die reinſte Seligkeit.

Sie wird auch Eure Bahn mit Luſt umziehen,
Euch noch im Roſenglanz des Abends blühen,
Verſüßen ſelbſt der Trennung herben Schmerz;
O! hier bei dieſes Feſtes frohem Glanze,
Geſchmückt mit hochzeitlichem Doppelkranze,
Verbürgt ſie Euch der Kinder Herz.

Daß nicht alle dergleichen roſenfarbenen Träume in Erfüllung gehen, iſt eine Erfahrung, die auch an Herrn Franz Gontard nicht vorüberging, ohne ſeine Resignation auf manche Probe zu ſtellen.

Ich könnte meine biographiſchen Notizen über denſelben hiermit beſchließen, die in ihren Hauptmomenten auch wohl erſchöpft ſein mögen, da wenigſtens mein Archiv keine weiteren Beiträge mehr dazu liefert, bewahrte nicht meine Dankbarkeit noch eine Erinnerung an denſelben, die ihn vielleicht treffender charakteriſiren wird, als Alles, was ich bis jetzt über ihn zu berichten vermochte.

Als ich mich mit ſeiner Nichte, Marie Schönemann, verheirathete und ihm vorgeſtellt wurde, vermochte ich nur den Mann voller Eigenheiten in ihm zu erblicken, wie er einem Jeden erſchien, der ihn nicht näher kannte und nicht von den Umſtänden unterrichtet war, welche dabei zum Grunde lagen. Seine Freundlichkeit beſchränkte ſich nur auf die üblichen Formen, und es bedurfte einer beſondern Veranlaſſung, um mich zu überzeugen, wie unrecht man ſeinem Herzen that, es darum für kalt und theilnahmlos zu halten, weil es ſich nicht bei jeder Gelegenheit ſchnell erwärmte, um deſto ſchneller wieder zu erkalten; — wie dauernd eine ſolche Regung in dem ſeinigen war, ſollte mir bald klarer werden.

Ich hatte mit meiner Verheirathung mein eigenes Etabliſſement begründet, das gleich Anfangs ein gröſſeres Capital in Anſpruch nahm, als dasjenige, worüber ich zu verfügen vermochte. Ich war im Begriff, nach Paris zu gehen, um dort meine Einkäufe zu machen, und bedurfte dazu eines Credits, der bekanntlich von denjenigen Freunden am erſten verweigert wird, die man ſtets als ſeine intimſten betrachtet. Meine Frau rieth mir, mich an ihren Onkel Franz zu wenden, was ich nicht ohne Beſorgniß that, da meine bisherigen Beziehungen zu demſelben mich eben zu keinen beſonderen Hoffnungen berechtigten.

Als ich in ſein Comptoir und zu ihm ans Pult trat, wo er wie gewöhnlich von Wechſeln und Briefen umgeben, mit deren Beantwortung beſchäftigt war, hörte er mit halb nach mir zugewendetem Kopfe mein Anliegen an, räuſperte ſich dann und gab ſeiner ihm gegenüber ſitzenden rechten Hand im Geſchäft, dem Herrn Ochs, den Auftrag, mir einen Creditbrief für eine mäſſige Summe auf Jacob Friedrich Gontard u. Söhne in Paris auszufertigen. Dann ſtand er auf, erkundigte ſich nach Frau und Kind, dem Tag meiner Abreiſe u.ſ.w., und als Herr Ochs ihm das Accreditiv herübergereicht, faltete er es zuſammen und ſtellte es mir mit den Worten zu: „ich wünſche dir viel Glück zu deinem Unternehmen, mein Kind.“

Es war zum erſten Male, daß er mich duzte, was er nur zu thun pflegte, wenn er Jemanden ſeine Theilnahme bezeigen wollte. Es lag jedoch zugleich eine gewiſſe Reſignation in der Betonung der mir damit adreſſirten Gratulation, gleichſam als ſei er bereits im Voraus darauf gefaßt, die mir accreditirte Summe zu verlieren, wenn mein Unternehmen ſchief gehen ſollte.

Die Facilität, mich bei meinen Einkäufen des Hauſes Gontard bedienen zu dürfen, hatte mir inzwiſchen in Paris ſehr viel genutzt. Es hatte meine Verbindungen mit den erſten Häuſern ſehr erleichtert, und ich kehrte von Paris mit der befriedigendſten Ueberzeugung zurück, meine Zwecke vollſtändig erreicht zu haben.

Mein neues Geſchäft nahm einen guten Fortgang; ich hatte Glück und konnte mit meinen Verbindlichkeiten Schritt halten, was mir beim Onkel Franz ſichtlich einen Stein im Brett verſchaffte; er reichte

nur in Hast, wenn er mir begegnete und rief mir lachend zu: „Nun? hast es gut gut?“ u. s. w., gleichsam als sei ihm ein Stein vom Herzen, daß ihm bei mir Herr Vetter nicht auch neue Sorgen bereiten werde.

Inzwischen hatten sich meine Geschäfte ausgedehnt; ich hatte große Aufträge von der anwesenden russischen Familien bekommen, die mich über mich Pauls zu Gastgebereien mit mich von meinem Credit beim Gastgeber jenen Hause den ausgedehntesten Gebrauch machen ließen. Meine Gläubiger wurden hier pünktlich eingelöst, angenehm in der mir heimlichen Summe bei Weitem übertroffen. Dagegen liefen die erwarteten Remessen aus Rußland aus, und ich hatte es daher für meine Pflicht, mit dem Chef über den Stand unserer Geschäfte zu reden, um mich seiner Ansichten darüber zu versichern.

Ich fand ihn wieder wie früher an seinem Pulte; er saß mit Schreiben aus, und als ich zu ihm trat und ihm sagte, wie es mich beunruhige, daß ich ihm jetzt Geld schuldig geworden, legte er seine rechte Hand auf die meinige, mit der ich mich aufstützte, und sah freundlich zu dem umschwebenden Dunst herüber, wie er ihm recht that, um meinen Worten zu entnehmen, daß ich besorgt sei, bei ihm in Verlegenheit gerathen zu können. — Als ich geendet, hob er meine Hand mit einem herzlichen Druck schon und sagte: „Mach' du nur fort, mein Kind! deine Pakete werden hier pünktlich eingelöst werden; um das Weitere sei unbekümmert;“ damit stand er auf, lud mich für den nächsten Sonntag zum Essen und entließ mich.

Die erwarteten Remessen kamen bald darauf an; ich konnte nicht allein meine Schuld abtragen, sondern mich auch in einen Verfassung sehen, der ich seitdem nicht mehr vermochte. Aber das unbedingte Vertrauen, das Herr Jacob Gerhard in mich gesetzt, ist mir unvergeßlich geblieben, da ich nur zu gut weiß, wie leicht sich bei solchen Veranlassungen die verdammende Verstimmigkeit der Geschäftsmänner in einige Kälte verwandelt, wenn auch nur das leiseste Mißtrauen auftritt, welches aber die gehegte Zuversicht den dünnsten Nebel der Verlegenheit zu verscheuchen weiß.

Je öfter ich nun Gelegenheit hatte, dieſen eigenthümlichen Charakter zu beobachten und näher kennen zu lernen, je mehr erſchien mir derſelbe in einem wahrhaft dramatiſchen Lichte. Es war vollſtändig eine jener conſequent durchgeführten Organiſationen, wie ſie noch anziehender zu einem Familienromane hätte gedacht und gezeichnet werden können, und da ſelbſt ſeine ſchroffen Seiten nicht Zoll einer böſen Herzens, ſondern nur der Verhältniſſe waren, die ihn erzogen und in welche er auf ſeinem Lebenswege verſetzt worden, ſo wurden ſich darin auch die günſtigſten Momente zu befriedigender Entwickelung eines Dramas gründen laſſen, in welchem man ihm eine Rolle zugetheilt hätte.

„Was man nicht heben kann, muß man liegen laſſen," war ihm zum Wahlſpruch geworden, den er auch unabläſſig befolgte, wenn gleich ihm eben dieſes „Liegenlaſſen" wohl manche Ueberwindung gekoſtet haben mochte, wenn er lang gehegte Hoffnungen ſich vereiteln ſah, deren Aufgeben er wohl kaum für möglich gehalten. Darum concentrirten ſich denn auch die ihm noch geblühenden um ſo wärmer und um ſo ausſchließlicher auf ſeine jüngſte Tochter „Sophie", die auch um ſo gerechtere Anſprüche darauf machen durfte, da ſie in der That zu den lieblichſten Erſcheinungen zählte, welche ſich die Phantaſie als Bild weiblicher Anmuth und Grazie auszumalen vermag, wenn ſie dabei den Ausdruck der Sanftmuth zum Grunde legt.

Es hatte etwas Befremdendes und faſt Mißverſtändliches, den alten Vater mit dieſem ſo ausgezeichnet ſchönen Kinde zu begegnen, das es gewiſſermaßen, es etwas über dem Maßgeblichen feſthaltend, zu fahren pflegte, gleichſam in ängſtlicher Beſorgniß, auch dieſen letzten ſeiner Lieblinge ſeinen Wünſchen und ſeiner Nähe entrückt zu ſehen. Und dennoch mußte es ſich darein fügen; ſie wurde die Gattin eines von hier weitentfernten angeſehenen Kaufherrn, der dem ſehnlichen Verlangen des Vaters, die geliebte Tochter in ſeiner Nähe zu behalten, nicht nachgeben konnte. Sie verließ das Vaterhaus, um in der Blüthe ihrer Jahre ſich fern von denſelben ihre letzte Heimath zu bereiten.

So ſchrumpfte denn die Theilnahme ſeiner ſo weitverſtreuten Verwandtſchaft allmählig an den Entfernteſten zuſammen, die ſich ſeinen Wünſchen und Hoffnungen entgegengeſtellt, und es geſchah, daß der Kreis ſeiner

Charlotte nicht mehr anwende, die Verhältnisse in eine ihm entsprechende Lage zu bringen, konnte seine Resignation sich mit dem zu begnügen, was ihm an Annehmlichkeiten noch geblieben, zu denen er auch die an seinen Kindern mit seinem Scherzhaften Piccolo zu zählen pflegte, die sich mehr unter der Bewegung seines Wohlwollens regelmäßig zu erfreuen hatten. Dies gab denn auch Veranlassung zu einem kleinen Gedichte, womit ich seinem lieblichen Piccolo ihn an einem seiner Geburtstage begrüßen darf, und das ich hier zum Schluß der Erinnerungen setzen will, womit ich das Andenken an diesen eben so originellen wie achtungswerthen Charakter wieder aufzufrischen versuche.

Der kleine Piccolo

Zu seines Vaters zum Geburtstage.

Lieber Vater! Nun all den Dingen,
Die ich heut' am Tisch vernommen,
Die zu Ehren Deinen Tagen
Deiner Freunde Mund gesagt,
Sagen Dein treues kleines Ohr
Schmeichelnd auch hinaus zu Dir.

Nun mit Bitten, Wünschen, Fragen
Kann ich meine Wünsche bringen,
Denn so Vieles sie zu sagen
Was ich armer Schelm wohl lassen
Doch ich weiß, Dein Piccolo
Macht sich deutlich Dir auch so;
Der gar oft sich schon erhellt,
Hat nun in sein Mäulchen Gelt.

Dafür bin ich auch galant,
Wie kein Hund im ganzen Land;
Kann mit sehr graziösen Knapen
Sitzen vor Dir meine Tapen
Als ob's Brauch zu Deinem Lob
Wenn, was sich leben läßt.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

In der Nachbarschaft meiner Kindheitsfreundin erblickte auch die zweitälteste Tochter meines Großvaters, Maria Magdalena, welche, 1763 geboren, sich am 17. Januar 1787 mit Herrn Friedrich Schünemann verheirathete und damit neunundzwanzig Jahre später meine Schwiegermutter wurde.

Meine so nahen Beziehungen zu dieser in der That nicht minder originellen Persönlichkeit, wie sie sowohl der gefeierte Arzt des Bades, selbst mehr eine noch näher eingehende Charakteristik beizubringen veranlassen dürfen. Bei diesem so vorgerückten Alter möchte, wie ich seiner Zeit meine Schwiegermutter kennen lernte, weniger die früheren glänzenden Eigenschaften, Schönheit, romantische Lebhaftigkeit, anmuthige Formen im Umgang u. s. w. nicht selten so schätzbar zu erscheinen, daß außer Denen, die selbst mit ihnen alt geworden, für alle Anderen meistens nur noch wenige Spuren dieser früher so hervorstechenden Vorzüge wahrnehmbar bleiben. Dasselbe war auch bei Frau Schünemann der Fall, die, als ich ihr näher zu stehen kam, sich nur noch des Nachruhmes erfreuen konnte, auch einst in ihrer Jugend durch ihr einnehmendes Aeußere und ihren lebhaften Geist in allen Gesell-

[illegible] Anerkennung darin gefunden zu haben. Alles war darüber bekannt Geworbene in übrigens mit den Erinnerungen ihrer Mutter so trefflich vermischt, daß beide in dem mir überkommenen Archive der Familie nun gemeinschaftlich eine Stelle darin finden und damit eine neue Bereicherung bilden, die mich zunächst in den Familienkreis der Schönemann'schen Familie, genannt zum Liebeneck auf dem großen Neumarkt (gegenwärtig im Haus des Banquiers Benn), versetzt, dessen Repräsentantin, Anna Schönemann d'Orville (Lilli's und meiner Schwiegermutter Mutter), uns als solche bereits oben im Eingange dieser Aufzeichnungen vorgestellt wurde. Letztere gewinnen mit dem Eintritt dieser neuen Familienverwirrung insofern eine allgemeine Bedeutung, als mir damit Gelegenheit geboten wird, aus meinem Archive einige interessante Notizen über Lilli und selbst mehrere Originalbriefe derselben mitzutheilen, deren Inhalt nicht ungeeignet sein dürfte, das große Interesse zu rechtfertigen, welches die bekannte Neigung Goethe's über diese anmuthige Weiblichkeit verbreitet hat, und dadurch der Liebe und Verehrung des großen Dichters vollkommen würdig erscheinen zu lassen.

Anna Schönemann d'Orville ist durch Goethe's „Wahrheit und Dichtung" bei so vielen deutschen Nichte als eine Frau bekannt geworden, „in deren Gegenwart er die angenehmsten Stunden hingebracht", und damit hat der große Dichter der Mutter der Geliebten, seiner eigenen Gattin und ihrer Bildung ein Zeugniß ertheilt, das sich auch in Allem auf das Vollständigste bewährt findet, was die Erinnerungen ihrer Zeitgenossen über sie erwähnen.

Aber nicht blos eine gebildete, sondern auch eine schöne Frau war sie. Ich besitze ein von Lieberth gemaltes großes Oelbild von ihr, welches, indem es sie als eine hochgewachsene Jungfrau darstellt, zugleich die weibliche Mode der damaligen Zeit auf die interessanteste Weise repräsentirt. Haltung und Costüm zeigen beide hier in dem vortheilhaftesten Lichte, und es bedürfte wohl nur des kühnen Versuchs einer entsprechenden Nachahmung, um durch eine solche Erscheinung unsere Gegenwart wieder für jene längst verschollene Mode (1778) zu gewinnen. Nur müßte sie es auch verstehen, die so eigenthümlichen

Ämtern kann wieder aufgehoben, welche in ihrem Umfreise denen der damaligen Tracht so häufig zu parodiren waren.

Über ein schönes, dunkles, die Schläfen ungekräuselt lassendes Haar beugt sich die hohe Stirne unter dem sanft gebogenen, mäßig gehaltenen Turban, das, leicht gefaltet, zu jener Zeit mit einer Brillantschnalle geziert ist, von der aufgesteckt sich eine Perlenschnur durch die wallenden Locken des Hinterhauptes schlingt. Prächtige Ohrgehänge vervollständigen den Schmuck der schönen Dame, dessen Antlitz an Farbe und Blüthe mit Hals und Busen wetteifert. Ein knappes Mieder von goldenem weißen Moiré umschließt den letzteren und läßt seine vollen, aber üppigen Formen nur durch einen leichten Spitzenbesatz ersehen, der sie den Blicken zu entziehen sucht. Ein Kleid von schwerem silbergrauem Zeitenstoff, mit großen bunten Blumen durchwirkt, umschließt den schlanken Leib und hüllet, vornen es schaff abgeschnitten, um hohen Reife eine Entblößung bestehen, während die langen, an den Ellenbogen sehr weiten Ärmeln, mit darunter hervorquellenden Spitzenmanschetten, durch einen schwarzsamtnen Unterwurf von dunkelgrünem Sammt mit Goldstickerei halb verdeckt werden.

Denkt man sich alle die feinsten Empfindungsfähigkeiten jener Zeiten in ihrer Gesammtheit in anmuthiger Weise bewegt und durch einen lebhaften gebildeten Geist belebt, so muß man sich leicht überzeugen, daß das Original ganz dazu geschaffen gewesen, sollte gewissermaßen Jahre später, als es sich hatte malen lassen, den damals sechsundzwanzigjährigen Dichter noch anziehen. Das lebhafte, an der Hand der Erfahrung gereifte Benehmen dieser interessanten Frau mußte nothwendig dem jungen Manne jene Achtung einflößen, die man der Mutter einer Geliebten nur so freudig zollt, je mehr letztere noch durch das Edle ihrer Absicht in unseren Augen an Werth gewinnt.

Frau Schönemann d'Orville konnte zu jener Zeit in der That auf eine glänzende Vergangenheit zurückblicken. Seit siebenundzwanzig Jahren vermählt und bereits seit zwölf Jahren Wittwe, war sie Mutter von fünf Söhnen und einer Tochter (Lilli), deren vollendete Erziehung die edle Richtung ihrer Denkweise am besten bekundet. Ihr Gatte war

langjährige Theilhaber der bekannten Buchhandlung Schiermann und Breslau gewesen, welches Verhältniß jedoch bei dem Tode des Vaters zu seiner vollen Befriedigung nicht, als der Letztere noch zu Lebzeiten der Firmenänderung zugestimmt wurde, von der Verfasserin selber zur Hälfte getheilt hatte. Nach meiner Ansicht Schiermann verständlich, der Differenzen im Jahre 1772 gänzlich aufzuklären und aus diesem düsteren Zeitbild, unter Mitwirkung einer anderen Theilhaberin, Anna Margarita, die neue Buchhandlung „Schiermann und Margarita", hier zu begründen. Damit gab sie einen Beweis ihres scharfen Unterscheidungsgeistes, der sich auch im Verfolge der Geschichte in vollem Maße bewährte, daß der abermals rasche Aufschwung des Geschäfts hatte der Jahrzehnte lang älteren Firma erwachte. Später mögen mehrfach freundschaftliche Einmischungen und vom grünen Tischchen allerhand Specialisirungen der Arbeit schädlich allerdings entbehrt haben, doch sind die beiden Inhaber auf weiter praktischen Wegen über die eheliches Verhältniß Willi's haben zu beseitigen, daß das Haus Schiermann und Margarita bis zum Tode seiner Begründerin (1782) ungetrübt bestanden und den Namen die Tüchtigkeit auch die Tüchtigkeit auf einen nicht unbedeutenden Vermögensumfang vermehrten hat. Erst zwei Jahre später erlag das Geschäft unter der Führung des älteren Sohnes der aber bedeutende geschäftliche Schwierigkeiten, weshalb also die von einer Seite gegebene Andeutung unrichtig war, als habe sich Gerber's Verhältniß zu Willi rasch zu gespannten Verwickelungen der Mutter entgegen.

Vom Schwiegervater wurde den Dr. Gerber 1756 hier geboren; seine Schwester zwei Jahre später, am 21. Juni 1758. Es ist anzunehmen, wenn an einem Datum das eine einzelnes, daß von der Mutter 1772 schwere Krank zum Verderben als die Zeitlin ihres Gebens beschaffen muß. Die Familie wohnte damals im Hause des Herrn v. Kleinsteuern, wo Willi eine Zeitlang auch das Amt erhielt.

Es ist schon oben der vollständigen Erziehung Erwähnung geschehen, welche Anna Schiermann ihren Kindern zu geben bemüht war, und mein kleiner Kreis bewahrt auch das namentliche Verzeichniß der verschiedenen Lehrer, welche, außer der besonderen Obhut einer Gouvernante und einer Wärterinnen, den Unterricht ertheilten, der sich

nicht allein auf die zur Bildung nöthigen Lücher der Wissenschaft, sondern auch auf die Musik und den körperlichen Anstand, wie Tanzen, Reiten, Fechten, Voltigiren u. s. w., ausdehnte, worauf damals die jungen Leute von guter Familie vielleicht mehr Zeitfleiß verwendet wurde, als es heute zu geschehen pflegt, und auf diesen Punkt die Zeit ab. Als Beweis, wie sehr in dieser Hinsicht der Prinz zu einer vollendeten Ausbildung gelegt wurde, dient uns ein ihn in seinem 9ten Jahre darstellendes, auch in seinem Fach von Lilli in Schwarzkunst-Manier gearbeitetes Portrait dieser Mutter im braunen rothgestickten Kleide, mit der ausgeschnittenen Schoßweste mit chamoisroth Pelz und Goldband ausgeführt ist.

Die Erinnerungen aus früherer Jugend haben meinem guten Schwiegervater manche heilige Gefühle aufgeschlossen, die mehrere der nicht dankbarkindlichen Zeitgenossen auf sein Leben werfen; so unter anderem hatte er sich bei der Rückkehr Friedrichs II. zum siegreichen Krieg (1763) als ein achtjähriger Knabe auch mit der Menge in den Lustgarten gedrängt, um den König und die Kanonen beim Feuern zu sehen. Der bei Hofmann gekaufte Rausch war gänzlich verraucht, und dem kleinen Herrn es daher unmöglich, an den patriotischen Freuden etwas von der Erinnerung zu haben. Seine erzürnte Amme brachte ihn jedoch bald dem Lust seines Wunsches nahe, denn sie hinauste alle um den Knaben herumstehenden mit Puffen und Püffen, daß man sich wundern, den kleinen Eingeweihten also Alle ruhig und ernsten sein zu sehen, um seiner gründlichen Wahrnehmung zu entgehen, und so kam er der Befriedigung seiner Neugierde zu verhelfen, war viele Jahre, aller Mühe und Anstrengung ungeachtet, nicht möglich gewesen.

Nach vollendeter Ausbildung trat er als Lieutenant mit Prinz Heinrich Regiment in Dienst an, und that damit die ersten Schritte in die Welt. Er war damals nicht Zeitgenosse, daß sich in den ceremoniellen Verhältnissen der Armee eher auch selbst der Prinzen von Hause aus einen Einfluß zu verschaffen gewußt, wie bei dem Prinzen der ausgezeichnete Mann bekanntlich zu thun. Aber war denn auch in den ehrenvollen Verhältnissen allein, auf es gelegen zu sein, von den langen Exercitien nützlichen Er-

wurden, wenn der junge, talentvolle und unermüdete Künstler Heinrich Hunkler, ausübendes Mitglied v. Trenkwalds, am Leben geblieben wäre. Der junge Hunkler Schwarzwälder war dann, wie er sich selbst, sein vielgeprüftes Vermögen, der schönen Tonkunst Klänge so unendlich verschönern, und that sich nicht wenig darauf zu gut, sich durch ein sonnenklares Zeugniß darüber berechtigt zu sehen. Aber der feine Diplomate der Art wußte auch wieder über Gegenstände; so spürte er auch dem jungen Schwarzwälder, daß er sich seine Emancipation einer Wichtigkeit zum Bedauern Vieler zu wenig wissen ließ. Alle Vorkommenheit zur Nachgiebung verschien dabei nicht, und so blieb ihm nur, durch Ernst und Strenge die Mutter angefangene Arbeit zu vollenden. Das war ein harter Fall, der durch die gründliche Lösung auch um so empfindlicher werden sollte. Als er nämlich bemerkte Hunkler die verhängnißvolle zwei Bedeutung seinem Ehre, dem feinen Hunkler, abkürzte, benachrichtigte er denselben eine Woche mit einer Miene, die eine günstige Wendung dieser Schuldsache um so mehr zu verbürgen schien, als er lächelnd und gelassen dabei sagte: „nun — wird es es ist — so" — Indem wollte sich die Hand des Hunkler in Bewegung setzen, um das bereits notirte Wechsel-Protokoll zu unterschreiben, als die Entschädigung mit dem Nachsatz erfolgte: „so will ich sie vorerst behalten, kommt es es sich für der Zukunft macht und besser aufbreit" — und damit übrigen sich die beiden Protokolle in die Tasche des Unterschreibers und Hunkler ist bis heute [illegible] Hunkler hat an Herrn Hunkler, sich bei dem Finanzbeschluß Beifall gütlich zu thun, wenn es der Zeit gestattet wurde, die eingeschlossenen Thaler zu Empfang zu nehmen.

Als nach beendigter Lehrzeit endlich auch für den jungen Schwarzwälder der Moment gekommen, wo er als Gehülfe seinen Contrakt in eine ernstere Lebenssphäre hinein konnte, übernahm ihn der älteste seiner Principale, Herr Hunkler, als Inhaber der nun eingelangten Nachricht, nach Tagen, wenn welchen damals der junge Mann vor Freude in der ganzen Welt zu schwimmen glaubte. Der Zufall war aber auch dabei, unentschieden der großen Gewandtheit zu verdanken,

in welchem der neu Emancipirte, nicht ohne innerlichen Stolz, zum erstenmale mit diesem ritterlichen Schmucke bekleidet erschien.

Es wurden nun sofort Pläne gemacht, die zum ersten Abschluß gelangte kaufmännische Ausbildung des jungen Weltbürgers in Frankreich weiter zu verfolgen und damit zugleich seinen reichsbürgerlichen Manieren zu einer etwas feineren Politur zu verhelfen, wozu denn auch in Nantes alsbald eine passende Stelle gefunden wurde, an welche sich später ein mehrjähriger Aufenthalt in verschiedenen anderen größeren Städten Frankreichs anreihte.

Während dieser Zeit nun scheint Goethe's Eintritt in die Schönemann'sche Familie Statt gefunden zu haben, und zwar geschah dies in dem bereits oben erwähnten Hause zum Lichtenek, welches für die damalige Zeit wohl einen auffallenden Luxus entfaltet haben muß, da die Kosten der Erbauung und Einrichtung in den betreffenden Notizen auf 70—80,000 Gulden angegeben werden.

Hier in dem Zimmer gleicher Erde, rechts am Eingange, dessen ergewandung fast ständig geschlossenen Läden kaum mehr noch eine Beleuchtung desselben vermuthen lassen, sah Goethe seine Lilli zum erstenmale am Piano und nahm, hingerissen von ihrem seelenvollen Spiele, die ersten Eindrücke mit sich fort, die später ihr geistreicher Umgang zu heißer Liebe entflammte. Und hier war es auch wieder, wo Goethe, den Entschluß zur Trennung von Lilli im Herzen, an jenem Abend vor seiner Abreise nach Italien, sein Ohr lauschend an das Fenstergitter preßte, um zum letztenmale die süße Stimme zu vernehmen, die, ohne die Nähe des treulos Scheidenden zu vermuthen, immer mit dem Liede:

„Warum preßt Du mich unwiderstehlich
„Ach! in Ihre Pracht u. s. w.“

gedachte, das er vor kaum einem Jahre aus liebeglühendem Herzen hier zu Gehör gebracht, nicht ahnend, daß es einst die letzten Regungen für sie dann erwecken und damit auch zum Grabgesang seiner Liebe werden würde.

Wenn auch wohl mit aller Gewißheit anzunehmen ist, daß mein Lebensgroßvater von den Verhältnissen seiner Schwester zu Goethe

genau unterrichtet gewesen, so findet sich in seinem Archive doch nichts von Lengefeld gedruckt darüber niedergelegt. An der Stelle, wo im Allgemeinen Lilli's Jugendzeit erwähnt wird, heißt es, daß sie von der Mutter anfänglich ihrem Cousin J. M. zugedacht gewesen sei, welcher Plan jedoch ohne Folgen geblieben, da die Mutter sich bald von der vollständigen Gleichgültigkeit ihrer Tochter gegen diese Partie überzeugt habe.

Goethe wird dann später als die erste Inclination der Schwester bezeichnet, ohne daß jedoch diese Liebe hier mit jenem schwärmerischen Nimbus umgeben erscheint, den auch wohl nur allein der Geliebte auf seinem Inneren Gebiete mit der Nachwelt überliefern konnte. Der „berühmte Goethe", wie es in der ihn betreffenden Notiz heißt, wird allerdings als ein Mann „von großem Genie, einnehmender Liebenswürdigkeit und eigenthümlicher Originalität" dann geschildert; berücksichtigt man jedoch, daß sein Ruf damals (1775) wohl kaum erst im Entstehen war und daß die Erwähnung seiner Bewerbungen um Lilli lange vor der Zeit niedergeschrieben wurde, wovon Goethe selbst ihnen in den „Erinnerungen aus seinem Leben" jenes Interesse verliehen, das sich mit der Entwickelung der Epoche des sich Begebenen mehr und mehr gesteigert hat: so würde es sich schon dadurch erklären lassen, daß die fast skizzenhaften Aufzeichnungen des Archivs über den Verlauf und den Ausgang dieser Inclination sich nur auf die Andeutung beschränken, daß die Mutter, „als eine durchaus praktische, in Allem sich Rechenschaft gebende Frau, bald die Ueberzeugung gewonnen, daß Goethe, ungeachtet seines hohen Genies und seiner glänzenden Eigenschaften, nicht der Mann gewesen sei, der das Glück ihrer Tochter hätte begründen können." —

So unbefriedigend und prosaisch nun diese bürgerliche Anschauung der Mutter auch lauten mag, wenn hier über ein Verhältniß hinweggegangen wird, über welches Goethe selbst sich später in einer Weise verbreitet, die gewiß manche seiner Verehrer gerne noch durch weitere Mittheilungen ergänzt gesehen hätten, so darf doch auch das Zartgefühl der Briefe dabei nicht außer Berücksichtigung bleiben, der selbst in seinen Erinnerungen wohl eine Saite nicht mehr näher berühren

wollte, die sich seiner ihm so theuren Schwester vielleicht nur noch in ihrer Verstimmung hätte verständbar machen können. Dagegen hat Goethe in dem, seiner schwärmerischen Liebe zu Lilli bewahrten Gedenken die Accorde seiner damaligen Seelenharmonie noch lange nachher durch alle Modulationen nachklingen lassen, und damit bewiesen, wie tief die selben bei ihm gehaftet und wie gern er ihnen selbst noch im vorgerückten Alter lauschte, wenngleich sie vielleicht auch ihm nicht ganz ohne Mißtöne vernehmbar geblieben. Lassen es uns auch diese Nachklänge deutlich wiederwinden, wie begreiflich sich der geniale junge Dichter durch die innige Liebe eines mit so vielen Vorzügen ausgestatteten Wesens gefunden, so lassen sie es uns auch ebensowenig verkennen, wie bemüht sich alsbald die Schwingen seiner hehren Geister zeigten, als es galt, die ihnen entgegenwehende bangerliche Sphäre zu durchdringen, um mit dem Erreichen einer ihnen angemessenen Bahn in den Bezirk der Hochgesichten zu gelangen. —

Selten aber mögen sich in einem so universellen Geiste, wie er Goethe eigen, und der sich überdem damals wohl gerade in dem Gährungsprozeß befand, aus dem sich später Faust und Mephistopheles als Resultate abklärten, wohl auch die Elemente vereinigt haben, welche Lilli's so sensationellen und darum so heterogenen Lebensanschauungen zur Stütze hätten werden können, an der sich eine so innige Hingebung mit Zuversicht hinanranken konnte; wenn daher der Dichter die Motive seiner Sinnesänderung auch nur als durch die Ungunst der Verhältnisse veranlaßt darstellt, so läßt es sich demungeachtet doch nicht verläugnen, daß die oben ausgesprochenen Befürchtungen der Mutter wohl nicht so ohne alle Begründung gewesen sein mögen. —

Goethe's Herzensangelegenheiten sind schon einmals der Gegenstand in Poesie getauchter Betrachtungen gewesen. Gretchen, Lotte und Friederike von Sesenheim treten dabei als anmuthige Erscheinungen auf, die jedoch, mehr oder weniger dem Bereich der „Dichtung" angehörend, ihre Gestalt und Bekleidung stets nach den individuellen Anschauungen derjenigen wechseln, die sich mit ihnen beschäftigen. Nur allein Lilli bewegt sich im Bereich der „Wahrheit", und ist noch heute im Stand, sich vollständig durch sich selbst zu erklären. Es gereicht mir

haben zu besonderem Zwecke, ihr dabei als Interpret zu dienen und durch die Mittheilungen meines kleinen Archives das Bild, welches uns Göthe von ihr hinterlassen, in einer Weise ergänzen zu können, die ihren wahren Charakter und ihre Gesinnung auf das Erkennbarste durchscheinen lassen wird.

Es ist schon eben angedeutet worden, wie so seltsam es erscheint, daß Göthe, der sich sonst in seinen Aufzeichnungen über ihm nähergestandene Personen sich in gemessenster Weise zu äußern pflegte, selbst im schon vorgerückten Alter die Gefühle noch nicht ganz zu bemeistern vermochte, die ihn einst, als er Lilli noch sein nennen konnte, so stürmisch bewegten. Man möchte den Schluß daraus ziehen, daß es wohl seine einzige wahre Liebe gewesen, und daß er in der Erinnerung an ihren Verlust eine Art von Trost in den Schwierigkeiten und Hindernissen gesucht, die er zusammenhäufend sich dabei entgegenstellte, ohne jedoch zu berücksichtigen, daß er Lilli damit in eine Passivität versetzt, die keine andere Auslegung des Verhältnisses zuläßt, als eben die, welche er ihm zu unterlegen sich veranlaßt findet. Ob sich alle seine Befürchtungen gerechtfertigt hätten, konnte natürlich wohl erst dann zur Entscheidung kommen, wenn Lilli wirklich seine Gattin geworden wäre, und einigen Aufschlüssen konnte es zur interessanten Aufgabe dienen, zu ergründen, welchen Einfluß dieser Fall wohl auf seine Weltanschauung gehabt haben würde. Den wahren Grund jedoch, warum es nicht so gekommen, hat Göthe wohl selbst in dem offenen Geständniß ausgesprochen, daß es sein Vorsatz gewesen, „alle schleppenden Verhältnisse aufzugeben", und es mag gerechtfertigt erscheinen, daß die Atmosphäre der Häuslichkeit und der Kinderstube einem so anziehenden Geiste als Lebensluft nicht zusagen konnte. So interessant Göthe aber auch seinen Grundgedanken in seinen Mittheilungen darüber zu variiren weiß, so hat er dem letzteren damit doch auch eine Unklarheit beigemischt, durch die Lilli's naturgetreues Bild sich nicht unerheblich beeinträchtigt sieht. Eine kurze Zusammenstellung der Hauptmomente des Verhältnisses zu ihr wird dieses deutlicher machen.

Schon bei dem ersten Auftreten der reizenden Jungfer Delph, deren auch nun Einer als eine, Lilli in allen Lebensverhältnissen

treu geblichene Aeruntin erwähnt, indem wir Göthe eigenthümlich überraicht, als dieſelbe den Liebenden die elterliche Einwilligung überbringt und ſie auffordert, ihre Hände in einander zu legen. Göthe ſagt, daß als er Lilli die Hand dargereicht, ſie die ihrige zwar nicht zaudernd, aber doch langſam hineingelegt habe; und in dieſer, den Ernſt des Augenblicks ſo bezeichnenden Bewegung lag wohl die unausgeſprochene Frage: „darf ich deinem Streben, mich glücklich zu machen, auch feſt vertrauen?", die jedoch ein ſo treu liebendes Herz wie das ihrige ſofort mit dem „tiefen Athemzuge" beſchwichtigte, mit dem ſie dem Geliebten in die Arme fiel.

Göthe bezeichnet dieſen, ihm nicht minder feierlich geweſenen Moment als „einen ſeltſamen Beſchluß des über ihm Waltenden, der es ihm in ſeinem wunderſamen Lebensgange doch auch habe erfahren laſſen wollen, wie es einem Bräutigam zu Muthe ſei," und gibt damit nicht undeutlich zu verſtehen, daß ihm dieſes Gefühl, welches er „als die angenehmſte aller Erinnerungen eines geſitteten Mannes" betrachtet, nur einmal in ſeinem Leben zu Theil geworden. — Noch in ſpäteren, weit vergrückten Jahren ließ ihm dieſes Gefühl ſeine Liebe als mit den anmuthigſten Attributen umgeben erſcheinen, die er als „ein Capital betrachtet, von dem er ſich die reichlichſten Zinſen für ſeine ganze Lebenszeit verſprechen." — Da aber tritt nun plötzlich die ſo verhängnißvolle Wendung ein, die er mit dem Ausſpruche einleitet: „Auf dem Gipfel der Zuſtände hält man ſich nicht lange;" — damit wird die elterliche Zuſtimmung plötzlich als eine von Jungfer Delph „eroberte" bezeichnet. Das Ideale ſeines Verhältniſſes beginnt allmählich zu ſchwinden, und es tritt an deſſen Stelle die proſaiſche Ueberzeugung, „daß junge Gatten ſich keine Honigmonate verſprechen dürfen, wenn ſie nicht mit genugſamen Gütern verſehen ſind," ohne welche ihm demnach ein junges Ehepaar als „abſurd" erſcheint.

Es folgen nun weitere Erörterungen der Situation, womit es ſich findet, daß die ihm zu Gebote geſtandenen Mittel nur bis zu einem gewiſſen Punkte zugereicht haben würden. Mit dieſer Entdeckung ſeien

die „Jugschlüsse der Leidenschaft“ in ihrer ganzen Unangemessenheit hervorgetreten, wobei es sich denn auch gezeigt, daß wenn das elterliche Haus auf eine Schwiegertochter eingerichtet gewesen, die Aussicht „auf ein Frauenzimmer welcher Art man dabei gerechnet“ gänzlich außer Acht geblieben sei. —

In dieser Weise sehen wir das so schwärmerisch begonnene Verhältniß sich mehr und mehr seiner Poesie entkleiden. Immer fühlbarer werden der nach Befreiung ringenden Dichterseele die kleinen Abhängigkeiten des Brautstandes, welche sie drängen und sogar den Saamen des Mißtrauens darin keimen lassen. Die geringfügigsten Veranlassungen, wie z. B. die Wünsche der Geliebten in Beziehung auf Göthe's Toilette, lassen seiner Prätensionen anwachsen, die bisher hinter der so gepriesenen Liebenswürdigkeit verborgen gewesen und nun erst zum Vorschein gekommen sein. Unter solchen Eindrücken gewährt der Besuch der Grafen Stollberg eine willkommene Zerstreuung, und dessen Vorschlag zu einer Schweizerreise wird um so bereitwilliger angenommen, da sie zum Brautstand werden soll, ob Lilli auch wohl „zu entbehren sein würde.“ Um sich gründlich davon zu überzeugen, nimmt sich Göthe nun mit „einiger Andeutung, sonst aber ohne Abschied,“ von ihr, sich damit beruhigend, daß „sie ihm ja so ins Herz gewachsen, daß er sich gar nicht von ihr entfernt glauben würde.“ —

Auf der Reise entdeckt es sich, daß Graf Leopold v. Stollberg in derselben Schule wie Göthe krank ist, das heißt, ebenfalls auf dem Punkte steht, mit seiner Liebe, einer schönen Engländerin, zu brechen, für die er jedoch noch so viel Verehrung im Herzen trägt, daß er über den Preis der Schönheit beider Liebesexpier in heftigen Streit mit Göthe geräth, wobei die arme Lilli den Kürzeren ziehen muß. — Es folgt nun der stürmische Toast auf die Siegerin während der Mittagstafel in Mannheim, wobei Graf Leopold das Zerschellen sämmtlicher Gläser durchsetzt, um sie so der Entweihung ihres ferneren Gebrauchs zu entziehen. — Göthe weiß diesem Triumph nichts entgegenzusetzen, als sich von der Gesellschaft zu trennen und nach Emmendingen in seiner Schweizer zu eilen, deren trübes Ehereverhältniß nun

vollends den letzten Liebesfunken seines Herzens für Lilli auslöscht. — In den Ratschlägen derselben findet er bestätigt, was ihm bereits ein „Ohrenbläser" (Merk?) früher zugeflüstert; dennoch aber scheidet er noch im unschlüssigen Kampfe, da ihn, wie er bemerket, „Amor noch immer hartnäckig am Kleide der Hoffnung festgehalten."

Hier nun hätte Göthe die „Wahrheit" als erschöpft betrachten und Lilli unter den Anschauungen einer grossartigen Natur und mit den Erinnerungen verschwinden lassen sollen, welche sich seiner in der fliegerischen Einsamkeit auf der Spitze des St. Gotthards bemächtigten. In dieser Stimmung, in der Göthe sich selbst wieder gefunden, trat ihr Bild noch einmal in seiner ganzen Wahrheit und so überwältigend vor seine Seele, daß er voll Sehnsucht das Andenken, was er mit einem goldenen Herzchen von ihr am Halse trug, mit Küssen bedeckte und jenen Gefühlen mit den innigen Strophen

„Andenken du, verlangter Kranz,
„Das ich immer noch am Halse trage u. s. w."

Worte gab, die er in sein Tagebuch schrieb, und die, als die letzten Erinnerungen der süßen Bande, die ihn so lange gefangen gehalten, den Schlußaccord seiner Seelenharmonie hätten bilden sollen. —

Dem entgegen sehen wir ihn, nach Frankfurt zurückgekehrt, den Faden seines Herzensprocesses alsbald wieder aufnehmen und mit fast aktenmäßiger Genauigkeit zu Ende führen. Wir müssen es erfahren, wie er nicht habe vermeiden können, Lilli zu besuchen und zu sehen, und wie oft er einen Zustand verwünscht, dem er durch eine offene, ehrliche Erklärung ein Ende zu machen, doch nicht den Muth gehabt zu haben scheint. Mit welchem treuen Herzen sie ihm dagegen noch immer ergeben blieb, davon zeugt ihr Vorschlag, ihm selbst nach Amerika zu folgen und dort mit ihm sich eine neue, von allen bisherigen Verhältnissen unabhängige Zukunft zu begründen, die sich ihm jedoch in behaglicherer Weise im väterlichen Hause eröffnet, wenngleich er es auch nicht mehr über sich gewinnen konnte, sie mit Lilli zu theilen.

Von nun an vermochte er es nicht mehr, ihr wahrheitsgetreues Bild in sich festzuhalten, und während er dasselbe in den Augen seines Vaters als eine „Staatsdame" auftreten läßt, mit welcher eine Verbindung

einzugeben, völlig „unpassend“ erscheinen, vermag er es doch wieder nicht, jene komischen Eifersüchteleien zu bemerken, welche die zur Messe herbeigekommenen und Lilli umringenden Verwandten und Freunde in ihm erregen. Diese mit sich selbst uneinig gewordene Stimmung rief das vielleicht so wahr charakterisirende Gedicht „Lilli's Park“ hervor, in welchem ihre reizende Unwiderstehlichkeit einen glänzenden Triumph feiert. Vergebens ist er bemüht, dagegen anzukämpfen, und selbst seine, am Schluß jener so interessanten Dichtung heraufbeschworene Ermannung muß den Gefühlen weichen, denen er über „das Unglück seiner Entsagung“ in dem schönen Liede aus der Oper „Erwin und Elvira“:

„Ihr verblühet, süße Rosen, meine Liebe trug euch nicht,“

einen eigenthümlichen und tief empfundenen Ausdruck gibt.

Daß nun alle diese sich widerstrebenden Gefühle seiner Brust dem jungen Goethe tief ergriffen und bewegten, erscheint leicht erklärlich; weniger jedoch, daß dieser Herzenskampf, selbst im Verlauf einer längern und ruhigern gewordenen Lebensanschauung, so wenig von dem Reize seiner frischern Eindrücke verloren. Wem daher Lilli nicht blos als eine liebliche Staffage in den Erlebnissen des Dichters erscheint, sondern wer sie, wie ich, nach ihrem Leben und Wirken kennenlernen und schätzen gelernt, für den muß die Reihe, welche ihr die „Dichtung und Wahrheit“ angewiesen, allmälig peinlich werden, und er wird sich erst dann wieder erleichtert finden, wenn ihr Andenken auf seiner Reise nach Italien unter den Unterhaltungen mit Jungfer Delph in Heidelberg endlich erlischt. —

Gewiß würde es nun sehr interessant sein, sich diesen übersichtlich zusammengestellten Momenten des Verhältnisses Goethe's zu Lilli gegenüber auch auf den Standpunkt der letzteren stellen zu können, um zu erfahren, in welchem Lichte über der geniale junge Dichter damals wohl erschienen. — Selten hat ein kaum siebenzehnjähriges junges Mädchen einen größeren Triumph ihrer Reize gefeiert, wie er Lilli sich rühmen konnte, als sie eine so gewaltige Genialität zu ihren Füßen sah. Wie so höchst anziehend würde es daher nicht sein, allen den zarten geistigen Fäden von ihren Anfängen an folgen zu

kennen, welche sich aus seinem jugendlichen Mädchenherzen in dem anmuthigen Netze entspannen, in dem sich dieser hochbegabte Geist gefangen sah, als er, sich dessen bewußt werdend, das so berühmte Gedicht:

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget dich so sehr?

niederschrieb. Vergebens bemüht, sich dieser Reizenden zu entwinden, vermochte er nur, sie gewaltsam zu zerreißen, und sicher geschah das nicht ohne Verletzungen, die ohne Zweifel auch für Lilli sehr empfindlich waren und die während ihres Verlaufs wohl in so manche Phasen traten, welche, würden sie mit gleicher Offenheit dargelegt, wie uns Göthe von seiner Seite die ihn betrübten geschildert, gewiß die psychologischen Andeutungen des großen Dichters in sehr interessanter Weise bereichern müßten. —

Leider ist jedoch von allem dem nichts in mein Archiv übergegangen. So vielfältig ich mich auch bemüht habe, den Schleier einer Discretion um etwas zu lüften, die in so feinfühlender Weise mit jener kecken Naivität contrastirt, womit sich manch anderes Frauenherz dem großen Dichter angeschmiegt, um ihn zu seinem Ideale zu erheben: so konnte ich die Motive dieser Zurückhaltung am Ende doch nur in Göthe's eigenem Ausspruche über Lilli finden, als sie ihm noch als die „Mäßige, Liebe, Verständige, Schöne, Tüchtige, sich immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenschaftslose" erschienen und als welche sie denn auch später ihren Verkehr in dem ihr zu Theil gewordenen, von so manchen ernsten Momenten begleiteten Beruf so vollständig aufgehen ließ, daß es ihr wohl selbst schwer geworden sein würde, ihr Bild in den Umrissen weiter zu erkennen, wie es Göthe von ihr entworfen. —

Ob ihr dieselben seiner Zeit noch zu Gesicht gekommen (sie starb 1817), ist mir nicht bekannt; in wie weit sie ihr jedoch in Wahrheit geglichen, dazu gibt die kurze Schilderung den besten Commentar, welche ihr Bruder in seinem Archive über sie niedergelegt. „Meine Schwester Lilli," heißt es dann, „war von der Natur mit einer schönen und interessanten Gestalt begünstigt worden. Der Ausdruck einer lebhaften

Geiſtes und talentvoller Begabigung, der aus ihren ſprechenden Augen leuchtete, miſchte ſich mit den weichen Zügen einer edel geformten Geſichtsbildung, und ſchuf eine Harmonie darin, die ſchon beim erſten Anblick auf ein gutes, Allen wohlwollendes Herz ſchließen ließ. Dabei hatte ihre Mutter nichts verſäumt, ihr eine ſorgfältige, ſelbſt glänzende Erziehung zu geben, und darum zog dieſe, ſo äußerſt liebliche Erſcheinung auch Alles an ſich, was in ihre Nähe kam." —

Ich bin zu meiner Freude im Stande, dieſe kurze Schilderung durch ein ſehr gelungenes kleines Portrait zu ergänzen, welches nach einem Oelgemälde radirt iſt, das ihre Tochter einſt für ihren Onkel nach der Natur malte. Betrachten wir daſſelbe in allen ſeinen Einzelnheiten, ſo werden uns die letzteren bald auf alle jene trefflichen Eigenſchaften leiten, welche ihnen die obige kurze Charakteriſtik ihres Bruders beigelegt. Die ſchöne, regelmäßige Geſichtsbildung, die ſelbſt ein verrückendes Alter nicht ganz verwiſchen konnte, laſſen noch deutlich alle die anmuthigen Vorzüge darin erkennen, welche ſich einſt in dem Originale vereinigt; nur daß die dem letzteren eigene, für Alles, was ſeinem Herzen näher ſtand, ſich aufopfernde Hingebung bereits ſichtbare Spuren zurückgelaſſen, in welchem hohen Grade es derſelben fähig geweſen, und bald wird man Gelegenheit haben, ſich zu überzeugen, daß ſein Geiſt dabei auch eine Stärke geoffenbart, die man dieſen ſo ſanften und feinen Zügen kaum zutrauen ſollte.

Daß die Auflöſung des Verhältniſſes zu Göthe für Lilli ſchmerzlich geweſen, läßt ſich wohl um ſo mehr annehmen, da die erſte Liebe eines jungen Mädchens gewöhnlich die lebhafteſten Eindrücke zurückzulaſſen pflegt; beſonders aber, wenn der Gegenſtand ein in jeder Beziehung ſo intereſſanter geweſen, wie es hier der Fall war. Ob jedoch bei alledem ihre Empfindungen von einer gleich ſchwärmeriſchen Nachhaltigkeit beſeelt waren, wie jene, welche ſich vierzig Jahre ſpäter in ſo eigenthümlicher Weiſe noch um die Liebe des bereits ſechzigjährigen Dichters bewerben: darüber fehlt mir jede nähere Andeutung. Gewiß aber iſt es, daß ein ſiebzehnjähriges jugendliches Mädchenherz nicht allzulange leer zu bleiben pflegt, beſonders wenn es von einer Mutter überwacht und

geleitet wird, deren sehnlichster Wunsch es ist, der Tochter eine glückliche Zukunft zu bereiten.

Dazu nun glaubte Frau Schönemann vorzugsweise einen jungen Mann, Namens Bernard aus Straßburg, befähigt, der, aus einer angesehenen Familie stammend, hier in Frankfurt sowohl durch sein schönes männliches Aeußere, wie durch seine Bildung und eine dem englischen Charakter sich zuneigende originelle Denkweise in allen Familien Zutritt fand und überall gerne darin gesehen wurde. —

Dabei mochte seine sich auf vielen Reisen erworbene Weltkenntniß, sowie seine kaufmännische Gewandtheit bei Frau Schönemann auch wohl die stille Hoffnung erwecken, in ihm den Mann zu finden, der als ihr Schwiegersohn an die Spitze ihres Bankhauses treten und demselben im Vereine mit ihrem ältesten Sohne einen neuen Aufschwung verleihen könne. Mehr aber noch als das, war es wohl die Aussicht, die bei ihr in die Wagschale fiel, durch eine solche Verbindung sich die geliebte Tochter in ihrer Nähe zu erhalten und damit den liebsten ihrer Wünsche in Erfüllung gehen zu sehen. Kurz, Herr Bernard, der auch Lilli's Zuneigung sich zu erwerben gewußt, schied mit der Hoffnung von hier, ihre Hand darum anzutragen, sobald er sich über die Existenz näher erklären würde, welche er ihr für die Zukunft zu bereiten im Stande sei.

Nach Straßburg zurückgekehrt, war es nun die erste Sorge des jungen Mannes, seine finanziellen Verhältnisse näher zu prüfen und auseinander zu setzen, um alsbald jeden Anstand über das Genügende derselben zu beseitigen. Er hatte bis dahin ziemlich unbesorgt von den Revenüen eines bedeutenden, ihm zugehörigen Hüttenwerks in der Nähe von Straßburg gelebt, dessen Leitung er einer Verwaltung vertraut, und dahin begab er sich, um den augenblicklichen Stand des Geschäfts näher einzusehen. Hier aber müssen sich durch nicht gehörige Beaufsichtigung und vernachlässigtes rechtzeitiges Einschreiten Verluste entdeckt haben, die ihn bald die Unmöglichkeit wahrnehmen ließen, eine Familienverbindung einzugehen, die in Folge getäuschter Erwartungen nur das Unglück des von ihm geliebten Gegenstandes herbeigeführt haben würde.

Das Unerwartete dieſer traurigen Entdeckung wirkte ſo lähmend und vernichtend auf das Gemüth des jungen Mannes, daß er, von tiefer Melancholie ergriffen, nicht mehr zu den Seinigen nach Straßburg zurückkehrte, ſondern plötzlich ſpurlos verſchwand. Alle Nachforſchungen blieben fruchtlos; endlich fand man in einem unbeachtet gebliebenen Fache ſeines Schreibpultes einen Brief, worin er ſeine Lage entdeckt und zugleich den gefaßten Entſchluß verkündet, ſeine Unüberlegtheit durch eine freiwillige Verbannung büßen zu wollen. Der Vater hatte zwar alles Mögliche gethan, die Verluſte durch bedeutende Opfer zu erſetzen, aller angewendeten Mühe ungeachtet gelang es ihm jedoch nicht, die Spuren ſeines Sohnes aufzufinden, der raſch Europa verlaſſen hatte, und erſt lange Zeit nachher erfuhr man auf indirecten Wegen, daß er in düſterer Zurückgezogenheit in Jamaika ſeinen Tod gefunden.

Dieſes tragiſche Ereigniß machte ſowohl auf Lilli, als auch auf ihre Mutter den ſchmerzlichſten Eindruck. Während die Letztere ſich anklagte, daß ſie, von Aeußerlichkeiten geblendet, ihren Wünſchen zuviel Gehör gegeben, mußte die arme Lilli die bittere Erfahrung machen, daß weder die glänzenden Eigenſchaften eines großen Geiſtes, noch die vielverſprechenden Formen eines Weltmannes es vermocht hatten, die ſüßen Hoffnungen zu rechtfertigen, mit denen ſie ein junges, der Welt vertrauendes Mädchenherz erfüllt und — getäuſcht hatten.

Das war zuviel für ein ſo tieffühlendes Gemüth; Lilli erlag dieſer herben Prüfung und erkrankte ſo ernſtlich, daß ſie langer Zeit bedurfte, ſich wieder zu erholen und ihr geknicktes Herz zu der Reſignation zu ſtimmen, die ihm allein ſeine Ruhe und dem Körper die entſchwundenen Kräfte wieder geben konnte.

So waren ihr faſt zwei Jahre des ſchönſten Jugendalters (zwiſchen dem achtzehnten und zwanzigſten) in ſtiller Zurückgezogenheit dahingegangen, die für jedes andere, zu ſo viel Anſprüchen berechtigte Mädchen zur höchſten Blüthenzeit gezählt haben würden. Sie dagegen ſchien nur bemüht zu ſein, jede Regung des Herzens ſorgfältig zu überwachen und ſich auf eine Entſagung aller Hoffnungen vorzubereiten, die ihr bis daher nur unverſchuldete und bittere Täuſchungen bereitet hatten. Aber

das Sprüchwort: „glückliche Ehen werden im Himmel geſchloſſen“ ſollte ſich dennoch an ihr bewähren und ihrem Herzen unerwartet den Mann zuführen, der ganz dazu gemacht war, es zu verſtehen, zu würdigen und mit unauflöslichen Banden an ſich zu feſſeln.

Bernhard Friedrich v. Türkheim, Sohn eines der angeſehenſten Banquiers in Straßburg, hatte hier früher einige Jahre in dem Bankhauſe von Schönemann und Heyder als Volontär zugebracht, und damals nicht allein Lilli's Bekanntſchaft gemacht, ſondern auch eine zwar ſtille, aber um ſo tiefer wurzelnde Neigung für ſie mit zurück in die Heimath genommen. Alle Bewerbungen um ſie waren ihm nicht unbekannt geblieben, und er wußte ſie männlich zu ertragen, da er ihnen keine Anſprüche entgegenſtellen konnte und ſeine Stellung noch nicht der Art war, daß er als Mitbewerber hätte auftreten können. Aber ein hier zurückgebliebener Freund hatte ihn fortwährend von Allem, was die im Stillen Geliebte betrafen, unterrichtet, und als die letzte ſtürmiſche Kataſtrophe vorüber, erwartete er ruhig ſowohl die Wiedergeneſung der Geliebten, als auch den Zeitpunkt, wo es ihm ſeine Selbſtſtändigkeit geſtatten würde, ihr mit ſeiner Hand zugleich auch eine anſtändige Exiſtenz antragen zu können; dann erſt kam er hieher, um ſeine Bekanntſchaft mit Lilli zu erneuern und ſeine Bemühungen um ſie deutlicher hervortreten zu laſſen.

Ein Mann von ſo trefflichem Herzen das, ihr ſtets erkennbarer, eine lang für ſie gehegte treue Liebe entfaltete, konnte nur den wohlthuendſten Eindruck auf dies, kaum neues Vertrauen gewinnende Gemüth machen, das nur nach und nach wieder an dem feſten und männlichen Charakter zu erſtarken begann, den ihr ein längerer Umgang mit dem jungen Manne ſtets deutlicher wahrnehmen ließ. Endlich waren alle zagenden Zweifel überwunden, und am 9. Auguſt 1778 leitete die Verlobung eine der glücklichſten Ehen ein, die jemals zwei ſo edle und einander ſo werthe Herzen vereinigt hat.

Frau Schönemann, überglücklich, die Zukunft ihrer Tochter unter dem Schutz eines ſo trefflichen Mannes zu wiſſen, begleitete dieſelbe nach Straßburg, um für die Einrichtung des jungen Ehepaares Sorge zu tragen, und kehrte erſt nach einigen Monaten hieher zurück, nach

dem ſie die Ueberzeugung gewonnen, daß für ihre Lilli nichts mehr zu wünſchen übrig blieb. —

Inzwiſchen war mein Schwiegervater aus Frankreich ins elterliche Haus zurückgekehrt und hatte hier einſtweilen die Funktionen des Caſſiers übernommen. Er war der Mutter doppelt willkommen, da ihr Herz ſeit der Trennung von der geliebten Tochter eine Leere empfand, die der ſanfte und ſich hingebende Charakter dieſes ihrer Söhne auszufüllen am geeignetſten war. Sie trachtete nunmehr, auch dieſem eine glückliche Zukunft und ſich ſelbſt damit ein ihr herannahendes Alter erheiterndes Familienleben zu bereiten, und unterhielt ſich öfters mit ihm über die Begründung eines ſolchen, indem ſie dabei auf dieſe oder jene ihrer jungen Verwandtinnen hindeutete, die ihr zu einer paſſenden Partie geeignet ſchienen.

Hierin war ihr jedoch der junge Mann bereits zuvorgekommen, deſſen Herz ſich zu Marie Gontard, meiner ſpäteren Schwiegermutter, hingezogen fühlte, welche durch ihre Schönheit und ihre anziehende geſellſchaftliche Tournüre eine Menge Anbeter um ſich verſammelte. Marie Gontard zählte zu jener Zeit hier zu den glänzenden Partieen: ſie war nicht allein ſchön und von einnehmender Lebhaftigkeit, ſondern auch von dem Nimbus des Gontard'ſchen Namens umgeben, deſſen Träger ſich damals noch vorzugsweiſe als de pure sang betrachteten, und nicht ſo leicht Verbindungen eingingen, die nicht durch einen gewiſſen Rang oder ſonſt andere gewichtige Vorzüge als dazu würdig betrachtet werden konnten. In dieſer Beziehung ſtand nun der junge Bewerber, der ſich noch nicht einmal einer ſelbſtändigen Stellung rühmen konnte, manchem ſeiner Nebenbuhler um Vieles nach, und darum hätte ſeine Mutter, die ungern ihn ſich einem Korb ausſetzen ſah, es weit lieber geſehen, wenn er ſich ihrer Protection vertraut und eine Wahl angenommen hätte, die unter ihrer zahlreichen und vermögenden Verwandtſchaft nicht ſchwer zu treffen geweſen ſein würde. Sie ſollte indeſſen dieſer Sorge nur zu bald überhoben werden, denn das Sprüchwort: „mit den alten Tagen kommen Sorg' und Plagen" bewährte ſich auch an ihr; bedeutende Verluſte, welche das Haus Schönemann und Wegelin erlitt, und wobei ſie ſich betheu-

ligt fand, erſchütterten ihre Geſundheit und hatten eine Entkräftung zur Folge, die ſie raſch (1782) ihrem Ziel entgegenführte. Die betreffenden Notizen über dieſen herben Verluſt ſprechen den tiefſten Schmerz meines guten Schwiegervaters, ſowie die kindlichſte Verehrung für die Dahingegangene aus, die während ihres ganzen Lebens ſtets nur von der treueſten Mutterliebe gegen ihre Kinder erfüllt geweſen.

Dieſer betrübende Zwiſchenfall legte den Ausſichten des jungen Schönemann zu einer Verbindung mit Marie Gontard neue und größere Schwierigkeiten in den Weg. Obgleich den Schönemann'ſchen Kindern noch immer ein nicht unbedeutender Vermögensantheil in Ausſicht geblieben, ſo wußte man doch, daß ſich derſelbe zum größten Theil in dem Bankhauſe befand, welches durch die gewagten Unternehmungen des älteren Sohnes bereits ſeinen Credit ſehr erſchüttert hatte und das ſomit die ſoliden Garantien nicht mehr darzubieten vermochte, die bei einer Gontard'ſchen Familienverbindung ſo ſehr in Betracht kamen, weßhalb denn auch die Stimmberechtigten ſich hier gegen eine ſolche erklären zu müſſen glaubten.

Indeſſen hatte doch zwiſchen den jungen Leuten eine Verſtändigung ſtattgefunden. Marie Gontard zählte aber zu den erblühten Schönheiten, die den Kreis ihrer Anbeter ungern ſich ſo bald lichten ſehen und darum ihre jugendliche Freiheit einem allzulangen Brautſtande bei weitem vorziehen. Es genügte ihr, unter der Zahl ihrer glänzenden Verehrer eine treue Seele zu wiſſen, auf deren Ergebenheit unter allen Umſtänden zu rechnen war, während ſie ſelbſt es für hinlänglich erachtete, deren Verehrung damit für ſich wach zu erhalten, daß ſie derſelben auf den Bällen den Vorzug des erſten Walzers einräumte, ihr Shawl und Fächer zur Verwahrung anvertraute und ihr geſtattete, ſie in die Nähe einer intereſſanten Nachbarſchaft zu Tiſch zu führen, und alles das mit dem Verſprechen zu belohnen, das Beſte von der Zukunft hoffen und die Ereigniſſe in Geduld abwarten zu wollen.

Unterdeſſen ging von Straßburg die Nachricht ein, daß Herr v. Türkheim ſich durch mehrjährige, zu angeſtrengte Arbeiten in eine Stimmung verſetzt ſehe, welche es ihm zur Pflicht mache, ſich nach einer ihm näher zur Seite ſtehenden Hülfe umzuſehen, die er wohl bei

Niemand mit mehr Zuverſicht zu finden hoffen durfte, wie bei ſeinem Schwager Schönemann. Er machte ihm daher den Vorſchlag, vorläufig mit einem mäßigen Antheil in ſein Geſchäft zu treten, wobei er für ſpäter eine größere Betheiligung in Ausſicht ſtellte, und Marie Gontard gab mit Freuden ihre Zuſtimmung zu dieſem Antrage, der ihrer Ungebundenheit noch einen weiteren Spielraum in Ausſicht ſtellte, ohne ihre Zukunft zu gefährden, da ſie der Treue ihres Anbeters vollkommen verſichert ſein konnte.

So ſah ſich denn der junge Mann nun in einen neuen Wirkungskreis verſetzt, dem er auch ſeine Kräfte mit ſo viel Erfolg widmete, daß ſich die anfänglichen Bedenklichkeiten des alten Herrn v. Turkheim, ihn zum Aſſocie ſeines Sohnes aufzunehmen, bald dadurch überwunden ſahen und er ſchon nach einem Jahre als wirklicher Theilhaber einer der geachtetſten Firmen in Straßburg auftreten konnte.

Dieſe Verbeſſerung ſeiner finanziellen Verhältniſſe ſetzten ihn nun zwar in den Stand, ſeine Bewerbungen um Marien's Hand mit mehr Zuverſicht zu erneuern, doch aber bedurfte es dazu noch immer um ſo größerer Anſtrengungen, da durch die inzwiſchen erfolgte Liquidation des Hauſes Schönemann und Wegelin ſein darin ſich befindendes Erbtheil um Vieles geſchmälert worden war. Marie Gontard ſchien es übrigens mit einer Ueberſiedlung nach Straßburg keineswegs allzuſehr zu eilen; im Gegentheil ſchien ſie es ganz angenehm zu finden, die oft ſich erneuenden Verſicherungen treuer Liebe und Ergebenheit entgegenzunehmen, ohne dagegen die Entſagung ihrer jugendlichen Freiheit in ſo nahe Ausſicht zu ſtellen, daß dieſelbe ſich nur noch von der äußeren Geſtaltung ihrer Zukunft abhängig gemacht hätte. Obgleich ſie ſich weder einer Sinnesänderung oder ſonſt eines anderweitig angeknüpften Verhältniſſes daher zu ſchulden kommen ließ, konnte ſie noch immer nicht zum Entſchluß kommen, ihre Unabhängigkeit aufzugeben, und ſelbſt ihre Briefe nach Straßburg wurden nach und nach ſo ſelten, daß, als der Geliebte, in ſeiner Ungeduld darüber, ernſtlichere und dringendere Beſchwerden dagegen erhob, ſie am Ende ganz ausblieben. — Damit wurde die Lage des Armen um ſo peinlicher, da, wenn er ſich bei ſeinen Freunden um die mögliche

Urſache dieſer auffallenden Zurückſetzung erkundigte, [illegible] ſtets die Verſicherung erhielt, es ſeien nirgendwie Anzeichen vorhanden, daß Marie Gontard ihre Geſinnungen gegen ihn geändert, oder daß ſie ſonſt einen anderen ihrer Anbeter bevorzuge, von denen ſie ſich übrigens, wie früher, in allen glänzenden Cirkeln umſchwärmt ſehe.

So blieb denn dem ungeduldig Harrenden nur die Wahl, eine mit Geduld zu überſtehende Caprice darin zu erblicken, oder ſeine Hoffnungen gänzlich aufzugeben, welche wenig befriedigende Alternative einen Kampf in ihm erzeugte, den ſeine, ihm treu zur Seite ſtehende Schweſter Lilli, ungeachtet aller Troſtgründe, kaum zu beſchwichtigen vermochte. Sie konnte daher nur ein erwünſchtes Ereigniß darin erblicken, als ihr Bruder im Verlauf des Winters in einem der damals üblichen Tanzkränzchen die Bekanntſchaft eines jungen ſchönen Mädchens aus einer angeſehenen bürgerlichen Familie Straßburgs machte, welche denſelben auszuzeichnen ſchien, und wünſchte nur, daß es ihr gelingen möchte, das Bild der ſäumigen Briefſtellerin vollends aus ſeinem Herzen zu verdrängen und demſelben Ruhe und Zufriedenheit wiederzugeben. Schon ſchienen ihre ſtillen Wünſche eine günſtige Wendung nehmen zu wollen, da auch der Vater des jungen Mädchens bereits anfing, ſich für den in allgemeiner Achtung ſtehenden jungen Mann zu intereſſiren, als deren Bruder an einem Nervenfieber erkrankte, dem er ſchon nach wenigen Tagen erliegen mußte. Kaum war er zur Erde beſtattet, ſo fand ſich auch die Schweſter, die ihn treu gepflegt und nicht von ſeiner Seite gewichen, von derſelben Krankheit ergriffen und, aller angewendeten Mühe der Aerzte ungeachtet, folgte auch ſie ihm nach kurzer Zeit ins Grab. Ganz Straßburg nahm den innigſten Antheil an dem ſo plötzlichen und herben Verluſte, den dieſe allgemein geſchätzte Familie zu betrauern hatte, und es läßt ſich denken, daß derſelbe nicht minder tief von dem jungen Schönemann gefühlt wurde, dem im Umgange mit dieſem intereſſanten und liebenswürdigen Mädchen kaum erſt ein Hoffnungsſchimmer aufgegangen war, für ſeine in Frankfurt verſchmäht geglaubte treue Liebe einen würdigeren Erſatz zu finden.

Betrübten Herzens war er eben vom Grabe der ſo früh Dahingegangenen in ſeine Wohnung zurückgekehrt, als er hier zu ſeiner nicht

geringen Ueberraſchung ein mit der Poſt von Frankfurt gekommenes, an ihn adreſſirtes Päckchen verſand, welches eine niedliche Handarbeit und ein anonymes Billet mit den wenigen Worten enthielt: „Souvenir d'une personne qui n'a jamais cessée de vous rester attachée.“ — Mit einer kaum zu beſchreibenden Empfindung, die aus der Trauer über den ſo eben noch innig beklagten Verluſt in das freudige Gefühl überſprang, Alles wieder gewonnen zu haben, erkannte er Marie Gontard's Handſchrift, und in demſelben Moment ſtand auch ſein treues Herz wieder in lichten Flammen für ſie. Er eilte zu ſeiner Schweſter, ihr die frohe Kunde mitzutheilen und mit ihr zu berathen, wie er am ſchnellſten zum endlichen Ziele ſeiner ſehnlichſten Wünſche gelangen könne. Dieſe, aufs Neue eine vorübergehende Laune fürchtend, rieth, die Sache vorerſt in die Hände ſeines Freundes in Frankfurt zu legen, der ſich einer beſtimmteren Deutung der von der Geliebten oben ausgeſprochenen Geſinnung verſichern, dann aber ſofort bei der Familie um das Jawort anhalten ſollte, welche Werbung auf das Nachdrücklichſte von Seiten der Türkheim'ſchen Familie unterſtützt werden würde. Die gewünſchte Entſcheidung ließ nicht lange auf ſich warten. Marie entſagte mit dem zurückgelegten dreiundzwanzigſten Jahre ihrer jugendlichen Unabhängigkeit, und der überglückliche Bräutigam begab ſich bald darauf nach Frankfurt, um am 17. Januar 1787 ſeine Vermählung mit ihr zu vollziehen.

Das junge Ehepaar übersiedelte nun alsbald nach Straßburg, wo es von der Familie Türkheim mit aller Herzlichkeit empfangen und aufgenommen wurde. Die Berichte des Archivs verbreiten ſich in den heiterſten Erinnerungen über eine Menge froher Ereigniſſe, zu denen in erſter Linie auch die Geburt eines lieben Töchterchens zählte, bis ſie mit dem Jahre 1789 anfangen, wieder einen ernſteren Charakter anzunehmen, indem ſie von da an zu den Begebenheiten übergehen, zu welchen die beginnende franzöſiſche Revolution Veranlaſſung gab.

Schon war in Paris die Baſtille erſtürmt worden, wodurch ſich auch über die Provinzen ſchnell eine Aufregung verbreitete, welche ſich zwar anfänglich in Straßburg, wo das deutſche Blut vorherrſchte, noch am wenigſten fühlbar machte, bald aber auch dort durch

die von Paris zuſtrömenden revolutionären Elemente in beklagenswerther Weiſe zum thätlichen Ausbruch kam. Unſer Archiv enthält eine Menge Einzelnheiten darüber, die auch heute noch um ſo intereſſanter ſind, da ſich im Rückblick auf das Jahr 1848 in den Anfängen beider Zuſtände viele Aehnlichkeiten erkennen laſſen, die damals zum Theil wohl nur deshalb ſo ſchnell jene weltgeſchichtliche Höhe erreichten, weil man es noch nicht verſtand, ihnen im Entſtehen die rechte Energie entgegenzuſetzen, oder die aufgeregten Geiſter in eine ſie beſchwichtigende Bahn zu leiten, wozu freilich die Erfahrungen und Beiſpiele ähnlicher Zeiten noch fehlten.

Die Berichte über die tumultuariſchen Scenen in Straßburg beginnen mit der Beſtürmung des Rathhauſes. Fünfzig Mann Soldaten, heißt es darin, würden hingereicht haben, daſſelbe gegen die Demolirung zu ſchützen, die von einer Handvoll Pariſer Revolutionäre projectirt und von Straßburger Poliſſons und fremden Handwerksburſchen ausgeführt wurde, denen man weißgemacht hatte, die Zeit der allgemeinen Gütervertheilung ſei nun gekommen — eine revolutionäre Verlockung, die auch in neueſter Zeit nicht ohne Wirkung geblieben. Die Populace ließ ſich auch damals das nicht zweimal ſagen und hatte den Sinn der Phraſe ſo ſchnell begriffen, daß man bei ſpäter darüber zur Rechenſchaft gezogenen Individuen ganz mit Gold gefüllte Beutel fand, die einige derſelben auch an den Galgen brachten.

Vier Stunden reichten hin, um alles, was im Rathhauſe, damals die Pfalz genannt, beſindlich war, zu zerſtören und es von unten bis oben unterm Dache rein auszuplündern. General Rochambeau ließ zwar beim Beginn des Lärmens die ganze Garniſon ausrücken und das Gebäude mit einigen Regimentern umſtellen, aber die Truppen ſahen, Gewehr bei Fuß, ruhig zu, wie die zertrümmerten Meubles zu den Fenſtern hinausflogen, weil ſie Ordres hatten, nicht einzuſchreiten, ſo lange kein Blut fließen würde. Als die vom Weine des Rathskellers berauſchten Burſche mit dem Zerſtörungswerk im Innern der Pfalz fertig waren, ſtürmten ſie nach dem Archive, riſſen die alten Folianten und Aktenſtöße aus ihren Gefächern und zerſtreuten deren zerſchnittenen Inhalt auf die Straße, ſo daß man bis ans Knie

durch die aufgehäuften Blätter ſchreiten mußte. Zu gleichem Zwecke verſuchten die Stürmenden auch in die Hypotheken- und Pupillenzimmer zu dringen; Prinz Friedrich von Heſſen-Darmſtadt jedoch, der ein franzöſiſches Regiment commandirte und mit demſelben ſich in der Nähe befand, widerſetzte ſich dem Unfug und jagte die Plünderer mit einer Handvoll ſeiner Leute in die Flucht. Auch die Nationalgarde, bei welcher Herr Schonemann als Capitain fungirte, fing nun an, einzuſchreiten, und trug das ihrige dazu bei, den Aufruhr zu beſchwichtigen. Nicht ſo der damalige Königs-Lieutenant in Straßburg, General Klinglin, dem ſein höchſt zweideutiges Benehmen bei dieſen Auftritten den Beinamen „le père de la populace“ zugezogen hatte, bis er ſich endlich ſelbſt der Verſpottung und dem Hohne eben der Claſſe Preis gegeben ſah, die ſich ihn zum Vater erkoren.

Nachdem der Senat wieder ſoviel Macht gewonnen hatte, diejenigen zur Verantwortung zu ziehen, die ſich vorzugsweiſe bei dieſen Scandalen betheiligt, ſah ſich die Ordnung zwar einigermaßen wieder hergeſtellt, doch wurde dieſelbe bald aufs Neue und diesmal ſogar durch das Militär ſelbſt geſtört, unter deſſen Schutz man ſich ſicher geglaubt hatte. Man wollte nämlich demſelben für ſeine gute Haltung bei dem erſten Aufſtande eine Aenlichkeit bereiten, wozu jedoch Prinz Friedrich von Heſſen und Prinz Max von Zweibrücken, nachmaliger König von Bayern, für ihre deutſchen Regimenter nur unter der Bedingung ihre Zuſtimmung geben wollten, wenn ihre Soldaten dabei in den Kaſernen conſignirt bleiben würden. Das geſchah auch; nun aber zogen die Franzoſen vor die letzteren und forderten ihre Cameraden auf, ſich dem ariſtokratiſchen Befehle zu widerſetzen und die ihnen zugedachte Belohnung in ungekundeter Freiheit zu genießen. Dem wurde Folge geleiſtet, und bald durchzogen die Soldaten truppweiſe und Arm in Arm die Stadt, drangen in die Wein- und Bierhäuſer, ſchleiften im trunkenen Uebermuth die vollen Fäſſer auf die Straßen, die ſie jubelnd damit durchzogen, ſo daß am Abend Tauſende von Betrunkenen darin umherlagen, und die friedlichen Bürger ſich während vierundzwanzig Stunden den Ausbrüchen brutalſter Rohheit ausgeſetzt ſahen.

Mit ähnlichen Scenen wie die erwähnten leitete ſich nach und nach jene Schreckensperiode ein, die ſich ſpäter über Straßburg verbreitet und die ſo viele ſchmerzliche Erinnerungen zurückgelaſſen hat. Bald ſah man ſich genöthigt, ſeine politiſchen Geſinnungen mit ängſtlichem Mißtrauen einander zu verbergen und ſeinen Umgang nur auf die allernächſten Familienglieder zu beſchränken, um jeden Anlaß zu vermeiden, ſich in irgend einer Weiſe zu verdächtigen. Man verſchloß ſich frühzeitig in ſeinen Wohnungen, verhing ſorgfältig alle Fenſter, damit kein Licht die Anweſenheit ihrer Bewohner verrathen und der nächtlichen Spionage Anlaß geben möchte, in die Häuſer zu dringen und irgend einen Vorwand zu gefahrbringenden Denunciationen darin aufzuſuchen, u. ſ. w.

Daß ſich unter ſo trüben Verhältniſſen die junge, lebensluſtige Frau Schönemann in Straßburg nicht gefallen und noch weniger ſich dort gewöhnen konnte, war leicht begreiflich. Um ſo freudiger folgte ſie daher den Einladungen ihrer Mutter, der Frau Gontard, zu den Krönungsfeſten des Kaiſers Leopold, und ſpäter des Kaiſers Franz II. (1792), und würde wohl lieber ganz in Frankfurt geblieben ſein, wenn Herr Schönemann ſie dort nicht wieder abgeholt, und auch der General Cüſtine ſie nicht überzeugt hätte, daß ſelbſt die Krönungsſtadt vor dem Andringen des Franzoſenthums gleichfalls nicht geſichert ſei. Dieſelbe wurde nämlich ſogar während der Krönung des Kaiſers Franz von der unter ihrem kühnen Heerführer überall vordringenden franzöſiſchen Armee bedroht, und da die Schönemann'ſche Familie, als in Straßburg verbürgert, fürchten mußte, ſich als Emigranten behandelt zu ſehen, ſo flüchtete ſie ſich mit vielen Anderen, von Kriegsfurcht angeſteckten, nach Friedberg, entſchloſſen, im Nothfall ſelbſt weiter bis Caſſel zu retiriren. Die Franzoſen kamen jedoch glücklicherweiſe diesmal noch nicht, und ſo wurde denn endlich die Rückkehr nach Straßburg mit neugewonnenem Muthe über Heidelberg angetreten.

In dieſe Zeit der Unſicherheit, der drückenden Beängſtigung und der trübſten Ausſichten in die Zukunft gehört ein in meinem Archiv ſich vorfindender Brief Lilli's, den ſie ihrem Bruder (am 29. Juli 1792) nach Heidelberg ſchrieb, wo derſelbe, auf der Rückreiſe nach Straßburg

begriffen, bei ſeinen Brüdern verwe[illegible] um mit dem älteren, dem Adminiſtrationsrath Schönemann, die Angelegenheiten des jüngeren zu beraten, der durch verfehlte Speculationen um ſein Vermögen gekommen war. Der ganze Werth der trefflichen Frau tritt darin ſo wahr und anſprechend hervor, daß ich nicht umhin kann, den Brief als einen Beleg hier mitzutheilen, wie beglückt der Gatte ſich fühlen konnte, dem eine ſo edeldenkende, von ächter Weiblichkeit beſeelte Lebensgefährtin zu Theil geworden.

Sie beginnt damit, ihren Bruder wegen ſeines längeren Verweilens in Heidelberg zu beruhigen, da derſelbe fürchtete, ſeinem Schwager, v. Turkheim, dem während ſeiner Abweſenheit die Sorge um das Geſchäft allein oblag, zu große Anſtrengungen zuzumuthen, die allerdings in jenen ſtürmiſchen Zeiten um ſo ſchwerer auf ihm laſten mochten. Sie ſchreibt:

Je m'empresse de vous accuser la réception de votre lettre du 25 courant, et vous prie de croire que mon mari ne peut ni ne veut hâter votre retour dans un moment où des affaires de famille nécessitent votre présence tant à Heidelberg qu'à Francfort. J'espère, mon cher ami, que vous lui rendez la justice que lorsqu'il s'agit du bonheur ou de la tranquillité de ses amis, il ne consulte que son cœur, et que celui-ci vôte toujours pour eux.

Il est vrai, mon cher, qu'il est fort occupé, mais je regarde cela comme un grand bonheur pour lui; cela le distrait, l'empêche de penser aux désagrémens qu'il éprouve, et il puise dans l'idée consolante de remplir son devoir, de nouveaux motifs de consolation. Il est bien résolu à supporter courageusement tout ce que la providence pourra lui infliger, et moi décidée à partager son sort quelque malheureux qu'il puisse être. — J'espère tout de la bonté de Dieu, beaucoup de la bonté de notre bourgeoisie et plus encore de la conduite de mon mari et de la droiture de ses intentions.

Je vous prie de remercier la Delph de la bonté avec laquelle elle s'est occupée de moi; je ne puis et ne dois pas céder aux instances qu'on me fait; il est des circonstances dans la vie où

le devoir doit l'emporter sur toutes les autres considérations, et où il faut réprimer toute pusillanimité pour animer et fortifier son courage. Je ne vous carherai pas cependant que j'ai quelquefois besoin de toute ma raison pour ne pas perdre de vue la main bienfaisante qui nous guide; puisse cet être tout puissant nous donner la force et la prudence nécessaires pour nous soutenir au milieu des orages, et nous préserver de malheurs à Strasbourg? —

Rappelez-moi au souvenir de notre frère et occupez-vous, je vous prie, d'un projet d'établissement pour l'autre. Le Delph connait si bien les productions du pays ainsi que les moyens à employer pour une entreprise quelconque, que je crois qu'elle pourra vous donner les renseignements les plus précis. Je sais qu'il est impossible d'y songer pour le moment, mais il est déjà consolant pour le malheureux de croire qu'on s'occupe des moyens d'adoucir son sort, ne serait-ce que pour un temps éloigné.

L'assemblée nationale vient de donner un décret non sujet à la sanction du Roi, pour autoriser de prendre le sixième homme dans le haut et bas Rhin. —

Nous vous embrassons tous bien tendrement et vous aimons toujours de même.

In Straßburg war es inzwiſchen wieder etwas ruhiger geworden. Die ordentlichen und beſonneneren Leute hatten wieder mehr Einfluß gewonnen, und auch Herr v. Türkheim ſah ſich in den Municipalrath der Stadt berufen, der ihm die Ueberwachung der öffentlichen Wohlthätigkeits- und Sicherheitsanſtalten übertrug. Dieſer Wirkungskreis entſprach vollkommen ſeinen humanen Geſinnungen, und er entledigte ſich der ihm übertragenen Amtspflichten mit ſoviel redlichem Eifer und Sachkenntniß, und rechtfertigte damit das in ihn geſetzte Vertrauen in ſo hohem Grade, daß ihn die Stadt bald darauf zu ihrem Maire erwählte.

Ungeachtet er nun weder das Schwierige, noch die großen Verantwortlichkeiten dieſer neuen Stellung verkannte, mit welcher dieſelbe gerade in der Zeit verknüpft war, wo man in der Hauptſtadt des Landes eben im Begriff ſtand, dem Staatsoberhaupt, Ludwig XVI.,

den Proceß zu machen: war Herr v. Türkheim dennoch keinen Augenblick unschlüssig, die auf ihn gefallene Wahl anzunehmen und allen Gefahren des neuen Amtes muthig entgegen zu treten. Er glaubte seinen Mitbürgern diese Aufopferung schuldig zu sein, und scheute keine Anstrengungen, um die Ordnung und Sicherheit der Stadt aufrecht zu erhalten.

In dieser Beziehung äußert er sich damals in einem Briefe an Jungfer Telyb in Heidelberg in einer ihn sehr bezeichnenden Weise: „Das Leben des Menschen," schreibt er, „ist nur ein Traum, und wir sind es uns selbst schuldig, so viel wie möglich dazu beizutragen, daß wir einst bei gutem Bewußtsein und mit gestärkten Kräften erwachen. Seien Sie ohne Sorgen um mich; ich bin munter und getrost, sehe mit Freuden meinem Berufe vor, und fühle mich vollkommen beruhigt unter dem Schutze des alten Gottes, den ich mir noch nicht habe wegphilosophiren lassen, soviel Versuche gegenwärtig auch dazu gemacht werden." —

Schon aber hatte die französische Revolution einen Grad erreicht, den zu bewältigen menschliche Kräfte nicht mehr ausreichten. Der Feldzug der Preußen in der Champagne hatte die Gemüther aufs Aeußerste exaltirt, und die Nachricht von der Einnahme der Festung Verdun durch dieselben hatte am 2. September (1792) in Paris jene gräßlichen Blutscenen zur Folge, welche die Geschichte mit Recht gebrandmarkt hat. Der Schrecken darüber durchlief das ganze Land, und wie tief sich auch die Türkheim'sche Familie davon ergriffen sah, spricht sich in erschütternder Weise in einem Briefe aus, den Lilli am 6. September an ihren Bruder schrieb und den ich als ein interessantes Aktenstück hier gleichfalls folgen lasse. Er lautet:

Je reprends la plume, mon cher ami, pour satisfaire au besoin que j'éprouve de m'entretenir avec vous. Mais malheureusement je n'ai rarement d'autre sentiment à exprimer que celui de la douleur. Nous sommes tous accablés par les nouveaux malheurs de la capitale, et nous pleurons la barbarie de nos concitoyens. Mons. Lachausse a communiqué hier à la commune une lettre de Paris contenant les détails des atrocités commises. L'on a forcé les prisons et massacré tous les prisonniers détenus depuis

l'affaire du 10. Les cruautés commises sont à peine croyables, et l'on reste immobile aux récits qu'on en apprend. Les assassins se sont portés à tous les excès possibles et n'ont conservé dans leur barbarie que la figure humaine; semblables au tigre, que le sang rend plus furieux encore, non contents des victimes immolées à leur rage, ils ont éventré les malheureux, leur ont arraché les boyaux pour s'en faire des ceintures, et, après y avoir attaché leurs pistolets, se sont montrés au peuple pour se glorifier de leurs exploits, en disant: „c'est ainsi qu'il faut punir les audacieux et les ennemis du peuple." Ils se sont portés ensuite dans une église où ils avaient enfermé 300 ecclésiastiques, les ont assassinés de leurs poignards fumants encore de sang humain, ont jeté les cadavres moitié vivants encore en criant: „vengeance à Dieu!" par les fenêtres, où ils ont été chargés pêle-mêle, morts ou vifs, sur un grand chariot qui se trouvait préparé pour les recevoir et les emmener. — Non contents encore, ils ont été au Temple, et Dieu sait quelle fin ils préparaient au Roi! Mais tous les membres de l'assemblée s'y sont portés, et ont épargné de nouveaux malheurs à la France. Ils ont ensuite forcé l'assemblée de décréter qu'on tirerait à la milice, que 150,000 habitants se porteraient aux frontières et que ceux qui ne voudraient pas y aller en personne, seraient forcés de donner leurs armes.

Voilà, mon cher ami, le récit des détails de toutes les férocités commises; je ne me permets aucune réflexion et ne demande pas vengeance, mais justice au Dieu que j'adore. L'impression que cette nouvelle produit sur notre public est différente d'après l'opinion, qui est encore bien variée, et il y a même des personnes qui excusent tout; on a relâché hier ici les prisonniers détenus pour indiscipline militaire, et nous pourrions fort bien nous attendre ici à quelques gentillesses parisiennes, si notre bourgeoisie était moins bonne et paisible. Je suis souvent émerveillée de voir que la conduite ou les procédés à la mode n'entraînent pas plus de désordres.

Voici mon mari retourné à sa qualité de factionnaire; vous n'auriez pas été peu édifié de le voir monter sa garde; je voulais lui faire visite ou passer de loin lorsqu'il ferait sentinelle, mais je n'ai pu en obtenir la permission. Je suis enchantée de lui voir assez de courage et d'égalité d'humeur, pour se prêter galamment à tout ce qu'on pourrait demander de lui; vous connaissez ses dispositions, il a toujours été l'ami de la bourgeoisie et son patriotisme consiste dans le désir qu'il a de les rendre heureux; s'il fait dans tous les moments de sa vie tout ce qui dépendra de lui pour consolider leur bonheur, le cercle d'activité dans lequel il se trouve le rend parfaitement heureux et compense tous les chagrins que les malheurs publics engendrent, &c., &c.

Der Schluß dieſes intereſſanten Briefes beweiſt, mit welcher treuen Liebe und Werthſchätzung ſie ihrem Gatten ergeben war, in deſſen edler Denkungsweiſe ſie die ſicherſte Bürgſchaft erblickte, daß ſein aufrichtiger und wahrer Patriotismus überall anerkannt und dadurch ihnen zur zuverläſſigſten Schutzwehr gegen die Anfechtungen der Zeit und der Verhältniſſe werden würde.

Bald indeſſen ſollte ſich auch Herr v. Türkheim überzeugen, daß der redliche Wille eines Einzelnen nicht mehr vermögend war, gegen den ſtets mehr wachſenden Sturm jener Zeit anzukämpfen. Ludwig XVI. verblutete unter dem Meſſer der Guillotine und der Terrorismus der Jacobiner erlangte damit jene alles niedertretende Oberhand, die ſich, wie bekannt, während ihrer Dauer in ſo entſetzenerregender Weiſe fühlbar gemacht. Auch in Straßburg erſchienen drei ihrer Abgeordneten aus Paris, und unter ihnen der berüchtigte Rühl mit dem gefürchteten Schreckensinſtrument, der Guillotine, im Gefolge, die er in fortwährender Bewegung erhielt, bis er endlich, um ſelbſt ihr zu entgehen, ſich ums Leben brachte.

Die Herren kamen mit dem Auftrage, das corps administratif von den Elementen der Ariſtokratie zu reinigen und alle Functionäre abzuſetzen, die nicht zu ihrer extremen Partei zählten. Auch dem Herrn v. Türkheim, der keineswegs zu der letzteren gerechnet werden konnte, wurde daher gleichfalls dieſes Loos zu Theil, und er entſagte um ſo be-

reitwilliger einem Amte, das ihn fortan nur zum Vollstrecker der empörenden Maßnahmen einer Schreckensregierung gemacht haben würde. Er zog sich mit seiner Familie auf ein ihm gehöriges Gut, Posttorff in Lothringen, zurück, wo er die Ereignisse um so ruhiger abzuwarten gedachte, da sich das damals gerade sehr belebte Geschäft seines Hauses bei seinem Associe Schönemann in den zuverlässigsten Händen befand.

Der Tod seines Vaters und das damit verbundene Ordnen seiner Familienangelegenheiten rief ihn indessen bald wieder nach Straßburg zurück, und da die stets zunehmende Unsicherheit aller Verhältnisse zu größerer Vorsicht mahnte, so wurden zugleich alle Maßregeln getroffen, sofort eine Liquidation der Geschäfte eintreten zu lassen und beide Associes für den Fall einer unerwarteten persönlichen Gefährdung in den Stand zu setzen, in der Weise zu verfahren, wie es ihnen für den Augenblick als geboten erscheinen würde. Herr v. Türkheim kehrte sodann nach seinem ruhigen Asyle in Posttorff zurück, die Interessen des Hauses seinem Schwager Schönemann überlassend, der, entschlossen, sie unter allen Umständen zu wahren, seine Einrichtungen traf, den Ereignissen nach Maßgabe der ersteren entgegenzutreten.

Indessen waren dabei die stets zunehmenden Besorgnisse seiner jungen Frau außer Berechnung geblieben, die der allerfinstersten Zukunft entgegensah; es war ihr unmöglich, länger in Straßburg auszudauern, und sie drang auf das Bestimmteste darauf, dasselbe zu verlassen, was jedoch nicht ohne große Schwierigkeiten bewerkstelligt werden konnte, da das französische Gouvernement jede Entfernung als Emigration betrachtete und die Ertheilung der unumgänglich nöthigen Pässe entschieden verweigerte. Endlich gab der Tod der Frau v. Alphen, einer Tante der Frau Schönemann, und die ihr damit in Aussicht stehende Erbschaft einen schicklichen Vorwand, die so sehnlichst gewünschten Pässe zu erlangen, unter deren Schutz dann die Reise in die Heimath sofort angetreten wurde. Man wählte den Weg über Basel, um auf dieser Route am schnellsten und sichersten über die französische Grenze zu kommen, da alle anderen Auswege durch die Kriegsunruhen weit schwieriger geworden waren; aber auch selbst auf dieser kurzen Strecke fehlte es so wenig an wahrhaft abenteuerlichen Hindernissen, daß Frau

Schönemann sich kaum wieder von ihrem Aufregungen frei erhalten konnte, als sie durch die Thore von Basel fuhr und damit zugleich das Gefühl bei sich erlegte, nie wieder in den Abgrund der Revolution nach Straßburg zurückzukehren.

Ganz ohne Begründung war diese Aengstlichkeit nun freilich nicht, denn der Terrorismus und die Verfolgungen der Angesehensten im Lande hatte sich bis zu einem, überall Schrecken verbreitenden Grade gesteigert. Dabei hatten sich die in Straßburg anwesenden Frankfurter noch besonders gefährdet, da sie, als solche, seit der durch die Hessen erfolgten Vertreibung Custine's aus letzterer Stadt, dort vor allem übel angeschrieben waren. Außerdem wurden allenthalben Arrestationen in Masse verfügt und Jeden mit Furcht eines Jeden betrieb, der sich durch seine politischen Gesinnungen nur im mindesten verdächtigte oder der Vermuthung Raum gab, daß er zu emigriren beabsichtigte.

In diesem Sinne fanden denn auch in Straßburg an 5000 Verhaftungen Statt, unter denen sich auch Herr v. Turkheim begriffen sah, der dahin gekommen war, seine kranke Mutter zu sehen und über ängstlichen Besorgnisse zu mindern, nicht ahnend, daß er selbst die Veranlassung werden würde, dieselben bis zur Höchste zu steigern. Er wurde mit vielen andern der angesehenen Bürger ins Seminar detenirt, welches man eiligst zu einem Gefängnisse umgeschaffen und das kaum die große Zahl der Internirten zu fassen vermochte, womit man es überfüllt hatte. Hier mußte er von Mitte September bis 3. October (1793) getrennt von seiner Familie und in der Ungewißheit über sein weiteres Schicksal ausharren, und damit war auch für Lilli eine Prüfungszeit gekommen, deren Schwere ihren ganzen Muth und ihre Standhaftigkeit in Anspruch nahm, sie zu bestehen. Zu den beängstigenden Sorgen um den so hart vertriebenen Gatten gesellten sich auch die um ihre noch kleinen Kinder, sowie um ihre bejahrte und auf den Tod kranke Schwiegermutter, und wahrlich, hätten ihr hier nicht die Grundzüge ihres Charakters, die schon Herder als besonnene, die Ereignisse stets mit klarem Bewußtsein auszugleichende bezeichnete, erhebend zur Seite gestanden, es wurde ihr kaum möglich gewesen sein, dem Ausgange des allerlei auf sie Einstürmenden mit ausharrender Fassung entgegen zu sehen.

Indessen stieg die Achtung und die Zuneigung, die sich Herr v. Türkheim früher schon unter der Bürgerschaft in so hohem Grade erworben, nicht ohne Einfluß auf die Wendung seines Geschicke geblieben zu sein. Es gelang, seine Gefangenschaft in einen Hausarrest umzuwandeln, um seiner Mutter bei ihrem herannahenden Ende den letzten Trost seiner Gegenwart gewähren zu können, und als dieselbe in seinen Armen verschieden, gestattete man ihm, sich mit seiner Familie bis auf zwanzig Stunden weit von Straßburg aufs Land zurückzuziehen, was er denn auch freudig benutzte, um sein friedliches Pförtorff alsbald wieder zu erreichen.

Hier lebte er geraume Zeit unangefochten von den Stürmen der Revolution, deren Verheerungen, nicht bis zu seinem Asyle dringend, ihm fast nur durch die öffentlichen Blätter bekannt wurden. Bald hatte sich auch die so achtungswerthe Familie das ungetheilte Vertrauen und die Liebe aller Einwohner im Orte erworben, da dieselbe in ihrer Zurückgezogenheit ihre wohlthuende Thätigkeit darin fand, sich Andern nützlich zu machen und überall den Leidtragenden beizuspringen, der ihren Beistand oder ihren Rath in Anspruch nahmen.

Der Lohn für diese so edlen Bestrebungen ließ nicht auf sich warten. Eines Tages erschien ein Mitglied der Municipalität des Orts bei Herrn v. Türkheim und brachte ihm ein von Straßburg an die Mairie gelangtes Requisitionsschreiben mit der Bitte, dasselbe doch zu lesen und ihm dessen Inhalt etwas näher zu erklären, da er selbst ihn nicht recht verstehen und begreifen könne. Herr v. Türkheim fand sich bereit, diesem Verlangen sogleich zu entsprechen, der Beamte aber wollte sich nicht aufhalten und entfernte sich mit dem Bemerken, daß er, da er im Augenblicke ein dringendes Geschäft zu besorgen habe, später wieder kommen würde, um das Nähere zu erfahren. Wer groß war aber das Erstaunen des Herrn v. Türkheim, als er bei Entfaltung des Papiers einen gegen sich gerichteten Verhaftsbefehl darin erblickte, dem zufolge er ungesäumt unter Escorte nach Straßburg geführt werden sollte. Mit dem innigsten Dankgefühl erkannte er nun in der Art und Weise, wie das Ortsbehörde ihn von der ihm drohenden Gefahr in Kenntniß gesetzt, den Beweis der Anerkennung

[illegible] ehrenwerthen Charakters, sowie des Wohlwollens, dessen sich sie Beide an Orte von seiner Familie zu erfreuen gehabt und wessen sich derselbe die allgemeine Achtung seiner Bewohner erworben.

Auf der Stelle nahm er seine Maßregeln, verabredete mit seiner, in höchste Bestürzung versetzte Gattin den Plan zur Flucht der ganzen Familie, ordnete das Dringendste seiner Geschäfte und verließ dann, als Bauer verkleidet, bei hereinbrechender Nacht sein liebevolles Asyl, um der französischen Grenze zuzueilen, die er am nächsten bei Saarbrücken erreichen konnte.

Nach einem unausgesetzten und ermüdenden Marsche gelangte er am anderen Tage dort zu dem Ufer der Saar, an welcher jenseits die preußischen Vorposten standen. Im Begriff, die Brücke und damit die Grenze zu überschreiten, hörte er sich plötzlich von einer französischen Schildwache angerufen, die zur Ueberwachung der Passage auf einer Anhöhe postirt war. Er stellte sich, als höre er es nicht, und schritt, ohne sich umzusehen, voran, als aber bei dem zum Drittenmal wiederholten Rufe: „où allez-vous!“ der Soldat auf ihn anschlug, rief er ihm zu, daß er in den Wald zu den Holzfällern gehen wolle. „On ne passe pas!“ war die kategorische Antwort, und nothgedrungen sah er sich gezwungen, nach der Stadt zurückzukehren.

Man kann sich leicht seine Verlegenheit denken, sich so nahe seinem Ziele, plötzlich in so beträchtlicher Weise aufgehalten zu sehen. Indessen fand er doch Mittel, sich so lange zu verbergen, bis der so wachsame Posten abgelöst sein würde, um dann bei der Abenddämmerung seinen Fluchtversuch zu wiederholen. Diesmal gelang es; ungehindert passirte er die Brücke und erreichte am jenseitigen Ufer die preußischen Vorposten, in deren Mitte er sich in Sicherheit befand.

Mein Archiv bewahrt noch das flüchtig geschriebene Billet, welches Herr v. Türkheim, tief aufathmend, nach glücklich entronnener Gefahr an seinen Schwager Schönemann schrieb, um ihm von seiner Rettung Kenntniß zu geben, und ich lasse es der Merkwürdigkeit wegen hier folgen, da sein kurzer Inhalt eben so wahr die Situation des Augenblicks charakterisirt, wie es zugleich die Innigkeit seines Alles mit Liebe umfassenden Herzens verräth. Es lautet:

Ottweiler, den 8. Juli 1794.

„Lieber Freund! Nach zwanzig ununterbrochenen Stunden Aufmarsch bin ich mit Gottes Beistand glücklich bei den königl. preußischen Vorposten! Ich hoffe und wünsche sehnlichst, Dir in wenigen als acht Tagen die Ankunft Deiner Schwester mit meinen fünf Kindern melden zu können. Nach dieser Vereinigung werden sich meine Wege weiter bestimmen lassen. Sonntag den 6. Abends, da ich sie verließ, waren Alle noch gesund und wohl. Gott segne Dich, Deine Frau und Kind. Halte den Ort meines Ausgangs geheim und grüß' inniglich meinen Metzler *)."

Es wurde nun sofort ein vertrauter Bote mit der Nachricht an Lilli abgefertigt, daß die Flucht gelungen und ihr Gatte in Sicherheit sei; zugleich wurde ihr der Weg bezeichnet, den sie zu nehmen habe, um ihm alsbald mit der Familie zu folgen. Nur war indessen mit fünf noch kleinen Kindern keine geringe Aufgabe, da, wenn deren Emigration entdeckt worden wäre, man sie sicher sämmtlich als Geiseln zurückbehalten hätte, um den Vater zu zwingen, sich zu stellen, dann aber ohne Zweifel auch einem um so härteren Looſe entgegen zu gehen. Es bedurfte das vollste und reinste Bewußtsein der Pflichten einer Gattin und Mutter, und der ganzen Hingebung eines treuen, davon erfüllten Herzens, um den wahrhaft heroischen Entschluß zu fassen, der in dieser Lage die meisten Chancen zu einem glücklichen Erfolge darbot. Lilli besann sich keinen Augenblick, ihn auszuführen.

Nach den darüber sich verständigten Notizen meines Schwiegervaters wurden die drei ältesten Knaben in eine ihre Herkunft nicht verrathende Kleidung gesteckt und ihrem eben so verkleideten Hofmeister übergeben, der stets eine kleine Strecke mit ihnen voranwanderte. Lilli selbst folgte als Bäuerin costümirt und ihr jüngstes Kind, in ein Leintuch gebunden, auf dem Rücken tragend, während eine treue Wärterin, ebenfalls in Bauerntracht, mit dem kleinen Töchterchen an der Hand, ihr zur Seite ging.

---

*) Freund und Landsmann des Verstorbenen und damals Senator hier in Frankfurt.

So erreichten die Flüchtigen nach einem langen und wie man sich denken kann, für so zarte Füße ungewohnten und darum um so anstrengenderen Marsche das Saarufer; der Hofmeister nahm mit den Knaben, von denen jeder ein Handtuch unter dem Arme trug, den Weg über die Brücke, gleichsam als kämen sie aus dem Orte, um zum Baden hinauszugehen. Sie kamen unangefochten hinüber, während Lilli dem Strome weiter abwärts folgte, um den ihr im Voraus bezeichneten Uebergang zu gewinnen, wo auf der anderen Seite der Hofmeister mit den Knaben ihrer warten sollte.

Auf dem Wege dahin mußte sie eine Gruppe französischer, sich im Flusse badender Soldaten passiren, welche die schöne junge Dänerin im Vorübergehen neckend mit Wasser bespritzten, und hier hieß es standhaftig sein, um nicht aus der Rolle zu fallen. Aber alles wurde glücklich überstanden und an bezeichneter Stelle der Uebergang gefunden.

Mit welchen Gefühlen mag Lilli das jenseitige, ihr Rettung und Sicherheit gewährende Ufer betreten haben! Doch es blieb hier keine Zeit, denselben nachzugeben, denn es galt, so schnell wie möglich den nächsten, von den Preußen occupirten Ort zu erreichen, wozu es einer neuen Anstrengung bedurfte. Endlich angekommen, traten sie in's nächste Wirthshaus, wo Lilli ein Zimmer für sich und ihre Kinder begehrte. Der Wirth, der die Trauerhüte der Familie nicht sogleich erblicken mochte, hielt sie für gewöhnliche, damals so häufig ankommende Flüchtlinge und wies sie in das allgemeine Gastzimmer, wo gerade mehrere preußische Offiziere anwesend waren. Die kleine Caravane erregte deren Aufmerksamkeit, und einer von ihnen nahte sich derselben mit der Frage, woher sie kämen und wohin sie wollten? Lilli entgegnete, daß sie aus Straßburg emigrirt seien und sich nach Frankfurt zu ihren Verwandten begeben wollten. „Ich komme soeben von daher," bemerkte der Offizier, „und habe die Familie Schönemann dort kennen gelernt, die ebenfalls kürzlich erst aus Straßburg emigrirt ist." „Das ist mein Bruder," erwiderte Lilli, und damit hatte sie in demselben Augenblick ganz unerwartet einen Beschützer gefunden, der ihr auf der Stelle allen Beistand leistete, den ihre Lage erheischte. Es war dies

ein Herr v. Schulenburg, und eine nähere Erklärung ließ ihn sogar noch als mit der Türkheim'schen Familie verwandt erscheinen, da seine Gemahlin, eine geborne v. Löwenklau, in verwandtschaftlichen Beziehungen zu der Schwägerin des Herrn v. Türkheim stand.

Es wurden nun unter diesen Bewandt sofort die nöthigen Anstalten getroffen, um die geflüchtete Familie weiter in Sicherheit zu bringen; doch scheint es, daß man, um allen Aufsehen zu vermeiden, für rathsam fand, die bisher in jener Verkleidung getragene Rolle, selbst bis auf die Fußpartie, noch beizubehalten, da man Herrn v. Türkheim in dem nahen Ottweiler zu finden hoffte, wo man denselben verborgen glaubte. Derselbe hatte sich jedoch schon weiter von da nach Kaiserslautern begeben, wohin man ihm nun in der Weise folgte, wie in dem weiter unten folgenden Briefe des kleinen Sohnes Fritz Türkheim so naiv erzählt wird. Von hier aus schreibt Lilli jene mir so höchst interessanten Zeilen an ihren Bruder, die ich als das schönste Kleinod seines Archives betrachte und bewahre, obgleich sie nur den Inhalt eines unscheinbaren Blättchens bilden. Sie tragen ganz das Gepräge der flüchtigsten Eile, sowohl wie eines höchst bewegten Gemüthes, das, Ort und Datum unberücksichtigt lassend, nur Kunde der gelungenen Rettung giebt, und lauten:

„Ich eile, lieber Bruder, Dir meine und der Meinigen glückliche Ankunft in meinem Vaterlande zu melden. Was ich dabei empfinde, fürchte, wünsche — läßt sich nicht beschreiben. Nur das Einzige laß mich erwähnen, daß ich, nach einer fünfundzwanzigjährigen Pilgerschaft, meinen Heinrich auf dem Rücken, Guillaume an der Hand und die anderen bei mir, glücklich durch alle französischen Verposten und nun hier in Kaiserslautern angelangt bin. Nur eins fehlt jetzt noch zu meiner ganzen Zufriedenheit, die Vereinigung mit Türkheim! Daß er glücklich überall durch ist, wo ich bin kam, das weiß ich, aber auch das nur. Ich wende mich an Dich, mein Bester, mit der Bitte, ihm sogleich zu melden, daß ich ihm nach, und weisen ich keine Spur von ihm finde, nach Frankfurt gehe. Ich muß schließen unter Wiederholung meiner Grüße und mit dem Segnen nach Ems. Deiner lieben Frau und verehrungswürdigen Schwiegermutter empfehle ich mich und

Mutter in heiliger Erwartung, Dich zu umarmen, Deine Dich aufrichtig liebende Schwester

Lise v. Türkheim."

Da Herr v. Türkheim in Kaiserslautern nicht mehr angetroffen wurde, so vermuthete man, daß er nach Mannheim gegangen sei, aber auch hier fand Lilli nur neue Betrübnisse, indem sie erfuhr, daß ihr Bruder Schönemann nicht in Frankfurt anwesend, sondern mit seinem kranken Schwager, Franz Gontard (siehe oben), nach Pyrmont gegangen wäre, von wo er erst in vierzehn Tagen zurückerwartet würde.

In dieser Noth wählte sie das Nächste, um zu den ihr verwandten Aerzten zu gelangen, und schrieb an ihren Schwager, den Administrationsrath Jakob Schönemann in Heidelberg, ihr beizustehen und sie von Mannheim abzuholen. Er kam auf der Stelle und mit ihm, zu ihrer unbeschreiblichen Freude, ihr so beispielloser, geliebter Gatte, der erst in Heidelberg ein Asyl gefunden, wo er sich ganz sicher fühlte. Die ganze Familie kehrte nun, überglücklich, endlich wieder vereint zu sein, dahin zurück.

Ich kann nicht umhin, hier noch die drei Briefchen einzuschalten, welche Lilli's älteste Knaben in dieser Zeit an ihren Onkel Schönemann nach Frankfurt schrieben, und deren Inhalt nicht allein zur Vervollständigung der Familiengeschichte dient, sondern auch Zeugniß gibt, in welchem, die Familienbande achtenden Geiste Lilli die Erziehung ihrer Kinder geleitet. Ich beginne mit dem jüngsten ihrer Söhne, Wilhelm, der noch keine Ahnung davon hatte, daß er einst als Assistent des Generals Napp dem Vaterlande unter eben der treulosen Fahne würde, von welcher er damals fliehen mußte. Er schreibt:

„Lieber Onkel! Denken Sie nur! auch ich und die Mama sind glücklich in Heidelberg angekommen, und dort war der Papa, der auf einen Brief der Mama zu uns kam. Ich ging von Pforzheim aus so lustig, daß mir die Mama ein Paar Stiefel versprochen, die sie mir nächstens machen lassen wird. Leben Sie wohl; ich verbleibe ihr ergebenster Neffe

Friedrich Wilhelm Türkheim."

Die Spesen dazu hat er sich später mündlich verbeten; leider aber mußte er nur zu bald den dabei ausgestandenen Strapazen erliegen.

Der andere, von dem gemeinschaftlichen Bruder Karl herrührende Brief ist schon in einem, den Ernst der Lage mehr bezeichnenden und schlichten Sinne abgefaßt. Er lautet:

Heidelberg, den 14. Juli (1794).

„Lieber Onkel!

„Gestern sind wir in dem Land der Barbarei angekommen. Den vorigen Dienstag um 6 Uhr Abends sind wir weg und die ganze Nacht durch gegangen und den andern Morgen um 9 Uhr in Saarbrücken angekommen. Dann sind wir durch St. Johann und auf einer Matratze über Nacht geblieben. Den andern Morgen auf Ottweiler; von da nach Kaiserslautern; hernach von da nach Mannheim, wo Papa mit dem Onkel von Heidelberg zu uns kam. Unserer Ueberraschung und Freude, lieber Onkel, können Sie sich leicht vorstellen. — Wir werden die nämlichen Gesichte haben, auch Sie wieder zu sehen. — In dieser Hoffnung schließe ich und bleibe ihr sehr ergebener N. en

Karl Th: heim."

Der Brief des Aeltesten drückt sich bereits mehr im Style des reiferen Alters aus, obgleich der Verfasser wohl kaum erst das zwölfte Jahr erreicht haben mochte. Es heißt dann:

Heidelberg, den 14. Juli (1794).

„Mit Freuden ergreife ich die Feder, mein lieber Onkel, um Ihnen zu sagen, daß wir Ihren lieben Brief heute empfangen haben und Sie zu bitten, doch ja nicht bald zu uns zu kommen. Sie werden sich verwundern, wie wir nach Heidelberg gingen, da doch die Mama Ihnen geschrieben hat, sie wurde nach Frankfurt gehen. Die Ursache unseres Wegbleibens will ich Ihnen erklären: Gestern erfuhren wir zu Mannheim, daß Sie nach Pyrmont gegangen sind, um Ihren Herrn Schwager dahin zu begleiten, und daß Sie erst in vierzehn Tagen zurückkommen würden. Und zweitens, da wir von Mannheim aus an den Onkel Moses (Jakob) geschrieben hatten, um ihn zu bitten, zu

ene zu kommen, so kam, treffen Sie sich unserer Freunde, der Papa mit ihm zu uns, von dem wir noch gar nichts wußten. — Erklären Sie sich nun, wie es uns in Anbetung des Papas ergieng. Wir glaubten ihn in dem ersten Chur anzutreffen; aber nein! denn da wir nach Ellwangen kamen, hieß es: Papa sey vermuthlich zu Kaiserslautern; aber endlich sagte man uns, wir könnten sicher sein, er erwarte uns zu Mannheim. Als wir aber dahin kamen, konnten wir auch nicht das Vergnügen über den Papa erfahren. Nun werden Sie sich unsere Gedanken und die bald darauf folgende Freude vorstellen können. — Ich schließe mit den aufrichtigsten Gesinnungen der Liebe und Ergebenheit, und bitte Sie, Ihren ergebensten Neffen

Franz Türkheim zu lieben."

Nachschrift. „Die liebe Mama läßt sich wegen ihrer Nachlässigkeit entschuldigen. Aber da wir von unseren Sachen nichts haben retten können, so ist sie mit Verdrießlichkeiten und Nähen so beschäftigt, daß sie nicht schreiben kann. Sie läßt sich Ihnen nochmal empfehlen."

Onkel Schwarzmann ließ nun nicht lange auf sich warten; er kam mit Senator Merkel, dem alten bewährten Freunde der Türkheim'schen Familie, und schloß mit dem Rathsherrn, was dazu dienen konnte, die von Allen entbehrten Kleidungsstücke für den Augenblick wenigstens mit dem zu vertauschen, was ihnen unentbehrlich war. Die Uebersiedelung nach Frankfurt wurde nun sofort unternommen, und hier versicherte sich Alles, daß sie hier Verhältnissen mit Ruhe entgegensehen und den bevorstehenden Empfang zu benutzen. Ueberall öffnete sich ihnen ein gastfreier Hand zu ihrer Aufnahme; Frau Daniel Antrag Bernard aber ließ sich den Vorzug dazu nicht streitig machen. Sie hatte bereits im vorigen ihren schönen Garten an den Weinmühlen hergerichtet, um sie den Schrecken der Revolution Entflohenen gastlich darin aufzunehmen und ihnen ihre bedrängte Lage möglichst zu erleichtern und weniger fühlbar zu machen.

Es ist der ganzen Bernard'schen Familie verherrlichende Wohlthätigkeitssinn, der so hinter allen Prätensionen so manche andere, weniger freudige Eigenschaft vergessen macht, zeigte sich auch bei

dieſer Veranlaſſung in ſeinem glänzendſten Lichte. Die Türkheim'ſche Familie ſammt Hofmeiſter und Dienerſchaft waren während einigen Wochen die auf das liebevollſte aufgenommenen Gäſte der Frau Gontard, die ſowohl wie ihre Tochter Schönemann und die andern Verwandten ſie mit Aufmerkſamkeiten überhäuften, wovon mein Buch in des Lobes überſtrömt.

Nachdem Herr v. Türkheim im Verlauf dieſer Zeit ſeine Angelegenheiten mehr geordnet und aus dem erlittenen Schiffbruche ſoviel als thunlich gerettet hatte, wurde ein Plan für die Zukunft entworfen und damit beſchloſſen, ſich vor der Hand nach einem kleineren Orte zurückzuziehen, der ſich vorzugsweiſe zur Erziehung der Kinder eigne und dazu die nöthigen Hülfsmittel darböte. Hierzu wurde Erlangen gewählt, wohin ſich die ganze Familie Ende Auguſt 1794 begab.

Von hier aus begann nun der ſo intereſſante Briefwechſel zwiſchen Lilli und ihrem Bruder Schönemann, von dem mein Archiv einen großen Theil der Originalbriefe ſowohl in franzöſiſcher wie in deutſcher Sprache bewahrt. Ich wähle aus den letzteren diejenigen zur Mittheilung aus, die am geeignetſten ſind, das Charakterbild Lilli's zu vervollſtändigen, das, obgleich es ſich in der heutigen Göthe'ſchen Auffaſſung nur theilweiſe darin durchgeführt ſieht, demungeachtet ein ſo lebhaftes Intereſſe erweckt hat.

Der erſte dieſer Briefe vom 31. Auguſt 1794 erwidert die Theilnahme ihres Bruders über ihre glückliche Ankunft in Erlangen, und ſchildert die Eindrücke, welche die neuen Verhältniſſe auf ihr, von den überſtandenen Schreckniſſen noch immer heftig erzitterndes Gemüth gemacht.

„Du haſt (ſchreibt Lilli) zu oft und warm jeden Anlaß zu Freud und Leid mit mir getragen und getheilt, als daß es nicht Bedürfniß meines Herzens geworden wäre, Dir jedes Gefühl meiner Seele mitzutheilen. Ich überzeugte mich aufs Neue, welchen lebhaften Antheil Du an unſerem neu erwählten, dem Scheine nach wenigſtens, ruhigeren und vergnügten Aufenthalte nimmſt, und eile, Dir einiges Nähere darüber zu berichten."

„Wie ſchwer mir die Trennung von Euch geworden, das wirſt Du aus meinem Schweigen mehr noch, als aus allen Aeußerungen entnommen haben, denn niemals war mir der Umgang mit Freunden wohlthätiger, als nachdem wir, allen geſellſchaftlichen Freuden ſo lange entwöhnt und unſere Gefühle in uns ſelbſt verſchließend, faſt jeder uns wohlwollenden Anregung entſagen mußten. — Während unſeres Aufenthalts auf dem Lande war es mir zum Ideal von Glück geworden, mich in den Kreiſen meiner Freunde zu denken; aber bei Dir, mein innigſter Freund und Bruder, ſah ſich ſelbſt mein höchſtes Erwarten noch bei weitem übertroffen. Durch meine Jugendfreunde ſo herzlich empfangen und durch allſeitiges Wohlwollen ſo liebevoll bewirthet, was blieb mir zu wünſchen übrig? Aber ach! wer darf es wagen, ein fortdauerndes Glück auf Erden zu hoffen? wir mußten uns trennen, fern von Verwandten und Freunden ein neues Vaterland ſuchen und ich mich des Glückes wieder entwöhnen, Dich, mein Bruder, und meine vertrauteſten Freunde mir zur Seite zu ſehen.“ —

„Aber ich will nicht klagen; ſtill und muthig will ich jedem Ereigniß entgegenſehen und vertrauensvoll den Winken meines Vaters folgen, der mich bis daher ſo glücklich geleitet — doch von Euch allen und beſonders von Dir, mein Beſter! getrennt zu bleiben: ach! das wäre zu hart.“ —

„Wir ſind hier in einem ſchönen, geſunden, durch gute Menſchen bewohnten Städtchen, haben uns über die uns gewordenen freundlichen Aeußerungen nur zu freuen und verſprechen uns ein ziemlich angenehmes, beſonders aber inſtructives und ökonomiſches Leben. Bei meinen Knaben hat der Unterricht bereits angefangen, bei Lilli (ihrer Tochter) wird er vorbereitet, und Türkheim ſchickt ſich ebenfalls an, collegia zu hören.“

„Eine meiner Erwartungen ſchlug leider fehl, denn ich traf nicht, wie ich hoffte, eine ausgerüſtete, ſondern nur eine ziemlich fade Hausbaltung an, und ich muß daher Deine liebe Frau bitten, mir noch Manches in der Meſſe zu kaufen. Gerne würde ich ihr die damit veranlaßte Mühe erſparen; aber die Unmöglichkeit, hier das Nöthige zu bekommen, und

die Gefälligkeit, mit welcher sich Deine liebe Frau stets für mich verwendete, wird meine Bitte entschuldigen."

„Die politische Stimmung scheint hier gut, doch bei alledem so gespannt zu sein, daß es nur eines unerwarteten Anstoßes bedarf, um alle unruhigen Köpfe in Bewegung zu setzen. Auch gibt es der Anhänger zu den heutigen Neuerungen in Menge. Doch — Herr B... will, ich soll schließen, und ich muß Folge leisten. Zuvor aber, mein Bester! nimm nochmals meinen innigsten Dank für alle Liebe und Aufopferung von Mühe, Zeit und selbst von Gesundheit, sowie für die unwandelbare Freundschaft, die Du uns Allen bewiesen, und bleibe meiner aufrichtigen Liebe wie meiner Erkenntlichkeit versichert. Küsse mir Deine liebe gute Mimi in unserer Aller Namen; Gott erhalte sie Dir so rein und gut, wie Du es Dir von Deinem Kinde versprechen darfst. Möchtest Du immer so glücklich und so ungestört von Verfolgungen bleiben, wie Du es verdienst und es Dir von Herzen wünscht Deine Dich liebende Schwester

Lise Türkheim."

Als Postscriptum fügt ihr Gatte die folgenden Zeilen hinzu:

„Nun sind wir endlich in Erlangen eingerichtet und beginnen ein neues Leben. In wenigen Tagen fange ich meinen Unterricht in Chemie und Mineralogie an. Nicht um Geld machen zu lernen, worin ich es nicht weit bringen würde, aber um meinen Geist in Thätigkeit zu erhalten. Ich umarme Dich mit dem Gefühl, welches meine beste Lilli Dir bereits ausgedrückt." —

Die Gräuel der Revolution, denen auch in Straßburg so mancher Brave unschuldig erlegen, hatten sich inzwischen etwas zu mindern angefangen, und viele von dort Emigrirte fingen bereits an, wieder mit neuen Hoffnungen nach dem verlassenen Vaterlande zurückzublicken. Lilli jedoch theilte dieselben nicht; ihr erschien das letztere nur mit blutigem Schleier bedeckt, und in welch frischem Andenken die erlebten Schrecknisse noch vor ihrer Seele standen, davon zeugt einer ihrer Briefe vom 4. September 1794, worin sie ihrem Bruder schreibt:

„Ich eile, Bester! Deinen soeben empfangenen Brief nur mit einigen Worten zu beantworten. Die dringende Veranlassung hierzu ist der Be-

nicht über Städel*), der mich so betroffen gemacht hat, daß ich ohne Zeitverlust zur Feder greife, um ihn wo möglich zu beschwören, nicht unüberlegt nach Straßburg zurückzukehren, ohne nicht vorher noch genauere, bestimmtere Berichte einzuziehen. Heisch, der in dem gleichen Fall ist wie er, wurde als Emigrant erklärt; nun ist mir zwar von Städel ein gleiches nicht bekannt; aber das Beispiel des jungen Van den Yver schreckt mich noch in jedem Augenblick, und darum ersuche ich Städel, wenn auch sein Vater ihn gleich Jenem zurückberufen, es dennoch wohl zu überlegen. Auch Van den Yver kam auf Befehl seines Vaters, den man zwang, ihn zurückzurufen, und wurde bald darauf guillotinirt. — O! ich bitte und beschwöre Dich, spare keinen Zuspruch; überzeuge ihn, wenn es noch möglich, daß sein Vater durch seine Rückkehr nicht glücklicher, er aber vielleicht auf immer unglücklich sein wird.

Doch Ueberredung ist nicht die Sprache des Mannes; wohl aber ziemt ihm die der wohlmeinenden Ueberzeugung. O! möchte es dir doch gelingen, den jungen, feurigen, keine Arglist ahnenden Jüngling dahin zu bringen, den Weg der Klugheit, statt den der irregeführten Leidenschaft einzuschlagen; möchte es ihm anschaulich werden, daß unser armes, unglückliches Vaterland der Regierung ehrgeiziger Menschen zur Beute geworden ist, und daß die Guten nur seufzen und trauern können u. s. w."

In dem nun folgenden Briefe vom 12. October spiegeln sich so deutlich die einfachen und häuslichen Grundzüge in Lilli's Charakter, und ihre Anspruchslosigkeit im geselligen Leben tritt den Verdächtigungen, die man in dieser Beziehung hin und wieder gegen sie versucht, so entschieden darin entgegen, daß ich nicht umhin kann, dieses Document, wenigstens auszugsweise, wiederzugeben. Sie schreibt:

„Billig solltest Du Dich über mich beklagen, mein Lieber! denn mein Stillschweigen ist fast über die Maßen unschicklich. Auch hätte ich Ursache, auf eine begründete Entschuldigung bedacht zu sein, wäre mir Deine so huldsame Liebe nicht bekannt, die mich gewiß im Voraus freispricht.

*) Zur Familie des Stifters unseres Museums gehörig.

„Eurer ſo hülfreichen Vorſorge haben wir es zu verdanken, daß wir nun ſo ziemlich eingerichtet ſind. Dagegen hat mir eine minder liebreiche Begegnung die eben nicht ſehr angenehme Beſchäftigung zu Theil werden laſſen, mich mit Bettzeug verſehen zu müſſen. Ein Mißverſtändniß zwiſchen Frau und Herrn B... nämlich, welche Erſtere Alles verſprach und Letzterer Nichts hielt, war die Veranlaſſung dazu. Ich habe nun in Nürnberg ziemlich wohlfeile Einkäufe gemacht, und nun nähren wir darauf los.“ —

„Du wünſcheſt zu erfahren, ob wir bereits Gelegenheit gehabt haben, uns hier nähere Bekanntſchaften zu bilden, und ob ſie für Herz und Geiſt befriedigend ſind? Beſtimmt getraue ich mir noch nicht, meine Meinung darüber zu äußern und über irgend Jemand, Frau Profeſſor Bregern ausgenommen, die meinem Herzen ſehr lieb geworden iſt, ein Urtheil auszuſprechen. Im Ganzen genommen, ſcheint man eben nicht beſonders geſellſchaftlich zu ſein, obgleich ſich Alles ſehr herumtreibt und dem Vergnügen nachjagt. Der Ton der Geſellſchaft, ſowie der Studirenden iſt übrigens ein ganz ſchicklicher. In ſehr zuvorkommender Weiſe bezeigt man uns Achtung und Freundſchaft hier; da es aber nicht in meinem Charakter liegt, mich vorzudrängen oder ſchnell Verbindungen anzuknüpfen, ſo erwiederte ich bis daher nur die uns dargebotenen Höflichkeiten, ohne mir jedoch damit einen näheren Cirkel zu bilden.“

„Die Frau Markgräfin (von Anſpach), die wir zu ſehen nicht geſonnen waren, weil Aufwand von Zeit und Putz nicht unſere Sache ſein kann, ließ meinem Manne ſagen, daß ſie ſich gar wohl erinnere, in ſeines Vaters Hauſe höfliche Aufmerkſamkeiten empfangen zu haben und daß ſie daher hoffe, ihn bei ſich zu ſehen. Er folgte der Einladung und wurde äußerſt artig empfangen; ſie ſagte ihm, daß ſie auch mich zu ſehen hoffe, und ſchickte ſofort Muſik für Lilli und Obſt für mich; aber ich konnte mich lange nicht entſchließen, meine Aufwartung zu machen, da dergleichen meinem Lebensplane entgegen zu ſein ſchien. Endlich begegnete ich ihr auf der Promenade, und nun mußte ich ſie beſuchen. Dies öfters zu wiederholen, hieße jedoch der Höflichkeit ein Opfer bringen, das mich in meiner Lage nur genieren würde; glücklicherweiſe aber iſt ſie nun verreiſt und ich kann ſtill und häuslich für mich fortleben.“

„Wir haben hier mehrere Landsleute angetroffen, die hier ſtudiren und in der Ungewißheit [illegible]e bleiben können oder in ihr Vaterland zurück müſſen, ſich [illegible]gewiſſen Sorgloſigkeit hingeben. So erhielten wir auch vor einigen Tagen einen eben ſo unerwarteten als angenehmen Beſuch von dem jungen Hecht aus Straßburg, einem ſehr durchgebildeten feinen jungen Mann, der ebenfalls, ſowie die meiſten anderen, zwiſchen Pflicht und Ueberzeugung ſchwebt; ſich im Rückblick auf ſein Vaterland einſtweilen pflichttreu beruhigend, erwartet auch er Berichte, die ihn weiter beſtimmen ſollen."

„Unbegreiflicher wird es mir mit jedem Tage, daß die Anhänglichkeit der Deutſchen für Frankreich ſo groß und ihr Durſt nach Neuerungen ſo unerſättlich iſt, denn mehr als jedes andere Publikum, ſcheint das von Nürnberg dem Convent ergeben zu ſein. Auch hier hat derſelbe ſeine Anhänger und Verehrer, und Vorſicht daher ein Hauptingredienz der Geſellſchaft. Doch iſt man im Allgemeinen ziemlich billig. Franzöſiſche Emigranten mag man nicht; auch bei der Frau Markgräfin ſind ſie nicht aufgenommen. Ihr Ton und ihre Grundſätze mißfallen durchgehends. Glücklicherweiſe ſetzt man uns nicht in eine Claſſe mit ihnen; auch ſehen wir keine derſelben, weil ſie wirklich mit zu vielen Prätenſionen auftreten."

„Meinen Schwager erwarten wir im Laufe dieſes Monats, und mit ihm Chriſtian, der hier fortſtudiren ſoll. Wie ſehr ich mich freue, ſie zu ſehen, kann ich Dir nicht beſchreiben, denn mein Herz leidet öfters auf das empfindlichſte durch die ſeitherige Trennung von allen näheren Verwandten. Wie gerne möchte ich manchmal nur ein Wort von ihnen erfahren, ſollte ich es auch noch ſo theuer erkaufen müſſen, u. ſ. w."

Die politiſchen Ereigniſſe in Frankreich hatten ſich inzwiſchen ſo geſtaltet, daß die Aufforderungen an Herrn v. Türkheim, namentlich von Seiten ſeiner näheren Verwandten, nach Straßburg zurückzukehren, immer dringender wurden. Man ſtellte ihm die Pflichten vor, die er gegen ſeine Kinder habe, ſie von ihrem Vaterlande nicht ausgeſchloſſen zu ſehen, und malte ihm die Wahrſcheinlichkeit, durch perſönliche Anweſenheit ſeine Angelegenheiten ordnen zu können, mit ſo lebhaften Farben, daß er endlich nicht länger widerſtehen konnte und den Ent-

ſchluß faßte, ſich, den Ereigniſſen muthig entgegengehend, freiwillig in ſeiner Vaterſtadt zu ſtellen. Welchen Seelenkampf der Gedanke in Lilli hervorrief, ſich unter ſolchen Umſtänden von ihrem geliebteſten Freunde trennen zu müſſen, und wie es gekommen, daß ſie ihren anfänglichen Entſchluß, jede Gefahr mit ihm theilen zu wollen, nicht ausführen konnte, darüber geben die nachſtehenden Briefe eine eben ſo intereſſante wie ausführliche Schilderung, die uns aufs Neue ihren ächt weiblichen, das Geſchick ihres Mannes mit ganzer Seele theilenden Charakter im reinſten Lichte erſcheinen laſſen. Sie ſchreibt unter dem 7. Juni 1795:

„Table mich nicht, mein Beſter! wenn ich in einem ſo wichtigen Augenblick ſo lange ſtumm gegen Dich bleiben konnte. Es fiel mir zu ſchwer, mich über eine ſo höchſt ſchwierige Frage zu äußern, und ſchwerer noch, mit mir ſelbſt darüber einig zu werden und zu entſcheiden, was zu thun ſei. Nun iſt das Loos geworfen, und darum will ich nicht weiter klagen, aber erzählen, was mich zu dem einen wie zum andern beſtimmte."

„Mein erſtes Gefühl beim Empfang der Baſeler Briefe war ein wehmüthiges Zurückblicken auf die Vergangenheit und eine ängſtliche Beſorgniß für die Zukunft. Dennoch war ich bald entſchloſſen, mich nicht von meinem beſten Freunde zu trennen, mit dem vereint, ich keine Gefahr fürchtete. Meine Kinder ſollten bei Reboſob (dem Hofmeiſter) und einem anderen Elſäßer, der bei uns wohnt, ſowie unter der freundſchaftlichen Aufſicht von Tiemann und Breyer, der uns gegenüber wohnt, ihren Unterricht hier fortſetzen. Alles das war zu unſerer Aller Zufriedenheit bereits verabredet und von allen Freunden und Bekannten, Tiemann ausgenommen, ſchon ſanctionirt, als ſich uns neue und unerwartete Schwierigkeiten entgegenſtellten. Charlos erkrankte faſt vor Wehmuth. Chriſtian weinte beſtändig und verſicherte, daß er entlaufen würde, wenn auch ich wegzugehen wollte. Für Wilhelm fürchtete Reboſob am meiſten, und beſorgt befrug er ſich über die Möglichkeit, ihn uns nachzuſchicken, im Fall er das Heimweh zu arg bekommen ſollte. Die Magd, die Anfangs Alles willig übernommen, fing nun auch an, Schwierigkeiten zu machen. Hierzu kamen noch

Deine und Mezlers Briefe; Tiemann ließ nicht nach, uns Tag für Tag zu bestürmen, und in seinen Behauptungen so weit zu gehen, daß er es zwar als eine Gewissenssache für Türkheim betrachtete, mit seiner Familie zurückzukehren, für mich aber, sich nicht von einem Theil meiner Kinder zu trennen, während Türkheim einstweilen vorausgehen würde. So sah sich mein Herz bestürmt; ich mußte nachgeben, und empfinde nun ganz das Schmerzliche der Trennung von meinem besten und innigsten Freunde. — Gestern früh ist er mit dem Postwagen über Nürnberg abgereist." —

„Wie ruhig mein edler Freund auch dieses Opfer seiner Familie und seinen Geschwistern bringt, deren Drängen ihn hauptsächlich bestimmte, bedarf für Dich keiner näheren Beschreibung. Du kennst ihn ja, den nur ganz für Andere Lebenden; aber auch den Schmerz, den jetzt mein Herz empfindet, brauch ich Dir wohl nicht erst zu schildern; denn daß ich nur durch ihn lebe und genieße und ihm allein ein glückliches, thätiges Leben in Allem zu verdanken habe: das weißt Du ja längst. Nur der Gedanke und die Zuversicht auf eine höhere Leitung kann allein mich beruhigen. Der, welcher sie wunderbar und gütig uns bisher geleitet und beschützt, wird uns auch ferner beistehen."

„Bei einem ruhigeren Ueberdenken unserer Schicksale kann ich mich der Bemerkung nicht erwehren, wie so häufig unser Wille durch Begebenheiten und damit zusammenhängende Umstände geleitet und bestimmt wird, und wie wir oftmals, durch Pflichtgefühle hingerissen, selbst gegen unsere innere Ueberzeugung handeln müssen. So trug ein an sich unbedeutend scheinender Umstand nicht wenig dazu bei, Türkheim's Entschließung zu beschleunigen."

„Du weißt, mein Bester! wie entschlossen er war, im Sturme auszudauern bis zum Ende; einmal aber gezwungen, sich losreißen zu müssen, dann die gewaltsam gesprengten Bande auch nie wieder zusammenzufügen, sondern weit, weit vom Vaterlande entfernt, über dasselbe zu trauern und in einem ruhigeren Lande sich irgend einer nützlichen Thätigkeit hinzugeben. Freundschaft zog uns Dir entgegen. Die Unmöglichkeit aber, in Deiner Nähe die Erziehung unserer Kinder so zu leiten, daß sie im Genuß sich zugleich auch an das Müssen gewöhnen

lernten, der großen Bestimmung des Menschen sich entgegen zu arbeiten, bestimmte, mit einem gleichzeitig von Tiemann eintreffenden Briefe, unsere Ueberkunft. Türkheim konnte hier ganz seiner Lieblingsneigung leben, ruhig der Zukunft entgegensehen und das Vergangene so vergessen lernen, daß auch fast keine Spur davon sein Leben trübte."

„Pflichten als Vater bewogen ihn indessen, an B... in W. und an W... über die Möglichkeit einer zukünftigen Versorgung zu schreiben. Du kennst seine Verhältnisse dem Ersteren gegenüber, und die Verpflichtungen als Freund von Seiten des Letzteren. Was ließ sich also sicherer, als eine uns durch sie eröffnete Aussicht erwarten? W... antwortete indessen mit der dringenden Zusprache, den Wunsch aufzugeben, in fremden Landen wirken zu wollen, und mit eben demselben Courriere folgten auch von anderer Seite die dringendsten Aufforderungen zur Rückkehr, zugleich mit der Bemerkung, daß wir, soviel man wüßte, nicht auf den Listen der Emigration stünden."

„Kurz darauf kam auch ein Brief von B..., ähnlichen Inhalts und gleicher Hindeutung auf baldige Rückkehr, als die glücklichere Wahl bei dem gegenwärtigen allgemeinen Umschwung der politischen Grundsätze sowohl wie der Verfassung. So wenig nun Türkheim auch an die Möglichkeit dieser ihm ertheilten Rathschläge gedacht, so sehr frappirte ihn doch das eigenthümliche Zusammentreffen derselben."

„Er lehnte indessen Alles ab und hoffte noch immer, mit friedlichen, ihm gleichgesinnten Menschen seinen Lauf leben zu können. Aber wohin dazu seine Blicke werfen? Du kannst Du kaum denken, wie sich hier in der ganzen Gegend Alles nach Veränderungen sehnt; wie schwer muß es daher einem Friedliebenden werden, sich dahin möglich zu machen? Das Verlangen nach Thätigkeit auf der einen, die Schwierigkeiten, sie zu finden, auf der anderen Seite, sah er sich, den Aufforderungen und den Pflichten der Freundschaft nachgebend, nach jener dritten Seite hingezogen, und so wurde unvermerkt sein Vorsatz, hier noch eine Zeitlang ruhig abzuwarten, stets schwankender. Die Entscheidung ließ sich nicht länger aufschieben; er mußte sich endlich über einen Gegenstand erklären, über den er, lange mit sich selbst uneinig, dem Ruf der Freunde sein

Gehör gegeben. Er ging, durch die Macht der Umſtände und den Zuruf der Freundſchaft fortgeriſſen, und Gott wird ihn ſegnen und ſchützen. Ich ergebe mich darein mit dem Gedanken, daß der, welcher ſo rein wie er handelt, nicht von ihm verlaſſen werden kann. Er, der Allmächtige, wird ihn in ſeinen Schutz nehmen. —

„Durch meines Mannes Abweſenheit erwachſen nun auch Dir, mein Beſter! wieder neue Sorgen, wobei ich ohne Bedenklichkeit auf Deine ſo bewährte und bereitwillige Liebe zähle; es iſt eine große Wohlthat für mein Herz, in Dir einen Freund und Vertrauten zu wiſſen, der mir in jedem Augenblicke meines Lebens mit Troſt und Rath beiſteht; — Gott wird Dir Deine Liebe lohnen. Deiner Frau und Mimi tauſend Freundlichkeiten."

Ich ſchalte hier einen Brief des Herrn v. Türkheim vom 20. Juni 1795 aus Baſel ein, der nicht nur einiges Nähere über ſeine, mit der Zuverſicht des reinſten Bewußtſeins unternommene Reiſe mittheilt, ſondern der auch ſelbſt in ſeiner Kürze uns den Mann treffend charakteriſirt, deſſen Lebensfriſche und männliche Denkweiſe Lilli's Herz mit ſo warmer, inniger Anhänglichkeit an ſich zu feſſeln wußte; er ſchreibt an ſeinen Schwager Schönemann, nicht ganz ohne Sorgen über die ihm bevorſtehende Zukunft, die allerdings ſehr abhängig von dem Gang der Ereigniſſe erſchien, entſchloſſen jedoch, ihnen unter allen Umſtänden muthvoll entgegen zu gehen, in folgender Weiſe:

„Je suis arrivé, mon bon ami, vendredi vers midi, assez fatigué de ma route. L'ennui insupportable d'une conversation ordinaire m'avait fait quitter la chaise de poste dès que je suis entré en Souabe, pour faire la route en pélerin. J'ai joui de la beauté du pays et de la bonhomie des habitants des campagnes, qui compensent amplement quelques légères fatigues. Mes passeports sont en règle, et je partirai lundi avec B.... qui est venu me joindre. J'ai trouvé dans les bureaux de l'ambassadeur d'anciens amis et un accueil honorable de sa part; je ne descendrai pas dans la maison paternelle; elle est occupée en partie par le commandant en chef Deprez Grassier que vous vous rappellerez.

„Ma santé est bonne et mon courage aussi. — Au reste, Dieu aidera. Je suis comme un enfant docile, sans avoir aucune idée assez fixe de ce que je vais faire ou devenir. Je vois que ma fortune est singulièrement écornée. Il m'a fallu 7 louis pour faire la route depuis Erlangen, quoique piéton, et dans le pays que je vais habiter, je trouverai une cherté effrayante. — Conserve-moi l'amitié de ta digne belle-mère qui m'a accueilli avec tant d'aménité, de François Brévillier, d'Orville & Dufay; je salue tous mes amis en prenant congé d'eux. — J'ai déposé à l'insu de ma femme mon testament auprès du prorecteur de l'université d'Erlangen, pour que, dans tous les cas, les usages, statuts et lois de la ville de Francfort soient observés. — Je t'embrasse avec ta chère femme et Mimi, ton fidèle ami et frère

Frédér. Turkheim."

Die hier folgenden Zeilen Lilli's vom 7. Juli bringen nun die freudige Nachricht von der glücklichen Ankunft des Gatten in der Heimath. Sie läßt ihn ſelbſt ſprechen und ſeine Worte athmen Muth, Selbſtvertrauen und rührige Thätigkeit; dabei aber auch zarte Aufmerkſamkeit für ſeine ihm über Alles theure Lilli, für die er ſeine Einrichtungen ſo trifft, daß ihn ſeine künftigen Geſchäfte nicht mehr hindern, ſtets in ihrer Nähe bleiben zu können. Sie ſelbſt läßt uns einen Blick in ihre Häuslichkeit thun, der uns die ſparſame, alles zu Rathe haltende Hausfrau verräth, und dabei ein Budget aufſtellt, was heut zu Tage wohl für alle Frauen gleichen Standes zu den nicht mehr zu löſenden Aufgaben zählen dürfte; und doch glaubte Lilli ſich bei ihrem Bruder desfalls noch rechtfertigen zu müſſen. Sie ſchreibt:

„Ich eile, mein Lieber, Dir den Empfang des erſten Straßburger Briefs zu melden, und freue mich unendlich, Dir ſagen zu können, daß Türkheim vergnügt iſt und die Fatiguen der Reiſe glücklich überſtanden hat. Er ſchreibt unterm 27. v. M. wie folgt:

„„Mittwoch Mittag bin ich geſund bei meiner Schweſter eingetroffen, habe keinen meiner Verwandten vermißt, meine Freunde alle wieder angetroffen, und wandle voller Theilnahme in den Straßen umher, wo ich von allen Seiten mit vieler Freude bewillkommt werde.

„...Ich wohne im väterlichen Hause bei meiner Schweſter und werde das untere Cabinet während des Tages beziehen und es mit einer Aufſchrift als mein Comptoir bezeichnen; damit thue ich das, was ich meinen Söhnen und meiner Tochter Lilli, die ich alle ſo lieb habe, ſchuldig zu ſein glaube. Noch mehr aber geſchieht es um Dich, Du liebe edle Frau, damit, ſo lange ich den ſich ankündigenden unabweisbaren Beſchäftigungen allein vorzuſtehen genöthigt bin, ich mich doch denſelben zuweilen für Dich entziehen kann, was nicht der Fall ſein könnte, wenn wir z. B. auf dem Lande wohnen wollten. Ich ſchreibe heute an Z..., damit er ſich ſofort zu mir auf den Weg macht. Meine Entſchlüſſe ſind kurz und reſolvirt, weil nun keine Zeit mehr zu verlieren iſt u. ſ. w.“"

„Sein Brief iſt nur kurz und ohne im mindeſten auf weitere Pläne wegen meiner oder der Kinder Rückkehr einzugehen. Auch ſcheint mir das fürs Erſte noch zu früh; bald aber hoffe ich, auch darüber etwas Näheres zu hören. In der Beſorgniß für Türkheim's Geſundheit fürchte ich nur die zu ſchnelle Abwechslung ſeiner Lebensweiſe; eine ihm nicht mehr gewohnte anhaltend ſitzende Beſchäftigung, die durch die Auseinanderſetzung unangenehmer Geſchäfte das Gemüth nicht immer froh und den Körper nicht ſtark machen kann, dürfte leicht üble Folgen nach ſich ziehen, daher bat ich ihn dringend, ſich dafür zu hüten und hoffe es von ſeiner Liebe für mich.“

„Ich begehrte heute bei Brückner fl. 180. für den laufenden Monat, und erſuche Dich, Beſter, ſolche zu berichtigen, auch mir künftig, wenn mich mein Schickſal noch zu einer längeren Trennung verurtheilen ſollte, monatlich dieſelbe Summe hier anzuweiſen. Wundre Dich nicht, mein Freund, wenn ich in unſren jetzigen Umſtänden dennoch ſo viel auszugeben mir erlaube; ich beſtreite damit gewiß keine Phantaſieen und ſchäme mich keiner Arbeit, deren ich in meiner Haushaltung und bei nur einer Magd von aller Art habe. Außer meinen fünf Kindern, Herrn Redsleb und einem verwaiſten Elſäßer, der bei uns iſt, habe ich auch noch für meine zwei Neveus und ſonſt noch für mancherlei zu ſorgen, und haben ſowohl die Lehrmeiſter wie die opinion publique, daß man vermögend ſei, nicht minder ihren guten Antheil daran. Ich muß ſchließen,

denn eben ſchlägt es Mitternacht und meine Finger verſagen der Feder ihren weiteren Dienſt. Lebe wohl u. ſ. w.“

Nach einem Briefe Lilli's vom 22. Auguſt 1795 hatte ſich bis dahin noch immer nichts über ihre Zukunft entſchieden. Die damals noch ſo ſchwerfälligen Communicationen verlängerten die Ungewißheit, ob ihre Familie als zu den Emigranten zählend erklärt werden ſei oder nicht, ſowie was aus ihren Söhnen bei ihrer Rückkehr ins Vaterland werden möchte. Der Gedanke widerſtrebte ihrem Gefühl, einen derſelben in den Reihen der Partei ſehen zu müſſen, die ſie als die Quelle ſo vieler ausgeſtandenen Schreckniſſe betrachtete. Sie ahnte noch nicht, daß ſie bereits einen jungen Helden geboren, der einſt den Glanz der franzöſiſchen Waffen verherrlichen helfen würde. Der ganze Inhalt dieſes Briefes bewegt ſich zwiſchen Fürchten und Hoffen, welches letztere ſich erſt beim Schluſſe des Briefes neu geſtärkt findet. Wie ſo taktvoll und richtig Lilli übrigens ihre Lage ſtets den Umſtänden gemäß auffaßt, ergibt ſich aus ihren Bemerkungen über die erhaltene Einladung zu einem Beſuche in Frankfurt. Ueberall läßt ſich in ihrem Handeln eine klare und richtige Beurtheilung der Verhältniſſe erkennen, die ſie zur Frau, wie ſie ſein ſoll, erhebt, welche ihr zugetheilte Stellung man in den hier folgenden Auszügen aus dem obigen Schreiben auf das überzeugendſte beſtätigt finden wird. Sie ſchreibt:

„Es ſcheint mir ſehr lange, mein beſter Freund, daß ich Dir nicht geſchrieben, und doch war es ebenſowohl mein beſtändiger Vorſatz, wie meinem Herzen ein dringendes Bedürfniß. Aber die Zeit entflieht mir mit einer ſo unbegreiflichen Eile, daß ich am Ende einer Woche oft ſtaunend auf ihren allzu ſchnellen Verlauf zurückſchaue. So wichtig mir auch ſtets die Anwendung meiner Zeit geweſen, um ſo viel wichtiger iſt ſie mir jetzt, im Augenblicke, wo ich mich der Entſcheidung unſeres Schickſals ſo nahe glaube. Wie man mir ſagte, ſollen zwar nach einem kürzlich erlaſſenen Decrete alle Diejenigen, welche ſich noch außerhalb des Landes befinden, als Emigranten betrachtet werden, und dieſe Verkündigung würde mir ſehr bange machen, ſähe ich mich nicht durch die mir überſchickte Autoriſation des Repräſentanten beruhigt, welcher Türkheim's

Rückkehr auf die ſchmeichelhafteſte Weiſe bewilligte und die Erlaubniß dazu auch auf mich und meine Kinder ausdehnte."

„Sehr begierig bin ich auf die nächſten Briefe meines lieben Mannes; ſein letzter enthielt bereits Vieles über unſere künftige Einrichtung, was auf die Nothwendigkeit hindeutete, beſcheiden zu ſein und auch äuſſerlich ſo zu erſcheinen; ſeine Pläne in dieſer Beziehung durchkreuzen ſich jedoch noch mit denen ſeiner Schweſter, ſo daß ich noch nicht weiß, wie und wo wir wohnen werden. Der General en chef, der im väterlichen Hauſe logirt, hat ſich in verbindlichſter Weiſe gegen Türkheim erboten, ihm ſeine Wohnung abzutreten. Mein Mann jedoch will ihn nicht allein im Beſitz derſelben laſſen, ſondern betrachtet es noch als beſonders vortheilhaft für uns, daß dieſelbe gerade von ihm occupirt iſt."

„Ein anderes Decret, welches alle jungen Leute von fünfzehn bis zu fünfundzwanzig Jahren unter die Waffen ruft, verurſacht meinem Herzen neue Beſorgniſſe. Entweder muß ich Fritz mit Redslob hier zurücklaſſen oder mich darauf gefaßt machen, ihn gleich nach ſeiner Rückkehr auf der Wache paradiren zu ſehen. — Vielleicht gelingt es indeſſen, dahin zu wirken, daß mein Sohn hier den Unterricht noch bis zur Zeit ſeines wirklichen Eintritts genießen kann, und daß er dann ſpäter der Republik in einem anderen Fache nützlich werden könnte. Sollten es jedoch die Umſtände nicht geſtatten, ſo muß ich mich freilich mit meinem Kinde Dem unterwerfen, der bis daher unſer Schickſal ſo väterlich geleitet, und ſeinen Willen auch dann noch verehren und ihm getroſt entgegengehen, wenn er mir auch unbegreiflich erſcheint." —

„Dein ſo freundſchaftlicher Brief an meine Lilli hat uns aufs Neue Dein uns liebendes Herz entfaltet. Doch aber, mein Beſter! hat uns Deine Einladung auch eine nicht geringe Verlegenheit bereitet. Durch unſere Gefühle zu Dir hingezogen und durch die Pflicht zurückgehalten, ſchwebten wir lange in fatalſter Unentſchloſſenheit, die um ſo peinlicher wurde, da Lilli ſich nach dem Glücke ſehnte, einige Wochen bei Euch Lieben zubringen zu können. Aber mußten wir nicht dem Pflichtgefühl und der Klugheit mehr Gehör geben, als dem uns erwartenden Vergnügen?"

„Zufällig traf Deine Einladung mit den Nachrichten meines Mannes von erlittenen nicht unbedeutenden Verlußen zuſammen, die uns aufs Neue größere Einſchränkungen auferlegen, wodurch das von Lilli geforderte Opfer ihr einigermaßen erleichtert wurde. Ich ſtellte ihr als Freundin die Frage, ob bei ſo geſchmälerten Vermögen der Hang nach Zerſtreuung nicht eher zu unterdrücken als anzufachen ſei? und ob nicht die neuen Aufopferungen, die uns bei unſerer Rückkehr erwarteten, leichter dadurch zu ertragen ſein werden, wenn ſich meine Tochter an eine gleichförmigere Lebensweiſe gewöhnt und es gelernt hat, der Nothwendigkeit nachzugeben?“

„Ein Beſuch hat mich veranlaßt, dieſen begonnenen Brief zu unterbrechen. Unterdeſſen empfing ich auch Briefe von meinem Manne, die uns ſchleunigſt zurückrufen, denn einem eben angeſchlagenen Decrete zufolge müſſen alle Diejenigen bis zum 25. September wieder zurück ſein, welche unter Robespierre auswanderten. Türkheim glaubt, ich würde den kürzeſten Weg über Kehl nehmen und dort überſchiffen können. Nun bin ich in der allergrößten Verlegenheit wegen Fritz und Redslob, weil ich keine Zeit mehr habe, desfallo einige Demarchen zu machen. Doch ich muß ſchließen, denn die Nothwendigkeiten drängen ſich jetzt, u. ſ. w.“

Ich laſſe hier noch die Auszüge aus zwei Briefen folgen, welche ſie am 30. Auguſt, kurz vor ihrer Abreiſe von Erlangen, und am 10. September bei ihrer Raſt in Stuttgart ſchrieb. Beide geben Zeugniß ſowohl von ihrer Verehrung geiſtiger Vorzüge wie von ihrer warmen Freundſchaft für ihr lieb gewordene Perſonen und ihrem tiefen Dankgefühl für ihr erzeigte Aufmerkſamkeiten. Es gehören dieſe Eigenſchaften gleichſam zu den kleineren Pretioſen eines weiblichen Herzens, die aber nicht fehlen dürfen, um den reichen Schmuck des Ganzen zu vervollſtändigen. In ihrem Brief vom 30. Auguſt ſagt ſie darüber:

„Soeben, mein Beſter! erhalte ich das mir zugedachte Päckchen, und finde darin zur Erinnerung an die ſo zuvorkommende Liebe Deiner Frau, ein mir ganz anpaſſendes Kleid, wofür ich auf das verbindlichſte danke. Mehr wie jemals hat mich dieſe Attention gerührt, die mir im Augenblicke des Scheidens viel bedeutender und ahnungsvoller erſcheint,

weshalb ich die ſchöne Gabe auch mit um ſo wehmüthigerem Herzen empfing. — — Doch ich muß davon abbrechen; ich werde zu weich bei dem Gedanken, mich wieder von Euch zu trennen, und ich brauche Muth zum Ausharren, alſo nur noch einmal: ich danke aufs herzlichſte."

„Dieſen Brief wird Dir der Herr Hofrath Breyer übergeben, der mit ſeiner liebenswürdigen Gemahlin nach Frankfurt reiſt, um Herrn Senior Hufnagel zu beſuchen. Mein Herz erachtet es als eine Pflicht, Dir dieſe verehrungswürdige Familie als die Perle von Erlangen vorzuſtellen. Er, ein Mann von erhabenſtem Geiſte und den tiefſten Kenntniſſen, vereinigt damit die zuvorkommendſte Bereitwilligkeit eines dienſtwilligen Freundes, ſowie das Angenehme eines gebildeten Geſellſchafters, und iſt von ſo ächter Geſinnung, daß er mit jedem Tage, wo man ihn näher kennen lernt, zu größeren Anſprüchen auf Achtung und Freundſchaft berechtigt erſcheint. Seine Frau, die Sanftmuth und Liebe ſelbſt, beſitzt dabei ebenſoviel Entſchloſſenheit wie Verſtand, um als ein Muſter weiblicher Tugenden aufgeſtellt zu werden; mit einem Wort, ich kann, um mich des Verdachts einer Enthuſiaſmus zu entziehen, nichts weiter ſagen, als lerne in ihm unſeren Freund, Geſellſchafter, Rathgeber und Ermunterer kennen, und freue Dich mit uns, daß wir ſolche Leute hier zu finden Gelegenheit hatten."

„Sie überbringen Dir, mein Beſter! einige Aufträge, die ich durch Dich beſorgt zu ſehen wünſche, indem ich das Ganze dem rückkehrenden Kutſcher nebſt den Rechnungen mitzugeben dich bitte, u. ſ. w."

„Sei übrigens unbeſorgt um mich, mein Freund, ich werde nicht allein reiſen, denn entweder begleitet mich D..., der ohnedies eine Vergnügungsreiſe zu machen gedenkt, oder R...; bis längſtens am nächſten Sonntag werde ich abreiſen. Ich ſchließe für heute, um bald wieder zu ſchreiben."

Stuttgart, den 10. Sept.

„Es war mir unmöglich, beſter Freund, Dir vor meiner Abreiſe von Erlangen noch ein Lebewohl! zuzurufen; mein Herz war zu voll von abwechſelnden und ſich durchkreuzenden Gefühlen; mein Kopf zu unruhig und mein Körper durch Anſtrengungen zu kraftlos, als daß

ich Worte und Zeit zum ſchreiben hätte finden können. Verzeihe es daher, wenn ich eine Pflicht zu vergeſſen ſchien, die ja, wie Du weiſt, meinem Geiſte ſtets Bedürfniß und meinem Herzen Wohlthat iſt. — Aber noch nehme ich nicht Abſchied von Dir, denn ich hoffe, Dir noch von Baſel und Zürich ſchreiben zu können, und begnüge mich daher, Dir einſtweilen nur ſoviel über meine bisherige Reiſe mitzutheilen, daß ich von Erlangen aus einen Lohnkutſcher nahm, der mich um den Preis von 7½ Carolins hieher führte. Von hier denke ich Poſt bis nach Schaffhauſen und von da nach Zürich zu nehmen. Den heutigen Abend bringe ich bei der Schweſter des Herrn Hofrath Breyer zu, einer guten, liebenswürdigen Frau, was mir ſehr zur Erholung gereichen wird. Empfehle mich Deiner Marie und allen Freunden."

Briefe aus Baſel und Zürich geben nun Bericht über die weitere Reiſe, die nicht ganz ohne einiges Mißgeſchick verlief, wozu beſonders eine die Kinder befallene Krankheit zählte, welche einen Aufenthalt von mehreren Tagen in Zürich nöthig machte. Endlich erfolgte die Wiedervereinigung der Familie in Straßburg, worüber dann die weitere Correſpondenz in nur die Familie angehende Specialitäten übergeht.

Damit beſchließen ſich nun auch die ſich zur Mittheilung eignenden Beiträge zu Lilli's Charakterbild, dem Göthe für alle Zeiten ein ſo anziehendes Intereſſe verliehen. So lieblich daſſelbe aber auch von ihm aufgefaßt wurde, ſo wird es doch jetzt erſt in ſeiner ganzen Aehnlichkeit hervortreten, nachdem hier Gelegenheit gegeben worden, das Original in den verſchiedenſten Lebensverhältniſſen näher kennen zu lernen und von ihm ſelbſt die Eindrücke zu vernehmen, von welchen es darin beherrſcht wurde.

Wenn es auf Göthe's wunderbarem Lebenswege, wie er ſelbſt ihn uns bezeichnet hat, ihm doch beſtimmt geweſen, wenigſtens einen Theil deſſelben im Eheſtande zurückzulegen, ſo darf es vielleicht mit Recht beklagt werden, daß dies nicht an der Seite einer ſo edeln Natur geſchehen iſt, wie die, welche ſich uns hier aus allem über ſie Mitgetheilten in ſo erkennbarer Weiſe offenbarte. Göthe hat ſtets in mannigfach wechſelnden Beziehungen zu den Frauen geſtanden, deren Umgang vielfältig nachwirkende Spuren in ſeinen Werken hinterlaſſen. Die Frage

alſo, ob Lilli, ſo wie ſie ſich uns hier dargeſtellt, wohl im Stande geweſen ſein würde, einen ſo univerſellen Geiſt dauernd zu feſſeln und einen erkennbaren Einfluß auf deſſen Schöpfungen zu üben? konnte ein um ſo größeres pſychologiſches Intereſſe anregen, da ſich die Entſcheidung daran knüpfen läßt, ob und in wiefern überhaupt das eheliche Verhältniß einen geiſtigen Einfluß auf einen ſo hochſtrebenden Genius und deſſen Productivität auszuüben vermag? Wird die Frage zu Gunſten der Frau entſchieden, ſo würde ſich folgern laſſen, daß der intimere Umgang mit einer ſo ſittlich durchgebildeten Lebensgefährtin, wie ſie uns in Lilli erſcheinen, auch vielleicht den Ideengang des großen Dichters in mancher Beziehung wenigſtens *modificirt* haben dürfte. Manche ſeiner dichteriſchen Combinationen, wie z. B. die, welche ſich in den Wahlverwandtſchaften, der Braut von Korinth, dem Gott und die Bajadere u. ſ. w. durchgeführt finden, und die, um nicht mißverſtanden zu werden, ein tieferes Eingehen in ihre Grundideen erheiſchen, würden vielleicht in gewiſſen Beziehungen einen, der zarteren Weiblichkeit mehr entſprechenden Ausdruck erhalten haben, und wer weiß, ob nicht Lilli ſogar den fleißigen „Eckermann" in pikanterer Weiſe erſetzt und dem Profeſſor Düntzer viele Mühe in der Entzifferung der Göthe'ſchen Charakterbildung erſpart hätte. —

Lilli fand bei ihrer Ankunft in Straßburg die Verhältniſſe um Vieles günſtiger, wie ſie dieſelben erwartet. Die von ihrem Gatten wiederaufgenommenen Geſchäfte waren bereits wieder im beſten Gange und in um ſo ſteigenderen Flor, da ſeine bei dem Ausbruche der Revolution bewieſene Rechtlichkeit, mit welcher er noch in Zeiten und unaufgefordert alle Depots zurückſtellte, die man ſeinem Hauſe anvertraut, ihm die Achtung und das Vertrauen aller ſeiner älteren Geſchäftsfreunde geſichert und ihm auf allen Seiten neue erworben hatte. Demungeachtet zeigte ihm das Glück, und zwar mehr wie einmal, ſeine Wandelbarkeit in empfindlichſter Weiſe, und zwar ſo, daß er bei einem der bedeutenderen Verluſte, die er ſich durch zu großes Vertrauen zugezogen, vielleicht erliegen haben würde, wären nicht ſeine Freunde, ihn unterſtützend, hinzugetreten. Der Schaden war inzwiſchen bald wieder ausgeglichen und die Solidität des Hauſes durch neu hinzugekommene, raſch auf

blühende Commanditen, wie namentlich die in Mainz, in Kurzem ſelbſt noch bei weitem höher gehoben wie jemals.

Die Söhne wuchſen inzwiſchen heran und ſetzten den Vater in den Stand, ſich, nach ſeiner längſt ſchon gefaßten Lieblingsidee, von den Geſchäften zurückzuziehen. Er lebte eine Zeit lang von denſelben entfernt, ſich nur ſeinen Studien, insbeſondere den ſtaatsökonomiſchen, hingebend, als ihm unerwartet von Seiten des Baden'ſchen Hofes der Antrag gemacht wurde, das dortige Finanz-Miniſterium zu übernehmen. Dazu bedurfte er jedoch der beſonderen Einwilligung des Kaiſers Napoleon, der ihm dieſelbe auch in der ſchmeichelhafteſten Anerkennung gewährte. Der Kaiſer ſagte ihm: „Der Großherzog von Baden hat Sie zum Finanz-Miniſter begehrt. Ich kenne Sie als einen loyalen, einſichtsvollen Mann, der viel Gutes zu ſtiften fähig iſt, und ich willige daher gern darein, daß Sie den Ihnen angebotenen Poſten annehmen." Er ging ſofort nach Carlsruhe, aber nur, um ſich ſchon nach einem Jahre zu überzeugen, daß der Parquetboden eines Hofes zu glatt ſei für den gradaus ſchreitenden Gang eines ſchlichten Charakters. Er verließ daher ſeinen Poſten und Carlsruhe, um ſich für immer auf ſeinen Landſitz zurückzuziehen, und folgte dort nach längerer Zeit beſchaulicher Ruhe ſeiner ihm nicht viel früher zu dem friedlichen Jenſeits vorangegangenen Lilli.—

Mit den wiederaufblühenden Flor des Türkheim'ſchen Hauſes waren auch an das Schönemann'ſche Ehepaar wiederholte Aufforderungen ergangen, nach Straßburg zurückzukehren und ihre frühere Stellung dort wieder einzunehmen. Frau Schönemann jedoch hatte einen ſo gründlichen Widerwillen gegen die franzöſiſche Republik und allem, was damit zuſammenhing, gefaßt, und ſich ſo ganz wieder in den Kreis ihrer Familie und ihrer ſie ſetirenden Freunde eingelebt, daß es ihr gänzlich unmöglich wurde, ſich aufs Neue wieder davon zu trennen. Die Nothwendigkeit, dieſer ſo tief wurzelnden Abneigung nachgeben zu müſſen, beſtimmte ihren Gatten, ſich hier einen anderen Wirkungskreis zu bilden, und wurde dadurch ſpäter zur Quelle vieles, dieſe Familie betroffenen Ungemache, das auch für Frau Schönemann ſelbſt um ſo empfindlicher zu ertragen geweſen, da ſie alle Eigenſchaften beſaß, ſich ihrer Umgebung angenehm zu machen, wozu ſie jedoch das Nothwen-

braſte, nämlich ein groſſes Vermögen, um allen ihren Phantaſieen entſprechen und nach allen Seiten hin mit vollen Händen ſpenden zu können, entbehren lernen mußte.

Nach dieſen inhaltsreichen, jene beſondere Gruppirung in der Gontard'ſchen Familie betreffenden Aufzeichnungen wenden wir uns nun wieder zu den näheren Gliedern derſelben, unter denen das Charakterbild des vierten Sproſſen ihres hier geſchilderten Zweiges, Herr Jakob Friedrich, näher in den Vordergrund tritt. Die Farben zu dieſem Bilde hat uns bereits das Motto ſeines Daſeins: „les affaires avant tout!“ hergeliehen, mit dem es uns ſchon früher in den mitgetheilten Berichten über ſeinen Bruder Franz entgegengetreten, und in der That mag das vielbewegte, in ſo mannigfachen Beziehungen vom Glück begünſtigte merkantiliſche Leben dieſes nicht minder eigenthümlichen Mannes der Momente genug dargeboten haben, die ihm bei ſeinen vielfaltigen Negociationen, und namentlich bei denen während und nach dem Befreiungskriege, einen tieferen Blick ſowohl in geſchichtlich merkwürdige Verhältniſſe, wie in den Privatcharakter dabei betheiligt geweſener intereſſanter Perſonen vergönnten. — Dennoch weiß mein kleines Archiv von allem dem nicht viel Näheres zu berichten, da, wo darin von ihm die Rede iſt, meiſtens nur Reihen von 0000 daneben ſtehen, deren Nenner nur allein dem Reſultate des Aufgezeichneten ſeinen Werth zutheilen.

Nur über eine Epiſode in dieſer, mit ſo unendlichen Fäden durchwebten Wirkſamkeit verbreitet ſich, im Gegenſatze dazu, ein Strahl wahrhafter Romantik, und wenn auch derſelbe einen kleinen Schatten auf die Perſönlichkeit ihres Trägers reflektiren ſollte, ſo werden es mir deſſen Manen dennoch zu gute halten müſſen, daß ich den Vorgang nicht verſchweige, da er über das Schickſal eines unſerer gefeierten älteren Dichter Aufklärung gibt, an dem die literariſche Welt heute noch den lebhafteſten Antheil nimmt, ohne die Veranlaſſung der ihn betreffenden Kataſtrophe näher zu kennen, von der er hier ereilt wurde.

Uberdem hat ſich über alle dabei betheiligt Geweſenen auch längſt ſchon das Grab geſchloſſen. Von ihrem einſtigen Daſein iſt kaum mehr eine Spur vorhanden, und darum wird die Auffriſchung ihres

bereits verblichenen Epitaphiums um ſo gerechtfertigter erſcheinen, damit auch der Name jenes intereſſanten Dichters deutlicher darin hervortrete und die daran Vorübergehenden mit um ſo mehr Intereſſe theilnehmend dabei verweilen.

Herr Jacob Friedrich Gontard wurde am 18. Juli 1764 hier geboren. Seine Jugend verfloß zum großen Theil im Kampfe mit allen möglichen Kinderkrankheiten, die wohl auch den Grund jener heftigen Reizbarkeit in ihm legten, bei welcher es wirklich des ganzen ihm gewordenen Antheils der, allen Gontards angeborenen Gutmüthigkeit bedurfte, um der erſteren die Wage zu halten. Dieſe nervöſe Erregbarkeit, die ſich durch ſein ganzes ſpäteres Leben zog, blieb ſelbſt nicht ohne nachtheilige Folgen für ſeine Perſönlichkeit, denn in einem ſeiner heftigen Momente ſtieß er ſich, noch als ein Knabe, mit einer in der Hand haltenden Gabel ſo arg in das rechte Auge, daß deſſen Verluſt ſowohl als auch das dadurch entſtandene ſtarke Schielen des anderen, ſein ſonſt wohlgebildetes Aeußere nicht unerheblich beeinträchtigten.

Kindern, denen dergleichen Unfälle widerfahren, wenden die Eltern gewöhnlich ihre Neigung vorzugsweiſe zu, und das war auch bei ſeiner Mutter der Fall, die mit ihren Töchtern den kleinen Robes (Jacob) mit ſo vielen zarten Aufmerkſamkeiten überhäuften, daß er derſelben für ſein ganzes Leben nicht mehr entbehren konnte, und darum auch dreimal hinter einander den Verluſt einer geliebten oder ihn ſorglich pflegenden Gattin alsbald wieder durch eine andere erſetzte.

Zum Manne herangewachſen, beabſichtigte Herr Jakob Friedrich, ſeine kaufmänniſchen Kenntniſſe in England weiter auszubilden. Auf dem Wege dahin beſuchte er auch Hamburg und lernte dort die einzige Tochter einer angeſehenen und ſehr vermögenden Wittwe, Suſette Borkenſtein, kennen, von der er ſich unwiderſtehlich angezogen fühlte. Suſette wird als eine vollendete Schönheit von edler griechiſcher Geſtalt geſchildert. Ihr langes ſchwarzes Haar und ihr ſprechendes Auge von gleicher Farbe erhöhten noch um ſo mehr die blendende Weiße ihres Teints, und je länger man die wundervollen Formen dieſer Geſichtsbildung betrachtete, je mehr ſteigerte ſich der bezaubernde Eindruck, den das Imponirende dieſer Erſcheinung auf einen Jeden machte, der ſich ihr nahte.

Sie war der Abgott ihrer Mutter, welche darum auch unabläſſig bemüht geweſen, ihre Erziehung mit der größten Sorgfalt zu leiten. Sprachen, Literatur, Muſik u. ſ. w. bildeten mit den feineren weiblichen Handarbeiten die Hauptgegenſtände ihrer täglichen Beſchäftigung, bei denen ihr natürlich die Wirkſamkeiten einer Hausfrau ferne bleiben mußten. Demungeachtet konnte man ſie keineswegs als verwöhnt betrachten, da ihr die natürlichſte Einfachheit geblieben war und ſie den Willen der Mutter als ihr ſtets heilig betrachtete.

Dem Herrn Jakob Friedrich wurde im Borkenſtein'ſchen Hauſe die freundlichſte Aufnahme zu Theil. Die zarten Aufmerkſamkeiten, welche er der Geliebten bezeigte, die Unterwürfigkeit in ſeinem Benehmen der Mutter gegenüber, ſowie das Anſehen der Familie, zu welcher er gehörte, und endlich die Berückſichtigung einer angenehmen Exiſtenz in der altehrwürdigen freien Reichs- und Krönungsſtadt unterſtützten ſeine Bewerbungen in ſo erfolgreicher Weiſe, daß ihm die Hand der ſchönen Suſette alsbald unter der Bedingung zugeſagt wurde, daß Mutter und Tochter nie von einander getrennt werden ſollten.

Der Vermählungstag wurde anberaumt, und da Frau Borkenſtein in den freundſchaftlichſten Beziehungen zu Klopſtock ſtand, ſo wurde beſchloſſen, die Trauung in der Kirche des ſchönen Dorfes Ottenſen, dem Wohnſitze des berühmten Dichters, zu vollziehen, in deſſen Nähe Frau Borkenſtein ein kleines Landhaus beſaß. Bald bewegte ſich nun der feierliche Hochzeitszug von dem Borkenſtein'ſchen Stadthauſe im „alten Wandrahmen" zu Hamburg durch Altona nach Ottenſen hin. Die Braut mit ihrer Mutter und zwei Freundinnen ſaßen in einem reich mit Blumen geſchmückten Wagen, deſſen Kutſcher, Bediente, ja ſogar die Pferde, in demſelben ſommerlichen Schmucke erſchienen. Ein zweiter Wagen folgte dicht hinter ihnen mit dem Bräutigam und ſeinem künftigen Schwager, dem einzigen Bruder der geliebten Braut, in ähnlicher Weiſe geſchmückt, und den Schluß des feſtlichen Zuges bildete die lange Reihe der Verwandten und Freunde, nach Rang und Stand geordnet, wie es die damalige Sitte vorſchrieb.

Die Stimmung der Braut jedoch war eine ernſte; ſie mochte vielleicht zum erſtenmale ganz das Inhaltsvolle des Schrittes empfinden, den ſie

zu thun eben im Begriff ſtand. Dieſe Stimmung ſteigerte ſich ſogar bis zu dem Gefühl einer ſchmerzlichen Verahnung, als ſie, im Begriff zum Altonaer Thor hinaus zu fahren, einem Leichenzug begegneten, der eine in den Wochen geſtorbene Frau zu Grabe leitete. Die ſchöne Braut brach in Thränen aus und ſetzte Alles in die höchſte Beſtürzung. Man ſuchte ſie zu beruhigen, aber erſt in Ottenſen gelang es der dichteriſchen Beredſamkeit Klopſtock's, die düſteren Bilder zu verſcheuchen, die in ihr aufgeſtiegen. So wurde denn die Trauung in der Kirche vollzogen und das junge Ehepaar reiſte bald darauf hieher ihrer neuen Heimath zu, wohin ihnen die Mutter einige Monate ſpäter folgte.

Die Bontard'ſche Familie feierte einen wahren Triumph in dieſem ihr gewordenen ſo überaus glänzenden Zuwachs. Frau Bontard d'Orville würde zu gerne zur Vermählung nach Hamburg gegangen ſein, wäre ſie nicht durch die nahe bevorſtehende Entbindung ihrer Tochter Helene zurückgehalten worden. Um ſo herzlicher wurde die neue Schwiegertochter nun empfangen und von allen Verwandten feiert, die ihr Feſte auf Feſte veranſtalteten.

Das Familienglück der Neuvermählten ſollte indeſſen bald die erſte Störung erfahren. Ihre Mutter, Frau Borkenſtein, welche bereits in Hamburg zuweilen heftige, Beſorgniß erregende Schmerzen in der rechten Bruſt empfunden, hatte bis daher das Uebel verſchwiegen, bis ſie ſich hier veranlaßt ſah, einen Arzt zu Rathe zu ziehen. Dr. Ebel (der Ethnograph der Schweiz und der Bontard'ſchen Familie damals ſehr befreundet) wurde gerufen und erklärte das Leiden der Kranken für ein krebsartiges Uebel, dem nur durch die Amputation der Bruſt Einhalt gethan werden könne. Frau Borkenſtein unterwarf ſich zwar derſelben, aber es war ſchon zu ſpät: das Gift hatte ſich bereits dem übrigen Körper mitgetheilt und ſie mußte den Folgen davon unterliegen. —

Suſettens Schmerz über den Verluſt der geliebten Mutter war gränzenlos. Die Sorge um ſie und um ihre Kinder hatte das treue Herz der jungen Frau bis daher vollkommen ausgefüllt, in dem ſie nun bald eine um ſo größere Leere empfand, da ihr geſchäftseifriger Gatte den Verluſt der Mutter in ſo vielen Beziehungen nicht zu erſetzen vermochte. Rath und Beiſtand der Letzteren im Hausweſen

wurde nun durch eine Haushälterin ersetzt und die Erziehung der Kinder sollte einem Hauslehrer vertraut werden, womit Herr Jacob Friedrich das Seinige gethan zu haben vermeinte. —

Es währte lange, bis die Wahl eines passenden Hauslehrers für die vier Kinder zur Entscheidung kam. Endlich fiel sie, durch Empfehlung eines Freundes der Familie, auf — Friedrich Hölderlin aus Nürtingen im Württembergischen, dessen damals eben aufblühendes Dichtertalent bereits anfing, Aufsehen zu erregen, und der, mit allen erforderlichen Fähigkeiten ausgerüstet, alsbald hier anlangte, um die ihm vertraute Stelle anzutreten.

Wirklich entsprach er auch den gehegten Erwartungen auf das Vollkommenste. Er gefiel Allen und erfüllte selbst die gespanntesten Anforderungen. Sein Aeußeres war höchst einnehmend und hatte sonderbarer Weise eine große Aehnlichkeit mit Susettens Bruder, was ihm um so leichter deren Vertrauen gewann. Auch die Kinder des Hauses, obgleich noch sehr jung, hingen bald mit großer Liebe an ihm, und Herr Jakob Friedrich fand sich durch seine Gegenwart um Vieles erleichtert, da er sich der Sorge für die Kinder enthoben sah, bei deren Erwähnung er stets zu sagen pflegte: „den Börsencours verstehe ich aufs Haar, aber wie die Kinder geleitet werden sollen oder was sie lernen müssen, das ist nicht meine Sache; dafür muß die Mutter sorgen," und das that sie auch redlich. Hölderlin stand ihr dabei treu zur Seite, und Beide unterhielten sich oft über die besten dabei einzuschlagenden Wege, wobei die belesene Frau Susette Gelegenheit hatte, die gründliche Gelehrsamkeit und den biederen Charakter des „lieben Schwaben", wie Schiller den jungen Dichter zu nennen pflegte, näher kennen und schätzen zu lernen.

Aber auch der neuen Haushälterin, einem hübschen, einer guten Familie angehörenden Mädchen, waren Hölderlins Vorzüge nicht unbemerkt geblieben. Sie mochte im Stillen den Plan entworfen haben, sich durch ihn möglicher Weise zur künftigen Frau Professorin erheben zu lassen, und richtete ihr Benehmen danach ein, diesem Ziele näher zu rücken. Davon ahnte jedoch der gleich einem zweiten Aristoteles nur seiner Herrin ergebene junge Mann nichts, dessen ganzes Streben

allein dahin ging, durch treue Pflichterfüllung das Vertrauen zu verdienen, mit dem Frau Suſette dem Erzieher ihrer Kinder um ſo bereitwilliger entgegenkam, da ihr ſelbſt ein gebildeter, lehrreicher Umgang dringendes Bedürfniß war.

Beide hatten keine Ahnung davon, daß dieſer harmloſe geiſtige Verkehr zur Quelle eines verhängnißvollen Geſchicks für ſie werden ſollte; und dennoch war dem ſo. Herr Jacob Friedrich wußte es und hatte kein Arg dabei, daß Hölderlin ſeiner Frau Bücher brachte und ihr öfters das Beſte der neueſten Erſcheinungen vorlas. Er war gewohnt, jeden Abend ſeine Partie zu machen, und war zufrieden, ſeine Frau bis zu ſeiner Heimkehr angenehm unterhalten zu wiſſen. Nicht ſo die Haushälterin, die, ohne Ausſichten für ſich ſelbſt, das ſtille Glück zu mißgönnen begann, deſſen ſich Hölderlin im Umgange mit ſeiner Herrin zu erfreuen hatte. Sie wußte es ſo einzurichten, daß ſie dem Herrn Jakob Friedrich ſelbſt die Thüre öffnen mußte, wenn er am Abend heimkehrte, und wenn er dann die ſtereotype Frage: „iſt meine Frau zu Hauſe?“ an ſie richtete, ſo wußte ſie ihrer ſich häufig wiederholenden Antwort: „Herr Hölderlin lieſt ihr vor“, nach und nach eine Betonung zu geben, die endlich in einem Momente übler Geſchäftslaune wie ein zündender Funke wirkte.

Mit dem nicht ſowohl Eiferſucht, als vielmehr beleidigten Stolz verrathenden Ausrufe: „ſitzt denn der Menſch beſtändig bei meiner Frau!“ ſtürzte er in's Zimmer und auf Hölderlin zu. Ein jäher Zorn übermannte den jungen, ſich ſchuldlos wiſſenden Dichter, und es würde zur ärgerlichſten Scene gekommen ſein, hätte nicht ein Blick auf die erſchrockene Herrin ihm ſeine ganze Faſſung wieder gegeben. Raſch verließ er das Zimmer, packte ſeinen Koffer und kehrte noch in derſelben Nacht einem Hauſe und damit Verhältniſſen den Rücken, die ihn um ſo höher beglückt hatten, je reiner er ſich derſelben bewußt ſein konnte.

Inzwiſchen wurde nun auch eben dieſes Bewußtſein bei Frau Suſette in einer Weiſe wach, die ſich in dem ganzen Uebergewichte gekränkter Weiblichkeit geltend machte. Indignirt von dem Vorfalle, beſtand ſie darauf, Hölderlin zurückzurufen oder ſofort nach Hamburg

zu ihrem Bruder zurückkehren zu wollen, an welchem letzteren Vorſatze ſie nur durch einen, in Folge der Aufregung ſich zugezogenen Fieberanfall gehindert wurde. Jetzt erkannte Herr Jakob Friedrich ſeine Uebereilung, und er würde jedes von ihm geforderte Opfer gebracht haben, ſie wieder gut zu machen, wenn nicht ſein Onkel Heinrich einen das Gontard'ſche Hochgefühl weniger beugenden Weg erdacht hatte, um die Ausgleichung des geſtörten Verhältniſſes der Zeit zu überlaſſen. Er ſchickte den ſich ſchuldbewußten Neveu in Geſchäften nach Wien, wohl wiſſend, daß ein Mutterherz, mit der ihm allein überlaſſenen Sorge für die Kinder, am ſchnellſten vergeſſen lernt.

Und ſo war es auch. Bald ſah ſich der eheliche Friede dadurch wieder hergeſtellt; die Aufregung aber hatte bei Frau Suſette doch eine krankhafte Reizbarkeit hinterlaſſen, die ſie für jeden äußeren Einfluß äußerſt empfänglich machte. Die Kinder bekamen die Rötheln, die ſich der ſie mit aller Zärtlichkeit pflegenden Mutter ſofort mittheilten. Eine leichte Erkältung trat hinzu, und die Ahnung auf ihrem Hochzeitstage ſah ſich erfüllt — ſie ſtarb und hinterließ ihren Gatten in einer an Wahnſinn gränzenden Verzweiflung. Eine innere Stimme mochte ihm zurufen, was Carlos einſt dem Könige bei der Leiche Poſas zurief: „dies zarte Saitenſpiel zerbrach in deiner metallnen Hand!“ aber es war zu ſpät. —

Hölderlin, der, von jenem Verfalle aufs tiefſte ergriffen, ſich eine Zeit lang im nahen Homburg bei einer ihm befreundeten Familie aufgehalten, ſtrebte vergebens danach, ſeine Faſſung wieder zu erlangen. Beleidigtes Ehrgefühl und das Bewußtſein, auf eine ſchmachvolle Weiſe mißkannt worden zu ſein, ſowie die höchſte Verehrung für eine Frau, die ihm als ein Ideal weiblicher Vollkommenheit erſchienen, wirkten niederdrückend auf ſein Gemüth und hüllten daſſelbe in tiefe Melancholie. Endlich raffte er ſich auf und ging nach Raſtatt, wo er im Kreiſe geiſtreicher Männer einige Erheiterung fand. Aber noch einmal zog es ihn in die Nähe des Orts, wo er ſich einſt ſo glücklich geträumt, und im Schooße der oben erwähnten Familie lebte er eine Zeit lang nur ſeinen dichteriſchen Schöpfungen.

Unter denen, welche mit ſeiner Gedichtſammlung auf die Nachwelt gekommen, befinden ſich einige, welche an „Diotima“ gerichtet ſind

und die ſeine Biographen als für Frau Suſette beſtimmt geweſene betrachtet haben. Ob dem ſo war oder ob ſie einem anderen Urſprung zuzuſchreiben ſind, mag dahingeſtellt bleiben; als gewiß aber iſt anzunehmen, daß ſie der edeln Frau niemals zu Geſicht gekommen und daß ſie deren Annahme entſchieden verweigert haben würde. — In dem Archiv meines Schwiegervaters, das ſich häufig mit Hölderlin beſchäftigt und ſelbſt Auszüge aus deſſen Schriften enthält, iſt nirgends eine Andeutung zu finden, die im entfernteſten auf ein intimeres Verhältniß des jungen Dichters zu ſeiner ſchönen Herrin ſchließen läßt. —

Später begab er ſich in die Schweiz, um dort aufs Neue den geſammelten poetiſchen Stoff zu verarbeiten, und nahm dann endlich wieder eine Hofmeiſterſtelle in Bordeaux an. Lange blieb ſeine Familie ohne alle Nachrichten von ihm, bis er 1802 plötzlich wieder in ſeiner Heimath erſchien. Er hatte unterwegs Frau Suſettens Tod erfahren, und damit fing das Geiſteslicht des ſchwärmeriſchen jungen Mannes zu erlöſchen an. Durch liebevolle Pflege brachte man ihn zwar ſoweit, daß er nochmals zu ſeinem Freunde nach Homburg mit der Hoffnung gehen konnte, ſich wieder zu erkräftigen; aber umſonſt; man brachte ihn zu den Seinigen zurück; er war dem Wahnſinn verfallen. —

Es bedurfte längerer Zeit, bis bei Herrn Jacob Friedrich das Andenken an ſeine geliebte Suſette ſoweit verblaßt war, daß er ſich zu einer neuen Verbindung entſchließen konnte; erſt vier Jahre ſpäter (1806) vermählte er ſich aufs neue mit der Wittwe des Herrn Firnhaber v. Eberſtein geb. Jordis, um das Unglück zu haben, auch dieſe Verbindung ſchon nach zwei Jahren (1808) wieder durch den Tod gelöſt zu ſehen. Das Glück einer ungetrübten Ehe ſollte ihm erſt mit ſeiner dritten Gemahlin beſcheert werden, und erſt um jene Zeit, als ihn bereits eine Schaar von eigenen und angeheiratheten Kindern und Enkeln umgab und ſeine Liebe ausſchließlich in Anſpruch nahm, lernte ich ihn perſönlich kennen. Es war ſeinem Herzen Bedürfniß geworden, einen Halt zu finden, in dem ſich die verſchiedenen Zweige ſeiner Familie concentriren konnten, für deren Wohlergehen er unabläſſig beſorgt und bemüht war, und das Glück hatte ihn darin in einer Weiſe begünſtigt, die ihn in den Stand ſetzte, es ſtets mit vollen Händen

zu thun, während sich tiefe Regungen seines Herzens durch die von ihm getroffene Wahl nach allen Seiten hin auf das Entsprechendste unterstützt sahen. — Die Kundgebungen eben solcher Regungen waren gewiß nicht selten vom wohlthuenden Dufte der Gemüthlichen und des guten Herzens durchweht; mir erschienen dieselben jedoch stets wie Duft und Blüthe der Nachtviolen, die an Zeit und Stunde gebunden sind. — Mit der aufkommenden Morgenröth fingen sie sich zu schließen an, zur Vormittagszeit war alles fest zu, und erst nach Abgang der Nachmittagspost fing der Reich der Gemüthlichkeit an, sich allmählich wieder zu erschließen, um Abends bei der Partie jenen wohlthuenden Contrast zu verbreiten, den ein abgeblies Prustmus oder ein steifleinener Hinterdruck hervorbringen, mit denen Herr Jakob Friedrich dann nicht zu kargen pflegte, und damit die Gemüther wieder in sich gewann, die sich ihm während des Tages Mienen verhüllt entfremdet hatten.

Ich lasse zum Schlusse dieses kurzen biographischen Notiz hier ein Gedicht folgen, was Ihm seine Töchter einst mit ihren Kindern am Geburtstage überreichte, wo er, von Paris angekommen, wo er in letzterer Zeit am häufigsten weilte, einmal wieder hier seinen Freunde, auf das in seinen warmen Theilnahme so manche hier aber ihm gegebene Bestätigung in tiefster Weise bethätigen will.

Ist die weite Strecke Landes,
Die so häufig hier vor dir liegt,
Kommen zu dem Fest, das heute
Deine Kinder feyn begehn.

Die sind sie angekommen;
Selbst die Enkelchen vom Rhein
Sind von Main herangeschwommen,
Um Geburtstag dich zu freun.

Und so noch hier zu bedauern,
Denn Paris ist gar so weit,
Die heut' weilt vergebens lauern
Auch noch manche kleine Leut'.

Die sich schon im Voraus freuen
Auf ein baldig Wiedersehn. —
Denn auch leider über Da liegen,
Wir, wo hier wir Dich sehn. —

Trägt Dich an die ferne Seine,
Silber auch und Metalliques:
Hier sind ächte Perlenzähne,
Weibes Haar und Silberblick!

Sicher Du hast die Nummern,
Ohne Bruch ist ihre Zahl;
Jährlich wächst sonnen den Interessen
Dreier schöner Carnat.

Wenn wär' ich Dich anbanden,
Ja stürmte in seinem Sinn,
Leider hat sich nichts gefunden,
Womit ich's im Stande bin.

Da Dein Jammer bodenlos vergebens
Ich ein Paar auch noch so bin,
Denn gehst es nur, Hilfebrust
Hier zu kurz Dir sind vor Ihn.

Ohne Dich Dir zu schenken
Bäder gestiftet wie von Baur,
Tabak braucht zum scharfen Denken
Meerschweigen Dein Verhaun.

Da vom Ind[illegible] bis zum Schnee
Du nur Alten weißt verleihn,
Geh' ich nur Dir tiefen Bruch,
Nach Paris kommt zu gehn.

Doch versprechen muß Du ritzlich,
Ich von Gold es werden schwer,
Tod Du, Vater, dann nicht gritzlich
Wiederkommst zu uns herher.

Halt den Tag uns ährlich hinten,
Der für uns so wichtig ist,
Daß uns mündlich Du beglückwünsch,
Daß Du unser Alles bist. —

Von dem hier geschilderten Gontard'schen Familienzweige bleibt nun nur noch der jüngste seiner Sprößlinge zu erwähnen übrig, dessen leider schon mit seiner Entwicklung begonnenes Verblühen nichts desto weniger den anziehenden Stoff zu einem Theilnahme erweckenden Schluß dieser Aufzeichnungen herleihen wird, denn von allen Kindern, welche von Frau Susanna Maria geboren, war weiß keines, dem die hoffnungsvollen Lebensblüthen, die so reichlich sich über seine Wiege streuten, eine nach der andern so traurig dahinwelkten, wie es bei Margarethe Gontard der Fall war, welche den 31. October 1769 mit allen Ansprüchen an das Leben das Licht der Welt erblickte.

Einer so angesehenen, mit Glücksgütern gesegneten Familie entstammend, kam sie als die vierzehnte ihrer uns bereits als schön bekannt gewordenen Schwestern zur Welt. Hellblonde Locken umflossen ihr Engelgesicht; blaue, seelenvolle Augen, ein kleiner, runder Mund, eine edel geformte Nase und eine herrliche Gesichtsfarbe vereinigten sich zu einem ungemein lieblichen Antlitze, wie man selten eines sich herausbilden sehen. Aber diese schöne Hülle barg auch eine eben so schöne Seele; sie war der Liebling des ganzen Hauses und der Stolz der Eltern, ohne daß es ihre außerordentliche Bescheidenheit zuließ, sich dessen bewußt zu werden. So wuchs sie in rascher Entwicklung bis zum zehnten Jahre mit den heitersten Aussichten in die Zukunft heran, als sie plötzlich erkrankte; unter heftigen Convulsionen brachen die Blattern, diese damals noch so verheerende Plage der Kinderwelt, bei ihr aus und bedeckten nicht allein ihren ganzen Körper, sondern vorzugsweise ihr schönes Gesicht, über welches sich fast nur eine zusammenhängende Blatter gebildet hatte. Man kann sich die Besorgniße der Eltern denken, die alle mögliche Vorsicht anwendeten, um die Schönheit ihres Kindes zu erhalten. Die Mutter wich nicht von ihrem Bette, die sie endlich, den Anstrengungen erliegend, ihre Sorge mit einer Wärterin theilen mußte. Ein heftiger Lärmen, der auf der Straße entstand, zog diese ans Fenster, und in diesem unbewachten Augenblicke kratzte die kleine Kranke dem heftigen Jucken, welches die abtrocknenden Blattern erregen, nicht widerstehen; die kleinen Händchen versuchten dasselbe zu hindern, und als die Wärterin sich umsah, war das Zerstörungswerk

der so schönen reizenden Tage bereits geschehen. Die Mutter war am Verzweifeln; heftig blutend, lag das noch vor Kurzem so schöne Antlitz vor ihr, und die Aerzte prophezeiten schlimme Folgen.

Margarethe genas; aber sie war zu einem anderen Kinde geworden. Die schönen Augen hatten ihren Glanz verloren und waren kurzsichtig geworden; die frische Farbe hatte einem bleichen, ins graue spielenden Teint angenommen, die edle Form der Nase war dahin und der liebliche Mund hatte sich zu dicken, unschönen Lippen gestaltet. Selbst ihr schönes blondes Haar hatte sie verloren, und ein dünner, braungefärbter Nachwuchs war an dessen Stelle getreten. So entwickelte sich ihre Gestalt zu einer ungewöhnlichen, für eine Frauengestalt unvortheilhaften Größe; aber mit ihrem Körper bildeten sich zugleich auch die Vorzüge ihres Geistes und die Grundzüge einer wahrhaft edlen und liebenswürdigen Gesinnung aus. Ohne Neid blickte sie auf die blendende Schönheit ihrer beiden Schwestern Helene und Marie, und da sie selbst sich in Folge ihrer überstandenen Krankheit mehr von der großen Welt entfernt hielt, so gewährte es ihr zur größten Freude, wenn sie vernahm, welches Aufsehen Jene darin erregten und wie sehr sie überall gefielen. Ja einmahl wies sie die ihr von den Eltern dargebotenen Geschenke mit der Bitte zurück, die Schwestern damit zu schmücken, da sie für ihre zurückgezogene Lebensweise dergleichen nicht bedürfe, und so consequent beharrte sie bei der letzteren, daß sie die sich darauf bei ihr gebildete übergroße Schüchternheit sowie ein zu geringes Selbstvertrauen, während ihres ganzen Lebens nicht mehr ablegte. Mit ihrem älteren Bruder Franz war sie am innigsten befreundet. Seine Gutmüthigkeit, für die sie besonders eingenommen war, sein strenges Rechtsgefühl und sein Streben nach Bildung harmonirten am meisten mit ihren Gesinnungen, und Margarethe hielte ihn daher wahrhaft an.

In den geselligen Kreisen, die sie zu besuchen pflegte, fand sie bei der Frauenwelt die größte Anerkennung. Mehrere Mädchen schlossen sich mit der innigsten Liebe an sie, und besonders war es Caroline ....., die sich mit ganzer Seele zu ihr hingezogen fühlte. Obgleich einige Jahre älter als Margarethe, hielt sie dennungeachtet dem übrigens

Verstande der jüngeren Künstlerin volle Gerechtigkeit widerfahren, während dagegen Carolinens schöne Stimme und tüchtiges Clavierspiel bei jener den Sinn für Musik erweckten, den sie auch im Harfenspiel bis zu einem hohen Grade der Vollkommenheit ausbildete. Bald lernte sie diesem Instrumente so zauberhafte Töne entlocken, daß alle Zuhörer entzückt davon waren. Dennoch war sie nie zu bewegen, sich in größeren Cirkeln hören zu lassen; wogegen ihr, wenn die Schwestern in den Salons der großen Welt glänzten, die herrlichen Töne einer trefflichen Pedalharfe, die ihr der Vater von England hatte kommen lassen, die wohlthuendste Entschädigung dafür gewährten. Nicht weniger gehörten auch die ernsteren Studien zu ihren Lieblingsbeschäftigungen; sie war der französischen und italienischen Sprache vollkommen mächtig, in der Geschichte hinlänglich bewandert und über nach weiterer Ausbildung strebenden Ideen sprachen sich in geistreicher Weise in einem Briefwechsel aus, den sie mit ihrer Freundin Caroline .... unterhielt.

Als sich ihre Geschwister nach und nach verheirathet, blieb Margarethe allein bei der Mutter. Zwischen beiden herrschte die liebevollste Eintracht, und sie sah bei dem herannahenden Alter der letzteren einer stillen Eigenheiten freiwillen ruhig die Tochter mit der nachsichtigsten Geduld. Jetzt erkannte aber wohlweislich sie sich ihr Haupthaft, als man in der Familie den Plan gefaßt hatte, sie mit einem Herrn Kling zu verheirathen, der, seit vielen Jahren im Gontard'schen Geschäfte thätig, für treu gehaltene Dienste mit einer Hand belohnt werden sollte, während man Margarethe damit zugleich unter die Haube zu bringen gedachte. Darin hatte man sich jedoch verrechnet; trotz allen von der Familie dazu angewendeten Mitteln und ungeachtet des eindringlichen Zuredens der Mutter, war Margarethens Standhaftigkeit nicht zu überwinden, die denn auch an ihrem Bruder Franz bald eine Stütze fand, der, obgleich unter seinen eigenen Augen, dennoch zuerst nachgab, als er sich überzeugte, daß diese Partie Margarethens Neigung mit ihrem Herzen durchaus widerstrebte.

Bald sollte das letztere die erste bittere Erfahrung, und zwar in einer gänzlichen Hoffnung, an sich selbst machen. In Carolinen ....

hatte sich noch eine zweite Freundin, Amalie ....., Margarethen zugesellt, die nun unter einander ein unzertrennliches Kleeblatt bildeten. Sie war die Tochter des Pfarrers eines benachbarten Landstädtchens und wegen ihres sich immer gleich bleibenden heiteren Humores bei Allen außerordentlich beliebt. Diesem kleinen Mädchenkreise näherte sich, von Margarethens älterem Bruder eingeführt, ein reicher Gutsbesitzer, August ....., der einen äußerst romantisch gelegenen Landsitz in der Nachbarschaft bewohnte. Seine feine Bildung und einnehmende Beredsamkeit erwarben ihm bald das Vertrauen der drei Freundinnen, unter denen er Margarethe ganz besonders auszuzeichnen schien. Er brachte ihr die schönsten Blumen, die neuesten Bücher und die lieblichsten Compositionen für die Harfe, welche ungemischte Aufmerksamkeiten die gute Margarethe so erfreuten, daß sie schon anfing, sich zu prüfen, ob, im Fall er um sie anhalten würde, sie sich wohl entschließen könnte, ihm ihre Hand zu reichen. Eigentlich von Seiten des Bewerbers war hier offenbar nicht im Spiele, denn sein Vermögen überstieg das ihrige bei weitem.

Im Hochsommer erbat sich August .... von Frau Daniel Gevatterschaft und ihrer ganzen Familie, womit von Margarethens Freundinnen das Versprechen, sie einen Tag bei sich auf dem Lande zu sehen und sich die Bewirthung einer Landpartie gefallen zu lassen. Der Vorschlag wurde angenommen, und an einem Sonntage, vom herrlichsten Wetter begünstigt, ausgeführt. Margarethe hatte der Zahl nicht ohne einige Bellemmtheit an, da sie dem Mittelpunkt ihrer Gedanken damit entgegen zu gehen glaubte; das Fest war indessen so überraschend schön und sinnig arrangirt, daß sie es kaum bemerkte, wie August .... sich absichtlich für gewissen, was außerdem auch noch um so weniger einen bei der heiteren Eintracht hinterließ, da sie im Augenblick des Abschiednehmens von einer Unterredung auf den nächsten Tag eingeladen worden war.

Margarethe sah der ihr bestimmten Stunde nicht ohne einige Aufregung entgegen, die August .... endlich erschien und allerhand von seiner großen Landwirthschaft zu sprechen begann für die wenig ihm gegenüber sonderbare Zurückhaltung, die allein ihm den Muth ein-

gestellt, es der zu vertrauen, daß er von der einzigen Liebe für — Caroline .... erfüllt sei, um deren Hand er durch ihre Vermittlung anzuhalten wünsche, da es ihm an Selbstvertrauen fehle, sein eigener Werber zu sein. —

Das hatte Margarethe nicht erwartet. Bei wiedergewonnener Ruhe indessen fühlte sie deutlich, daß die durch ihr Inneres gehende Täuschung weniger einer verschmähten Liebe, als vielmehr einer getäuschten Erwartung zuzuschreiben sei, die einem Anfluge weiblicher Eitelkeit wehe gethan hatte, den jedoch die unerschütterliche Liebe zu ihrer Freundin Caroline .... bald wieder verscheuchte. Mit größter Bereitwilligkeit übernahm sie den ihr ertheilten Auftrag, der auch ein so williges Gehör fand, daß die Trauung der jungen Paares alsbald erfolgte, bei welcher Gelegenheit das Brautpaar an einer von Carolinens .... früher im Schatz besessenen Perle, auf einer nahen Wiese, zwei Bäumchen pflanzte, die auch Lange nachher bei den Freuden in der Gegend unter dem Namen „Herr und Frau ....“ bekannt geblieben.

Kaum hat Margarethe durch eine solch verhängnißvolle Verirrung geblieben geschen, so trübte ein an sich geringfügiger Vorfall ihren so mühsam hergestellten Frieden gründlicher werden. Einer Abends mit ihrer Mutter aus dem Theater nach Hause fahrend, brach unterwegs eine Achse, in Folge dessen der Wagen umstürzte. Von allen Seiten sprangen Helfende hinzu; man half der im Wagen Sitzenden aufstehen, und es fand sich, daß nur allein Margarethe durch die Splitter des zertrümmerten Wagenfensters an der Schulter eine Verletzung erlitten hatte. Unter den Hinzugeeilten befand sich auch ein junger Arzt, der seine ärztliche Hülfe mit vieler Bereitwilligkeit zur Genugthuung des Trauerfalls des Verunglückten nach ihrer Behausung übernahm. Mit geschickter Hand vollzog er das allerdings schmerzhafte Entfernen der Splitter aus der Schulter, und ein sanftem Blick gründlich, erfuhr der junge Mann, in welchem Hause er sich befand, sowie er sogleich sich als Dr. Ehrl aus Hildesheim (in der literarischen Welt schon damals durch seine Schriften vortheilhaft bekannt) zu erkennen gab.

Der empfindsam heranwachsenden Künstlerin hatte alle getroffene Einrichtung ganz vortrefflich, und Frau Bernard, in guter Beziehung

schlagung der gebrochenen Hülfe, erfuchte Dr. Ebel, die Heilung der Patientin in Gemeinschaft mit dem Hausarzte vorzunehmen.

Am nächsten Morgen fand sich Dr. Ebel wieder ein, um die Wunden näher zu untersuchen, und nun erst hatte Margarethe Gelegenheit, den Mann bei heller Tagesbeleuchtung vor sich zu sehen, der ihr so bereitwillige Hülfe geleistet. Er war eine große, hagere Gestalt, mit einer gebräunten, sonnverbrannten Physiognomie. Ein Paar blitzende Augen und eine schön geformte Nase ließen auf einen edlen Charakter schließen, welcher Zug sich jedoch beim Sprechen in eine höchst einschmeichelnde Freundlichkeit auflöste. Er sprach ein sehr reines Deutsch, doch haben aber ein wenig mit der Zunge an, was jedoch seiner Rede keineswegs nachtheilig war, sondern ihr vielmehr einen eigenthümlichen Wohllaut verlieh.

Dr. Ebel war 1764 in Italien geboren, hatte in Frankfurt a/O. Medicin und bis 1790 ununterbrochen in Wien gelebt, um sich als Arzt vollkommen auszubilden. Von dort ging er in die Schweiz, die ihm zur zweiten Heimath wurde. Seine [illegible] Werke sind bekannt und berühmt geworden. Die [illegible] sind ebenfalls von dem regen wissenschaftlichen Geiste, als der strebenden Natur dieses damals noch kindlichen Landes durchweht, und haben lange Zeit der größte Autorität für diese gründlichen Forscher gegolten. Dort verstand er sich bald veranlaßt zu werden, hatte er seinen Aufenthalt in Zürich genommen und Frankfurt verlassen, und war hier soviel mit Eifer als praktischer Arzt aufgetreten.

Gehalt Margarethens Fräulein, Caroline ....., war krank, der Erfahrung begegnete Aerzte konnten erhielt, eilte sie mit ihrem Manne herbei, um der Kranken ihre Theilnahme zu bezeigen, wobei August .... zu seiner großen Ueberraschung in Dr. Ebel jene interessante Erscheinung wieder erkannte, die ihm einst bei einer Schneelawine auf dem Rigi begegnete und zu welcher er sich schon damals so unwiderstehlich hingezogen fühlte. Bald knüpfte sich zwischen beiden Männern ein innigst Freundschaftsband, weshalb August .... veranlaßt wurde, sich für den kommenden Winter eine Wohnung hier in der Stadt zu miethen, die sein neu gewonnener Freund mit ihm theilen mußte.

Nun ging für Margarethe ein neues Leben auf. Ihre Heilung war glücklich von Statten gegangen. Sowohl die Veranlassung dazu, als auch der rasche und entsprechende Erfolg hatten Aufsehen erregt und dem interessanten jungen Arzte schnell eine bedeutende Praxis verschafft. In Margarethens Augen erschien er dadurch in einem immer glänzenderen Lichte, während sich ihr zugleich in dem kleinen Kreise ihrer intimeren Freunde sein männlicher Charakter in der anziehendsten Weise entfaltete. Das Ueberwiegende seines Geistes, das sich bei näherem Umgange in seiner Unterhaltung mehr und mehr offenbarte, machte einen entschiedenen Eindruck auf sie. Zum ersten Male fühlte sich der bei großen Liebe bis dahin fremd gebliebenen Herz in der Nähe dieses Mannes befangen, während in seiner Abwesenheit ein stilles Sehnen nach ihm ihre Brust durchzog.

Auch bei Dr. Ebert hatte das eigenthümliche Wesen Margarethens großes Interesse erregt; er bewunderte ihr edles und auch durch Bildung, und obgleich ihre äußere Erscheinung nicht das mindeste Anziehende für den kalten Freund, so war es doch der Reiz ihres Geistes, der ihn unwiderstehlich immer inniger an sie schloß. Aber es sollte noch eine geraume Zeit an ihr Herz kommen, bis ihm das dahin gänzlich fremd geblieben.

Einen Abend verlor er Margarethen ein ihr verschwundenes Buch bringen. Schon im Vorgange wurde er durch wundervolle Harmonien überrascht, die, deutlich folgend, ihn durch sämmtliche Zimmer führten. Lange lauschte er hier dem seltenen Spiele, ehe er sich so weit sammeln konnte, daß er durch seinen Eintritt es störte. Noch war er darüber ungewiß, ob es wirklich Margarethens Hand ist, welche diese so gefühlvolle Tonreihe hervorzauberte, als ein herbeigekommener Diener ihm die Gewißheit darüber gab. Er klopfte vergebens, aber es war ihm nicht mehr möglich, in das Heiligthum einzutreten, von woher ihr ihm so ahnungsvoll entgegengeweht. Er übergab dem Diener das Buch, trug ihm die freundlichsten Grüße an die Damen auf und entfernte sich schnell, gleichsam als fürchte er den heiligen Eindruck noch länger festhalten, den dieser Moment auf ihn gemacht.

Seine nächsten Besuche ließen Margarethen ein mehr ernstes, abgemesseneres Benehmen an ihm wahrnehmen; er war nachdenkender geworden und offenbar mit einem Gegenstande beschäftigt, über den er zum Entschluß zu kommen strebte. Daß er die Freundin belauscht, ermuthete er nicht, sowie er überhaupt ein bestimmtes, näher auf etwas einzehendes Gespräch absichtlich zu vermeiden schien.

Bei wiederkehrendem Frühling begab sich Caroline .... mit ihrem Gatten auf ihr Gut zurück und Dr. Ebel bezog eine andere Wohnung bei der Familie Becker hier. Seine Besuche bei Frau Gentard und ihrer Tochter Margarethe setzte er fleißig fort, und Letztere, der sich täglich mehr mit Liebe zu ihm hingezogen fühlte, konnte sich zwar deutlich überzeugen, daß auch sie ihm werth und schätzbar sei, aber auf eigentliche Gegenliebe wagte sie nicht, sich Hoffnung zu machen, da sie sich hier am kleinen Orte aufs Neue getäuscht sehen mochte.

Diesesmal aber war ihr keine Täuschung vorbehalten; denn wie Hagen .... seinen Jon Margarethen aufgefordert hatte, bei Caroline .... für ihn zu werben, so forderte jetzt Dr. Ebel die Letztere auf, für ihn um Margarethens Hand anzuhalten. — Wer vermag ihre traurige Ueberraschung zu schildern, als sie es sich nun frei und ohne Rückhalt gestehen durfte, wie sehr sie Ebel liebe. Caroline .... übernahm zum unverweilt dieses Geschäftniß und die heilige Verpflichtung, daß ihre Freundin unter allen Umständen ihr Schicksal an das seinige knüpfen werde. Nach dieser Zusicherung eilte Ebel, ihr selbst seinen freudigen Dank zu bringen und ihr zu gestehen, wie das Harfenspiel an jenem Abende für ihn entscheidend gewesen, und wie er es nur darum nicht gewagt habe, seinen Gefühlen Worte zu geben, weil er im tiefen Zweifel gewesen, ob die Beherrscherin der Töne sich würde entschließen können, zugleich auch die Beherrscherin seines Herzens zu werden.

Dr. Ebel konnte nun zwar ungehinderter den Worten und den süßen Harmonieen seiner Gefühlen lauschen, zu einer förmlichen Declaration aber konnte es jedoch noch nicht kommen, da der Ausbruch der französischen Revolution diese Verbindung mancherlei Schwierigkeiten entgegenstellte. Ebel sah sich durch diese Katastrophe in eine sehr ernste,

ja beſorgliche Stimmung verſetzt, da er ſelbſt einen ſehr lebhaften Antheil daran nahm, den er auch ſeiner Zeit durch die Ueberſetzung der Werke Sieyes u. ſ. w. thatſächlich bewieſen. Indeſſen mußten die Angelegenheiten ſeines Herzens doch endlich entſchieden werden, wozu ſich ihm denn auch alsbald eine paſſende Gelegenheit darbot.

Margarethens muntere Freundin Amalie .... feierte ihre Hochzeit mit einem in der Nähe wohnenden jungen Amtmanne, und zwar auf dem Gute von Auguſt ...., zu welchem Feſte auch Frau Bentard mit ihrer Tochter, ſowie Dr. Ebel geladen waren. Die Geſellſchaft war in heiterſter Stimmung, und letzterer glaubte daher auf der Rückfahrt den geeigneten Moment gefunden zu haben, der Mutter der Geliebten ſeine Wünſche eröffnen zu können; aber welch' ein vernichtendes Gefühl bemächtigte ſich ſeiner, als gegen alle Erwartung ſich Frau Bentard's eben noch ſo freundlichen Züge plötzlich in ernſte Falten legten! Kaum vermochte er ſeinen Antrag zu vollenden, den dieſelbe kalt und ſchweigend anhörte; ſie antwortete ausweichend, daß ſie eine ſo wichtige Familienangelegenheit erſt mit ihren Söhnen berathen und auch mit ihrem Schwager Henri beſprechen müſſe, ohne deren Zuſtimmung ſie nichts beſchließen könne; er würde demnächſt Weiteres darüber hören; bis dahin aber müſſe ſie ihn bitten, ihr Haus zu meiden. Dagegen proteſtirte Dr. Ebel auf das lebhafteſte, bis Margarethe mit der Bitte dazwiſchen trat, die Beſchlüſſe der Mutter zu ehren.

Hier nun erſcheint uns Frau Daniel Andreae in einem jener fruher ſchen angedeuteten Momente, in denen das ſonſt ſo liebreiche ihres Charakters und die Weichheit ihres Herzens, von dem eiſigen Hauche der Familienränke und der Vorurtheile angeweht, plötzlich zu erſtarren begannen. Hatte auch Dr. Ebel's geiſtiges Uebergewicht dieſelben, ihm gegenüber, bisher in Schranken zu erhalten gewußt, ſo hatten ſie dennungeachtet doch wohl niemals den Gedanken in ihr aufkommen laſſen, daß eine ſolche Capacität auch die Berechtigung in ſich fühlen könne, um die Hand einer Bentard anzuhalten. —

Was Margarethens Herz bei dieſem ſo plötzlichen Wechſel der Dinge litt, läßt ſich leichter fühlen wie ſchildern. Daran hatte ſie nie

im entfernteſten gedacht, daß der Mann ihrer Wahl zurückgewieſen werden könnte; ein Mann von ſo entſchiedenem Werthe, der von Allen, die ihn näher kannten, geliebt und geachtet war. Und dennoch geſchah es; trotz Margarethens Bitten und Thränen wurde Dr. Ebel's Antrag von der Mutter ſowohl wie von ihrem Schwager und ihren Söhnen auf das Beſtimmteſte abgelehnt. Die Weigerung mochte jedoch noch insbeſondere ihren Grund in den entſchieden republikaniſchen Geſinnungen des Dr. Ebel haben, die ihn bei den ariſtokratiſchen Familien in den Geruch gebracht, daß er zu den Jacobinern zähle, und wenn man ſeither aus Rückſichten darüber ein Auge zugedrückt hatte, ſo ließ man dieſelben nun gänzlich fallen, und ſuchte dem bisherigen Verhältniß dadurch ein Ende zu machen, daß ſich nach und nach Alles von ihm zurückzog, was ihm ſeither nahe geſtanden. Nur Auguſt und Caroline .... blieben ihm treu ergeben, und bei ihnen ſah Dr. Ebel auch ſeine Margarethe zum erſtenmale nach jener für ſie ſo ſchmerzlich geweſenen Trennung wieder; ihren Vorſchlag jedoch, ſich mit einem erneuten Antrage an die Mutter zu wenden, wies er mit dem ihm eigenen Selbſtgefühl auf das entſchiedenſte zurück. Mit Innigkeit bat er Margarethen, ſich ernſtlich zu prüfen, und wenn nach Allem, was ſie gegen ihn erfahren, ſie dennoch glaube, mit ihm glücklich ſein zu können, ihm ihre Treue zu bewahren, bis die Zeit gekommen, wo nur ſie allein über ſich zu gebieten haben würde. Unter den heiligſten Verſicherungen trennten ſich die Liebenden; ein Briefwechſel wurde eingeleitet und Dr. Ebel ging nach Paris. —

Jahre verſtrichen und brachten mancherlei Veränderungen in die Gontard'ſche Familie. Nicht ganz mit freiem Willen verließ Frau Gontard das ihrem älteſten Sohne eingeräumte Stammhaus, und zog mit Margarethen in den der Familie zugehörigen kleineren „Mehren" (am Eck der Falkengaſſe). Hier begann ſie zu kränkeln, und mit dem ſich bei ihr einſtellenden Vorgefühl, daß ſie ihrem Ziele entgegen gehe, fingen jene früher angedeuteten Härten und Ungleichheiten in ihrem Weſen an, ſich zu ebnen und auszugleichen. Die treue Pflege ihrer Tochter ſtimmte ſie milder und gütiger gegen dieſelbe, und einigemale hatte ſie ſogar ſchon angefangen, mit Margarethen wieder von

Dr. Ebel zu ſprechen und die Erinnerungen an ihn in einer Weiſe aufzufriſchen, die ihren Geſinnungswechſel deutlich errathen ließen. Eines Abends, als das Harfenſpiel der Tochter ſie mit leiſen klagenden Accorden zu bangen Ahnungen geſtimmt, in welche ſich wohl auch die Sorge um die Zukunft derſelben miſchen mochte, umarmte ſie das ihr ſtets ſo theuer geweſene Kind mit Thränen und mit dem Geſtändniß, wie ſehr ſie es nun bereue, in die Verbindung mit Dr. Ebel nicht gewilligt zu haben. „Doch tröſte dich," ſprach ſie zu ihr, „du wirſt doch einſt noch glücklich durch ihn werden; verzeihe mir den Verluſt der ſchönen Tage, um die ich dich gebracht, und nimm nun hier meinen Segen zu deiner Verbindung mit ihm. Vor meinem Tode aber, deſſen Annäherung ich fühle, verheirathe dich nicht, denn ich habe die Kraft nicht mehr, mit denen zu ringen, die dagegen ſein werden; du haſt als treue und liebende Tochter an mir gehandelt, und ſicher wird dich eine beſſere Zukunft dafür belohnen."

Weinend hielten ſich Mutter und Tochter lange umarmt. Margarethe ermannte ſich zuerſt und bat ſie innigſt, ihre Geſundheit zu ſchonen und ſich nicht von trüben Gedanken überwältigen zu laſſen. Aber die Ahnungen der Mutter hatten nicht getrügt; es war ihr Abſchied geweſen; denn nicht lange darauf (14. März 1840) trug man ſie zu Grabe.

Inzwiſchen hatte Dr. Ebel einen lebhaften Briefwechſel mit Margarethen unterhalten. Er hatte Paris verlaſſen und ſeinen Aufenthalt wieder in Zürich genommen. Seine Briefe waren herzlich, theilnehmend und im höchſten Grade freundlich, ohne jedoch die weitere Geſtaltung ihres gegenſeitigen Verhältniſſes näher zu berühren. Hier muß übrigens zwiſchen Beiden eine gewiſſe Spannung oder ein Mißdeuten der ſie beherrſchenden Gefühle eingetreten ſein, die eine Unklarheit in ihr Verhältniß zu einander brachte. Margarethe verſchwieg es, daß die Mutter noch vor ihrem Ende in die Verbindung mit Dr Ebel gewilligt, weil ſie in ſeinen Briefen ſtets vergebens das Verlangen danach erwartet hatte, und jener hielt damit zurück, weil er glaubte, daß es an Margarethen ſei, jetzt, nachdem ſie ſelbſtſtändig geworden, zuerſt nähere Andeutungen über die Geſtaltung ihrer Zukunft zu geben,

die ſich in Beziehung auf ihn allerdings noch auf demſelben Standpunkt befand, auf welchen ſie der Mutter abſchlägige Antwort verſetzt hatte. Der Inhalt ſeiner Briefe beſchränkte ſich daher meiſtens nur auf Rathſchläge, wie ſich die Freundin in ihrem gegenwärtigen Verhältniſſe noch zu erhalten und die vielen Talente und Geiſtesgaben zu benutzen habe, um ſich und Andere zu beglücken, und nur einmal warf er, gleichſam als ein Köder, die flüchtige Andeutung hin, daß er ſie vielleicht bald wieder zu ſehen hoffe. Dieſe ſonderbare, gegenſeitig unterhaltene Spannung machte Margarethen unendlichen Kummer, der ſich ihren Freundinnen oftmals bemerkbar machte. Es mochte ſich die beſorgliche Idee bei ihr gebildet haben, daß ihr ſo wenig begünſtigtes Aeußere doch nicht dazu geſchaffen ſei, einen Mann auf die Dauer zu feſſeln, und ſo vertrauerte ſie ſich muthlos in ſtillem Grame nur an der achtungsvollen Verehrung zehrend, die ihr Dr. Ebel ſtets in unveränderter Weiſe zu erkennen gab.

Ebels ſpätere Briefe drangen zu wiederholten Malen darauf, daß Margarethe in die Schweiz kommen möchte. „Kennen Sie, Beſte!“ ſchrieb er ihr, „die herrliche Schweiz näher kennen. Aber noch höher wie ihre Naturſchönheiten ſteht die Verfaſſung dieſes glücklichen Landes, die von den Gebrechen ihrer Nachbarſtaaten nichts weiß. Kommen Sie zu uns und theilen Sie mit uns die Ruhe und die Zufriedenheit, die ich, Sie wiſſen es ja, ſo gerne auch meinem lieben Vaterlande wünſchte.“ Wie ſo gerne wäre Margarethe dieſem Rufe gefolgt; aber der mögliche Verdacht, ihm nachgereiſt zu ſein, widerſtrebte ihrer Weiblichkeit, und ſo blieben ihr nur Thränen, um ihre Sehnſucht zu ſtillen.

Zu dieſem ſtillen Seelenkummer war ihre Freundin Caroline auf alle Art bemüht, ſie zu erheitern. Sie hat ſie, zu ihr aufs Land zu ziehen, wo ſie denn auch während eines günſtigen Sommers in öfters wiederholten Ausflügen eine ihr ſehr wohlthuende Erheiterung fand. Eben war man am ſpäten Abend ziemlich ermüdet von einer ſolchen Partie heimgekehrt, als den Ankommenden die überraſchende Nachricht wurde, daß ein eben eingetroffener Fremder ihrer im Zimmer harre. Aber wer malt Margarethens Ueberraſchung, als beim Eintritt in daſſelbe Dr. Ebel vor ihr ſtand. Er begrüßte ſie Alle aufs herzlichſte, doch

nicht ohne Margarethen gegenüber eine gewiſſe Bemeſſenheit zu beobachten; er theilte ihnen mit, daß er ſeine alte Wohnung bei Bechler's wieder bezogen und geſonnen ſei, aufs Neue ein Jahr in der alten freien Reichsſtadt zuzubringen, dann aber hoffe, daß ihn ſämmtliche Freunde in die ihm ſo theuer gewordene Schweiz begleiten würden.

Was Dr. Ebel bewogen, aufs Neue nach Frankfurt zurückzukehren: ob er die Abſicht hatte, die Möglichkeit einer Verbindung mit Margarethen näher zu prüfen und demgemäß zu handeln, iſt ein Räthſel geblieben. Inzwiſchen ſah ſich ihr gegenſeitiges Intereſſe durch den ſich zwiſchen Beiden entſponnenen geiſtigen Austauſch auf das lebhafteſte unterhalten. Er las ihr ſeine wiſſenſchaftlichen Forſchungen und ſeine Schriften über die Schweiz vor, ſie erfreute ihn dagegen mit ihren Harfentönen und theilte ihm Auszüge aus ihren reichhaltigen Tagebüchern mit; die früheren Tage aber kamen nicht mehr zur Sprache. Er ſchien abſichtlich jede Erklärung zu vermeiden und ſie dieſer Abſicht mit ſtummer Reſignation zu entſprechen.

So war das Jahr verſtrichen. Dr. Ebel rüſtete ſich zur Abreiſe, und Auguſt .... ſchickte ſich an, ſein Verſprechen zu erfüllen und den Freund zu begleiten. Im Begriff, dem Erſteren ein Billet zu ſchreiben, um ihm noch einiges auf die Abreiſe Bezügliche mitzutheilen, ſchnitt er ſich eine Feder, als eines ſeiner Kinder in der Nähe einen gellen Schrei ausſtieß. Erſchreckt darüber fuhr er mit dem Federmeſſer aus und brachte ſich an der ſogenannten Maus der linken Hand eine tiefe Wunde bei. Dr. Ebel eilte ſogleich herbei und auf der Stelle wurde ihm alle nur mögliche Hülfe geleiſtet; aber umſonſt! die Mundſperre trat hinzu und unter entſetzlichen Qualen mußte der Arme ſeinen Geiſt aufgeben. —

Mit trauerndem Herzen reiſte Dr. Ebel ab und nahm von Margarethen das Verſprechen mit ſich, ihn baldigſt in ſeinem neuen Vaterlande als Zürcher Kantonsbürger wieder zu ſehen. Die Ausſichten dazu ſchwanden jedoch immer mehr, und ſie konnte ſich nur zuweilen in des Freundes Nähe träumen, wenn ſie ſeine Wohnung beſuchte, die er in der Bechler'ſchen Familie beibehalten und worin er einen Theil ſeiner Sachen zurückgelaſſen, welche er Margarethens Obhut empfohlen.

Im Erdgeſchoſſe zum „alten Rebren", in welchem Margarethe nach dem Tode ihrer Mutter wohnen geblieben, hatte ein Schweizer Fabrikant aus Aarau ein Meſſiokal bezogen und von der Erſteren einige Zimmer dazu für ſeine mitgebrachte Frau und Tochter ermiethet. Dadurch entſpann ſich ein freundlicher Verkehr zwiſchen ihr und dieſer Familie Laur, der zur Folge hatte, daß Margarethe deren dringender Einladung folgte, einen Sommer bei ihnen in Aarau zuzubringen. Ihr ſo lange gehegter Wunſch, die Schweiz zu bereiſen, ſah ſich nun endlich erfüllt; längſt ſchon kannte ſie das ſchöne Land durch Dr. Ebels Mittheilungen in allen ſeinen Einzelnheiten, aber die Wirklichkeit übertraf bei weitem noch ihre Erwartungen.

Von Aarau aus wurden nun mehrere Ausflüge in Begleitung ihrer Freunde unternommen, die ſie auch nach Zürich führten. Hier bot Dr. Ebel alles für ſie auf. Margarethe ſah ſich von allen ſeinen Freunden umgeben, die liebevoll mit einander wetteiferten, ſich ihr angenehm und gefällig zu bezeigen. Ihre auffallende Größe und das Unſchöne ihrer Formen erregten zwar auch bei dieſen neuen Bekanntſchaften im erſten Augenblick der Begegnung einen eigenthümlichen, nicht für ſie ſprechenden Eindruck, aber die Liebenswürdigkeit ihres Umganges erſetzte alles und gewann ihr alle Herzen; von allen Seiten erhielt ſie Einladungen zu dieſer oder jener Familie auf dem Lande oder in der Stadt, und Jedermann war erfreut, ſie auf längere oder kürzere Zeit als Gaſt bei ſich zu ſehen.

So ging der Sommer herum; noch immer aber feſſelte ſie die Familie Laur mit wohlwollenden Banden, denen ſie ſich nicht zu entziehen vermochte, und im darauf folgenden Frühjahr zog es ſie abermals nach Zürich, wo ſie in Ebels Nähe ſich an deſſen Wirken und an der allgemeinen Achtung erfreute, die der ihr ſo theuer gewordene Mann bei ſeinen Mitbürgern genoß. Sie war glücklich in ſeinem Umgange, und nur der Gedanke konnte allein ſie betrüben, ſich ſeiner Nähe wieder entrückt zu ſehen.

Im Sommer 1810 mußte ſie endlich den Wünſchen ihrer Familie nachgeben und nach der Vaterſtadt zurückkehren. Hier aber fand ſie große, ihrem Herzen ſehr nahe gehende Veränderungen. Ihre Freundin

Caroline .... hatte als Wittwe mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt und sich genöthigt gesehen, ihr Gut und damit die Nähe Frankfurts zu verlassen. Ihre zweite Freundin, die einst so lebensfrohe Amalie ...., war im Wochenbette gestorben, und in Margarethens Herzen waren damit zwei Lücken entstanden, für die sie nur allein noch in Dr. Ebels Umgang Ersatz finden konnte. Es war ihr unmöglich geworden, länger hier auszudauern, und sie faßte daher den Entschluß, ihren Aufenthalt für immer in der Schweiz zu nehmen.

Ihr Bruder Franz, der ihr stets und überall mit treuer Liebe zur Seite stand, entsprach bereitwilligst auch diesem sehnlichsten ihrer Wünsche, und übernahm es, durch seine Geschäftsfreunde in Zürich, die nöthigen Einrichtungen zu einem dauernden Aufenthalte daselbst für sie treffen zu lassen. Eine schöne Wohnung wurde ihr am Züricher See gemiethet, die a[illegible]ach, was ihrem Hauptbedürfniß nach Ruhe, Frieden und Erhebung des Gemüths zusagen konnte. Eine reizende Aussicht, auf den schönsten Theil der Stadt sowohl, als auf den See und die ihn in der Ferne begrenzenden Gletscher, entfaltete mit jedem Morgen ihrem entzückten Auge neue Reize, während die nächsten Umgebungen des Hauses hinlängliche Gelegenheit boten, zu jeder Stunde sich in anmuthiger Weise im Freien zu ergehen.

Bald hatte Margarethe hier manches Lieblingsplätzchen aufgefunden, das sie vorzugsweise zu besuchen pflegte, und eben so bald fand sie sich auch so heimisch hier, daß sie hinaus eine nicht fern von ihrem Hause im See gelegene kleine grün bewachsene Insel, zu der sie sich öfters hinüberrudern ließ, wenn sie eine einsame Stunde genießen wollte, als die Stelle bezeichnete, wo sie einst der Mutter Erde sich zurückgegeben zu sehen wünsche.

Wie heimisch Margarethe in ihrem neuen Wohnsitze geworden und wie sehr man ihren anmuthigen Umgang daselbst suchte und ihre Talente schätzte, davon fand ich unter den Reliquien meines Archivs einen sehr bezeichnenden Beweis in einigen Versen, die man ihr bei nahe einer Gelegenheit, wahrscheinlich zu einem vier Seiten darbietenden Geschenke, gedichtet und welche zu einer jeden dieser Seiten wohl die, der dargebrachten Gabe entsprechende Inschrift gebildet haben

mögen. Sie bezeugen zugleich die hohe Virtuosität ihres Harfenspiels, dem man die schmeichelhafteste Anerkennung darin zollt, und sprechen sich in folgender Weise aus:

Der Meisterin auf der Harfe,

Margaretha Gontard aus Frankfurt a. M.

1.

Orpheus! Du bildetest lange schon
Die Harfe zum Saitenharmonikon. —

2.

Dreifache Wonne bezaubert Jeden:
Dein Blick, Dein Harfenspiel, Dein Reden. —

3.

Durch hohen Geist und reines Gefühl
Entzückt Dein bescheidenes Wort,
Warum entzückt auch Dein Harfenspiel?
Du redest durch ihren Accord. —

4.

Das heißt nicht Harfe spielen — das heißt:
Meisterlich bezaubern das Herz und den Geist. —

Unter so wohlthuenden Verhältnissen war Margarethen theils in beschaulicher Zurückgezogenheit, theils in abwechselnden Ausflügen nach den schönsten Cantonen der Schweiz, die Zeit bis zum Herbste des Jahres 1813 angenehm verflossen. Für den kommenden Sommer war dem Canton Appenzell ein Besuch zugedacht, wenn die Reisepläne jetzt schon einmals einen Gegenstand der Unterhaltung bildeten, während jedoch das Geschick über die Ausführung derselben anders beschlossen hatte.

Die Gemahlin des österreichischen Gesandten am Münchner Hofe, Baronin v. Wels, eine geborne Frankfurterin, hatte, während ihr Mann ein benachbartes Bad gebrauchte, ihren Aufenthalt in der Schweiz genommen. Sie suchte Margarethe, als eine frühere Bekannte, auf und entschloß sich, einige Zeit in ihrer Nähe in Zurich zu bleiben.

Eines Abends las Dr. Ebel den beiden Damen Auszüge aus seinem Reisejournal über Italien vor. Die Baronin, welche dieses Zauberland ebenfalls bereist hatte, stimmte in die herrlichen Schilderungen mit ein, welche die Lectüre entfaltete und die Margarethen zu dem sich lebhaft äußernden Wunsch veranlaßten, all das Schöne gleichfalls in der Natur kennen zu lernen, das hier in so reizenden Farben geschildert wurde. Die Baronin, welche über Zeit und Geld gebieten konnte, hielt sie beim Wort, und bald war Margarethe überredet, eine so schöne Gelegenheit nicht unbenutzt zu lassen, da sich hier so Vieles vereinige, was ihr die Reise angenehm und nützlich machen könne. „Ich habe," sagte die Baronin, „einen sehr bequemen Reisewagen bei mir und biete Ihnen, als einer so liebenswürdigen Reisegesellschafterin, mit Vergnügen einen Platz darin an, so daß Sie für nichts weiter, als für Ihre persönlichen Bedürfnisse zu sorgen haben sollen." Diesem so überaus freundlichen Anerbieten konnte Margarethe nicht widerstehen; die Abreise wurde auf die nächste Woche bestimmt und ohne Säumen zu den dazu nöthigen Vorbereitungen geschritten.

Zur Stunde des Scheidens fanden sich die nächsten Freunde, worunter auch Dr. Ebel, bei Margarethen zum Abschied ein. In heiterster Laune erwartete man den Reisewagen, der endlich, die Straße herauf rasselnd, vor der Thüre hielt. Der herabspringende Jäger öffnet den Schlag und läßt den Tritt nieder, der aber, im Momente des Einsteigens, unter Margarethens Füßen zusammenbricht. Eine Verletzung in der rechten Seite des Unterleibes und eine zweite am Knie waren die Folgen dieses unglücklichen Falls, von dem die große Gestalt sich nur mit Mühe wieder erheben konnte, um ins Zimmer zurückgebracht zu werden. Damit waren alle Hoffnungen, das schöne Italien zu sehen, verschwunden.

Anfangs hielt Dr. Ebel die Verletzungen nicht für so erhebliche; doch fand er für nöthig, die Kranke zum Gebrauch der kalten Bäder auf den Rigi zu schaffen und sie dort Molken trinken zu lassen. Die Kur versprach den besten Erfolg. Dr. Ebel wich nicht von ihrer Seite, und schon fingen die stärkenden Bäder, die würzigen Molken und die kräftigende Bergluft an, ihre zu den besten Hoffnungen be-

rechtigende Wirkung zu äußern, als plötzlich die Temperatur auf den Bergen umſchlug und eine eiſige Luft den beſorgten Freund nöthigte, die Patientin wieder nach Zürich zurückbringen zu laſſen. Hier machte das Uebel ſo überhandnehmende Fortſchritte, daß ſich die Kunſt der Aerzte vergebens mühte, ihm Einhalt zu thun.

Von Seiten der Familie gelangten die dringendſten Bitten nach Zürich, Alles aufzubieten, die ihr ſo theure Verwandtin zu erhalten. Man machte Vorſchläge, ſie nach Frankfurt zurückkommen zu laſſen, ſelbſt wenn ſie in einer Sänfte dahin getragen werden müßte; aber Dr. Ebel, der mit dem zweiten Arzte, Dr. Lavater, in der Anſicht über das Uebel vollkommen übereinſtimmte, erklärten die Reiſe für durchaus unausführbar, und ſo trat die Leidende das Jahr 1814 unter unnennbaren Qualen an, die ſelbſt nur zu lindern, kaum ein Mittel mehr zu finden war. Sie konnte das Bett nicht mehr verlaſſen und ſah ſich nicht ſelten, wenn daſſelbe gemacht wurde, einer Ohnmacht ausgeſetzt.

So war Margarethe denn nur allein auf ihre Geduld und Ergebung angewieſen, die ſie auch nie verließen; ſie klagte nur ſelten und erkannte ſtets mit dem wärmſten Dank den treuen Beiſtand ihrer Freundinnen, ſowie die ſorgliche Pflege ihres ihr innigſt ergebenen Mädchens Bäthely, die ſich unermüdlich darin bewies.

Zu Anfang des Herbſtes 1814 ließ ſie ihrem Bruder Franz ſchreiben, wie ſehr ſie ſich ſehne, ihn oder wenn das nicht ſein könnte, wenigſtens ſeine Frau, die ihr ſtets eine ſo liebe Freundin geweſen, einmal wieder zu ſehen. Leider konnte dieſer Wunſch nicht erfüllt werden, da Letztere an oft ſich wiederholenden heftigen Magenkrämpfen litt, wodurch ſich Beide an dieſer damals noch mit mancherlei Beſchwerden verbundenen Reiſe gehindert ſahen. Man ſandte ihr dagegen ihre beiden Nichten, Frau Belli-Gontard und Mimi Schönemann, in Begleitung ihres Schwagers, dem Vater der Letzteren. Dies gewährte ihr mindeſtens die Erheiterung, einmal wieder über die Angelegenheiten der ganzen Familie ausführlich unterrichtet zu werden.

Ein ſich darüber vorfindender Brief von der letzteren der beiden Nichten beſtätigt in rührender Weiſe die ausharrende Faſſung und die

ſich gleichbleibende Milde und Freundigkeit der Kranken. „Wie ſchwer wird es mir ums Herz," heißt es darin, „wenn ich bei dem wohlthätigen Eindruck, den ihr ſanftes Weſen und ihre Geduld auf mich macht, an den beſtimmten Ausſpruch der Aerzte denke, daß keine Rettung für ſie möglich ſei. Ihr vortrefflicher Charakter hat noch immer in Allem ſeinen Ausdruck behalten, was ſie ſpricht und thut. Das iſt es auch, was ihre hieſigen Freunde ſo hoch an ihr ſchätzen, die ihr eine kaum zu beſchreibende Sorgfalt widmen," u. ſ. w.

Nach erfolgter Rückreiſe dieſes ihr ſo lieb geweſenen Beſuche neigte ſich ihr Daſein, obgleich langſam, aber doch ſichtbar ſeinem Ende zu. Am 27. November fand ſie Herr G..., an den ſie empfohlen und der ſtets ihr treueſter Beiſtand geblieben, auffallend verändert. Sie ſelbſt fühlte, daß der Moment ihrer Auflöſung gekommen, und ſah ihm mit Ruhe und ohne Zagen entgegen. Sie blickte freundlich auf ihre Umgebung und winkte Herrn G... zu ſich, dem ſie zuflüſterte, er möge Dr. Ebel entfernen, da ſeine Gegenwart ihr nahes Scheiden erſchwere. Weinend trat er an ihr Sterbelager, drückte den letzten Scheidekuß auf ihre ſchon kalten Lippen und entfernte ſich tief bewegt in ein Nebenzimmer. Noch einmal öffnete ſie die ſchon geſchloſſenen Augen, um ſie gleich darauf auf immer wieder zu ſchließen.

Am 30. November (1814) wurde ihre irdiſche Hülle unter dem Geleite ihrer vielen Freunde und Verehrer in Zürich und gefolgt von ihrem aus St. Gallen herübergekommenen Neveu, des Sohnes ihres Bruders Franz, auf dem Kirchhofe neben dem Frauen-Münſter zur Erde beſtattet, wo eine Urne ihre Ruheſtätte bezeichnet. Bereits am 24. Juli hatte ſie dem Herrn G... ein verſiegeltes Billet mit der Bitte übergeben, es erſt nach ihrem Tode zu öffnen. Es enthielt unter andern auch die Verfügungen der Verſtorbenen, die ſich mit den Worten einleiteten:

„Ich erſuche Herrn G..., nach meinem Tode, der nach ſo vielen ausgeſtandenen Leiden hoffentlich bald erfolgen wird, nachfolgende Kleinigkeiten, welche Bäbely, mein Mädchen, wohl kennt, unter meine Freunde vertheilen zu laſſen, nämlich:

1) Herrn Dr. Ebel das Bild in meiner Schlafſtube, eine Madonna, nebſt allen meinen Papieren;

u. ſ. w. u. ſ. w."

Dr. Ebel hat ihr Andenken bis an ſein Ende mit treueſter Liebe bewahrt. Er erkrankte im Jahre 1829 und ſtarb am 8. October 1830, unvermählt. Margarethe hatte bei der Behörde ihrer Vaterſtadt ein Teſtament hinterlegt, deſſen Vermächtniſſe ihr durch ihre Freigebigkeit gemindertes Vermögen bedeutend überſtiegen, die jedoch ihr Bruder Franz ſämmtlich auf das gewiſſenhafteſte erledigte.

So endete eine ſchöne edle Seele ihr irdiſches Daſein, die bei ihrem Erſcheinen in die roſenfarbenſte Zukunft blicken konnte, welche jedoch ein unerforſchliches Verhängniß plötzlich in trübe Nebel hüllte. Wie liebreich demungeachtet ihr Herz unter den Einflüſſen deſſelben geblieben, beweiſt ein unter dem Nachlaſſe meiner ſel. Frau von ihr vorgefundener Brief an dieſelbe, der, ohne Jahreszahl, wahrſcheinlich zur Zeit der Vermählung ihrer Nichte, der Frau Pelli-Bontard (1810), geſchrieben zu ſein ſcheint und den ich zum Schluſſe als ein Zeugniß ihrer Denk- und Schreibart hier folgen laſſe. Er lautet:

Wildegg, den 16. Oct.

„Dein lieber Brief, beſte Mimi, den ich ehegeſtern erhielt, hat mir das lebhafteſte Vergnügen gewährt und mir den herzlichſten Beweis gegeben, daß Du mir, trotz meiner langen Abweſenheit, Dein Andenken noch immer treu bewahrteſt. — Ich danke Dir mit ganzer Seele für Deine Liebe, und erwidere ſie mit all' der Herzlichkeit, deren ich fähig bin. Du biſt ſo gut, meine Briefe ſtets ſo raſch zu beantworten, daß dieſe liebevolle Bereitwilligkeit mich hoffen läßt, Du werdeſt mir öfter die Freude machen, mir in meiner Einſamkeit Nachrichten von Euch, ihr Lieben, die ihr mir Alle ſo werth und theuer ſeid, mitzutheilen. Wie gerne hätte ich Dich, Liebe, ſchon bei meiner Abreiſe gebeten, zuweilen etwas von Dir hören zu laſſen; die Beſorgniß jedoch, Dir Mühe zu machen, hielt mich zurück, und darum freut es mich nun um ſo mehr, daß Du meinen Wünſchen zuvorgekommen."

„Erſt geſtern traf hier die Kiſte ein, welche unter andern auch das Geſchenk Deiner lieben Mutter enthielt. Ich konnte ihre Ankunft kaum erwarten, da mir Herr Laur geſagt, daß eine Schachtel von derſelben darin ſei. Sage ihr meinen herzlichſten Dank für ihr liebevolles Andenken, das mich über alle Beſchreibung erfreut hat. Die beiden zierlichen Hauben ſind mir wie über den Kopf gegoſſen und werden mir für den Winter treffliche Dienſte leiſten. Aber der liebe Brief, mit dem Du ſie, meine beſte Mimi, begleitet, und der ſo ganz aus treuem, redlichem Herzen geſchrieben iſt, gibt dem Geſchenke noch einen beſonderen Reiz, und ich möchte Dich, Liebe, nur ſo recht dankbar dafür ans Herz drücken können. Ich hoffe, dieſe Beweiſe Deines mir bewahrten Andenkens werden, trotz den Zerſtreuungen des geräuſchvollen Winters, nicht aufhören, ſich bald wieder zu vermehren."

„Wie ſehr bedaure ich, daß ich bei der Hochzeit der guten Marie (Frau Belli-Gontard) nicht zugegen ſein kann, obgleich es dabei an Freudenthränen nicht fehlen wird. Die Heirathen aus wahrer Neigung ſind ſtets ganz eigenthümliche Feſte für mich; ſie ſind ſo ſelten, und darum möchte ich bei allen zugegen ſein, um dieſes ſeltene Glück ſo recht von Herzen theilen zu können."

„Aber Dich, beſte Mimi, bitte ich dringend, mir vor den erſten zehn Monaten ja keine ſolche Streiche zu machen, da ich ſonſt Extrapoſt nach Frankfurt kommen müßte, indem ich Dein Glück unmöglich aus der Ferne mit anſehen könnte. Laſſe Dir das in allem Ernſte geſagt ſein, liebes Mädchen, und erſpare mir einſtweilen noch die koſtſpielige Reiſe."

„Doch Scherz bei Seite; bei ſo vielen herangewachſenen Nieces ſteht einem faſt täglich eine neue Verlobung bevor, und iſt es doch auch kein Spaß, ſich von allen Seiten Großtante titulirt zu hören. Darum, Liebe, warte Du hübſch, bis ich ohnehin wieder zu Euch komme, und ich ſtehe Dir dafür, daß kein fröhlicherer Gaſt bei Deinem Feſte ſein ſoll, als Deine treue Tante, die Dich ſo innig liebt."

„In dieſem freundlichen Hauſe, wo man ſo überaus gütig gegen mich iſt, werde ich in jeder Hinſicht faſt verwöhnt. Wir machen öfters kleine Reiſen in die benachbarten Städte Aarau und Lenzburg, und

leben überhaupt auf das Angenehmſte. Mariane Laur iſt ein gutes, liebes Kind der Natur, die mir treu und wahrhaft ergeben iſt, und mir meine guten Niecen mit ihrer Liebe erſetzt. Das Glück des ganzen Hauſes aber iſt ein Kind von dreiviertel Jahren, welches die Schönheit und Freundlichkeit ſelbſt iſt und uns Alle unendlich erfreut. Wir liegen oft Alle bei ihm auf der Erde und freuen uns, mit ihm ſpielen und ihm aufwarten zu können — u. ſ. w."

Dr. Ebel's literariſcher Ruf hat ſich ſeitdem durch ſeine naturwiſſenſchaftlichen und ethnographiſchen Werke, und namentlich durch ſeine „Anleitung, auf die nützlichſte und genußreichſte Art die Schweiz zu bereiſen," während einer langen Reihe von Jahren im anerkennendſten Andenken erhalten; um ſo größeres Intereſſe wird man daran nehmen, hier das Letztere in ſo anziehender Weiſe wieder aufgefriſcht und ergänzt zu finden.